

**DIE KUNST BÜCHER
ZU BINDEN, ODER
DIE
BUCHBINDERKUNST
AUF IHREM
NEUESTEN...**

Ch. F. G. Thon



Techn.,
207¹

Thon.



Conspectus

der
bis jetzt erschienenen 137 Bände
des
Neuen Schaulazes
der
Künste und Handwerke.

Mit Berücksichtigung der neuesten Erfindungen.
Herausgegeben von einer Gesellschaft von Künst-
lern, Technologen und Professionisten. Mit vie-
len Abbildungen. 1817 — 44.

1. Bb. Cupel, der vollkommene Conbitor	1 Rthl.
2. " Thon, Kunst, Bücher zu binden	1 " "
3. " Parfüß, Optik, Katoptrik und Dioptrik	23 " "
4. " Kunst des Seifensiedens und Lichtziehens	1 " "
5. " Bröckel, Tischlerkunst	1 " "
6. " Vitalis, Lehrbuch der gesammten Färberei	2 " "
7. " Woltersdorf, Brot-, Semmel- u. Bäckerei	1 " "
8. " Schutze, Gold- und Silberarbeiter	1 " "
9. " Bender, das Ganze der Kleidermacherkunst	1 " "
10. " Schmidt, Tapetenfabrication	1 " "
11. " Der Schuh- und Stiefelmacher	1 " "
12. " Thon, Fleischerhandwerk	1 " "
13. " Guth, Handbuch der Kochkunst	1 " "
14. " Thon, vollständige Anleitung zur Lackkunst	2 " "
15. " Thon, Drehkunst in ihrem ganzen Umfange	1 " "
16. " Der vollkommene Parfümeur	1 " "
17. " Perrottet, Indig-Fabrication	1 " "
18. " Hüttmann, Cementir-, Lüncher- u. Stuccatur-Arbeit	2 " "
19. " Wölfer, Anweisung zum Treppenbau	1 " "
20. " Schmidt, Chocoladefabricant	1 " "
21. " Riffault, Färberei auf Wolle, Seide u.	1 " "
22. u. 23. Matthaen, Handbuch für Maurer	2 " "
24. " Schedel, Destillirkunst und Licorfabrication	1 " "
25. " Thon, Fabricant bunter Variere	1 " "
26. " Matthaen, Stein- und Dammseker	1 " "
27. " Schutze, Unterricht im Bau der Reitsättel	1 " "
28. " Wölfer, Kalk- und Gyps Brennerei	1 " "
29. " Serviere, Cultur, Kelterung, Behandl. u. d. Weine	1 " "
30. " Auch, Handbuch für Landuhrmacher	1 " "
31. " Höck, Nadler, Drahtzieher, Kardätschenmacher	1 " "
32. " Beumenberger, vollkommene Juwelier	1 " "
33. " Fontenelle, Essig- und Senfbereitung	1 " "
34. " Schaller, wohlunterrichteter Ziegler	1 " "
35. " Thon, Wachsfabricant und Wachszieher	1 " "
36. " Fontenelle, Delbereitung und Delreinigung	1 " "

37. Bd. Wettengel, Anleitung zum Seigenbau	2 1/2 Rthl.
38. = Pilzecker, Hutmacherkunst	1 1/2 .
39. = Bergmann, Stärke- u. Fabrication	1 1/2 .
40. = Pelet, Gebäude, Zimmer- und Straßen-Beleuchtung	1 1/2 .
41. = Leischner, vollkommene Linirkunst	1 1/2 .
42. = Handbuch der Frisirkunst	1 1/2 .
43. = Pesched, das Ganze des Steindrucks	1 1/2 .
44. = Haumann, Seidenbau	1 1/2 .
45. = Der Brunnen-, Röhren-, Pumpen- u. Spritzen-Meister	1 1/2 .
46. = Stratingh, Vereitung und Anwendung des Glases	1 1/2 .
47. — 49. Matthaen, Handbuch für Zimmerleute	5 .
50. = Grandpre Handbuch der Schlosserkunst	1 1/2 .
51. = Matthaen, Ofenbaumeister und Feuermechanist	1 1/2 .
52. = Matthaen, die Kunst des Bildhauers	1 1/2 .
53. = Lebrun, Klempner und Lampenfabricant	1 1/2 .
54. = Thon, Kupferstecher- und Holzschnittekunst	1 1/2 .
55. = Thon, Lehrbuch der Reiskunst	1 1/2 .
56. = Bastenaire, weißes Steingut zu machen	2 .
57. u. 58. Weinholz, Handbuch der Mühlenbaukunst	4 .
59. = Leischner, Verfertigung von Barrarbeiten	1 .
60. = Thon, Anleitung Meerschäumkörper zu verfertigen	1 1/2 .
61. = Matthaen, der vollkommene Dachdecker	1 1/2 .
62. = Leng, Lehrbuch der Gewerbskunde	2 .
63. = Bürck, Juwelier, Gold- und Silberarbeiter	2 1/2 .
64. = Ciliar, Riemen und Sattler	1 1/2 .
65. = Lebrun, Wagner, Stellmacher u. Chaisenfabricant	3 .
66. — 71. Verdam, Grundsätze der Werkzeugwissenschaft u. Mechanik. I. Thl. 1 1/2 Rthl. — II. Thl. 3 Rthl. — III. Thl. 2 Rthl. — IV. Thl. 1. — 4. Abthlg. A. u. b. T. Verdam, Dampfmaschinen zu beurtheilen und zu erbauen. 5 1/2 Rthl.	12 .
72. = Schmidt, Handbuch der Zuckerfabrication	2 .
73. u. 74. Lenormand, Handbuch der Papierfabrication	5 .
75. = Schumann, durchsichtiges Porzellan anzufertigen	1 1/2 .
76. = Biot, Anlegung und Ausführung aller Arten von Eisenbahnen	1 1/2 .
77. = Schmied, Korb- und Strohflechtkunst und die Siebmacherei	1 .
78. = Sternheim, Construction der Sonnenuhren	1 1/2 .
79. = Leng, Handbuch der Glasfabrication	2 1/2 .
80. u. 81. Hartmann, Metallurgie für Künstler u. Handwerker	3 1/2 .
82. = Siddon, englischer Rathgeber zum Poliren, Beizen, Lackiren u. c.	1 1/2 .
83. = Greener, Gewehrfabrication u. Büchsenmacherkunst	1 1/2 .
84. = Leng, der Handschuhfabricant	1 .
85. = Landrin, die Kunst des Messerschmiedes	1 1/2 .
86. = Kösling, Weinschwarz-, Phosphor-, Salmiak- u. c. Fabrication	2 .
87. = Thon, Stahmalerei und Vergoldungskunst	1 1/2 .
88. = Bastenaire, Kunst, Löpferwaare zu fertigen	1 1/2 .
89. = Thon, Klavier-Saiten-Instrumente	1 1/2 .
90. = Barfuß, Geschichte der Uhrmacherkunst	1 .
91. = Wölfer, Seilerhandwerk	1 1/2 .
92. = Luftfeuerwerkerei. 2 Bändchen	1 1/2 .
93. = Ilre, Handbuch der Baumwollen-Manufactur	4 1/2 .
94. = Wölfer, Pergamenten, Leimsieder und Potaschen-fabricant	1 .
95. = Thon, Anleitung zur Branntweinbrennerei	1 1/2 .

96. Vb.	Schmidt, Grundsätze der Bierbrauerei	12 Rthl.
97.	Hartmann, Probirkunst	1
98.	Ganvier, Construction und Einrichtung der Dampfschiffe	24
99.	Bergmann, Mühlenbauer und Zeugarbeiter	2
100.	Verdam, Werkzeugwissenschaft IV. Theils Organisationsband	1
101.	Hohne u. Nöbling, der Kupferschmied	1
102.	Barfuß, die Kunst des Weichers oder Kupfers	1
103.	Hartmann, Handbuch der Metallgießerei	4
104.	Schmidt, Feuerzeug-Practicant	1
105.	Reimann, Kunst des Besamentirers	1
106.	Sennwald, Linnen- und Tischzeugweberei	3
107.	Thon, Holzbeistkunst	1
108.	Wallack, Gurtler und Brenncarbeiter	1
109.	Terremer, Hufschmied	1
110.	Schmidt, Handbuch der gesammten Färberei	2
111.	Schmidt, die Färbekunst	1
112.	Hartmann, Brennmaterialkunde	1
113.	Hartmann, Handbuch der Pulverfabrication	1
114.	v. Könnert, Schleifen der Edelsteine	1
115.	Kühn, Kammacher	1
116.	Hartmann, Seidenmanufacturwesen	2
117.	Schmidt, Farbenlaboratorium	2
118.	Schmidt, Emailfarben-Fabrication	1
119.	Hoppe, Bürstenfabricant	1
120.	Scherf, Waidindigüre	1
121.	Dieter, Lehrbuch für Schneider	1
122.	Hartmann u. Schmidt, Wollmanufactur	3
123.	Walker, Galvaneylanst	1
124.	Hartmann, antische Brunnen	1
125.	Schmidt, Aluminirkunst	1
126.	Schmied, Schirmfabricant	1
127.	Flachat, Locomotivführer	1
128.	Schmidt, Flachsmaschinenspinnerei	2
129.	Alfing, Spreßfabricant	1
130.	Schmidt, Kürschnerkunst	1
131.	Schmidt, Ruchsenmacherkunst	1
132.	Scherf, Kleinigkeitsfärberei	1
133.	Schmidt, Kunst des Vergoldens u.	2
134.	Hertel, Academie der zeichnenden Künste	2
135.	Schmidt, Handbuch der Baumwollenweberei	2
136.	Thon, Ritzkunst	1
137.	Thon, Lothkunst	1

Neuer
**Schauplatz der Künste
und Handwerke.**

Mit
Berücksichtigung der neuesten Erfindungen.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft von Künstlern, Technologen und
Professionisten.

Mit vielen Abbildungen.



Fünf und zwanzigster Band.

Der Fabricant bunter Papiere, von Chr. Fr. Gottl. Thon.

Weimar, 1844.

Verlag, Druck und Lithographie von B. F. Voigt.

Die Kunst Bücher zu binden

für

Buchbinder u. Freunde dieser Kunst,

welche

Bücher aller Art selbst binden, solche färben,
marmoriren, sprengen, vergolden und
lackiren wollen,

von

Christian Friedrich Gottlieb Thon.



Zweiter Theil,
welcher die Fabrication bunter Papiere enthält.

Dritte verbesserte Auflage.

Weimar, 1844.
Verlag, Druck und Lithographie von Bernh. Fr. Voigt.

Der Fabricant bunter Papiere

oder:

vollständige Anweisung,

alle bekannten Arten farbiger und bunter Papiere, namentlich: einfarbige ordinäre und dergleichen extraordinäre Papiere, gefärbte Postpapiere, Satinet- oder Atlaspapiere, Blumenpapiere, Maroquin- und Saffianpapiere, Titelpapiere, einfarbige und bunte Marmpapiere, gesprenkelte oder porphyrartige Papiere, Gold- und Silberpapiere, Kattun- und lithographirte Papiere, Tapetenpapiere, Trispapiere, Wachs-, Del- und Rostpapiere u. fabrikmäßig zu verfertigen,

vereinigt mit der Kunst,

die fabricirten Papiertapeten geschmackvoll aufzu-
ziehen, zu vergolden und zu lackiren.

Ein

nützliches und nothwendiges Handbuch

für

Papierfabricanten, Buchdruckerherren, Buchbinder, Papparbeiter, Tapezierer und andere Künstler.

Von

Christian Friedrich Gottlieb Thon,

Dritte verbesserte Auflage.

Mit 13 Figuren.

Weimar, 1844.

Verlag, Druck und Lithographie von Bernh. Fr. Voigt.





Vorbericht

zur ersten Auflage.

Die Papierfärberei besteht in der Kunst oder Wissenschaft, allerlei färbende Stoffe dem Papiere nicht allein auf mancherlei Art und Weise, sondern auch so fest und dauerhaft, als nur möglich ist, mitzutheilen.

Welche große Vortheile diese Kunst den Papierfabricanten, Buchdruckerherren, Buchbindern, Papparbeitern, Tapezierern u. s. w., gewährt, wenn diese verschiedenen Künstler den Stoff, welchen sie zu Ausübung ihres Geschäfts gebrauchen, selbst zu färben, oder auf andere Weise zuzurichten vermögend sind, geht aus der Sache selbst hervor und wird sich aus einigen Beispielen um so leichter einsehen lassen. Denn wenn auch viele Sorten ein- und mehrfarbiger Papiere in den meisten Städten von einigem Range käuflich zu bekommen sind, so tritt doch oft der Umstand ein, daß gewisse Muster ausgehen, daß daher ein Buchbinder einzelne Theile eines Werks, die später erscheinen, nicht immer ganz gleichförmig zu überziehen im Stande ist, wenn er nicht mit größern Kosten und Zeitverluste die gewünschten Muster aus fernern Orten verschreiben will. Dieses hat er nun nicht nöthig, wenn ihm die Kunst, seine einsfarbigen und bunten Papiere selbst zu verfertigen, zu Gebote steht. Ebenso tritt auch nicht selten der Fall ein

*

daß Buchdruckerherren Gelegenheitsgedichte, Umschlagstitel u. s. w. auf gefärbtes Papier in starker Auflage zu drucken haben und sie sich dieses Material zu theuern Preisen kaufen müssen, wenn sie solches nicht selbst zu verfertigen im Stande sind. So geht es auch den andern Künstlern, welche in Pappe arbeiten und die zu ihren Fabricaten eine Menge bunter Papiere zu Belegungen und sonstigen Verzierungen bedürfen und den Gewinn dafür Andern überlassen müssen, sofern sie nicht selbst die nöthige Kenntniß und Geschicklichkeit besitzen, das erforderliche Material zu färben. Hierzu kommt noch, daß geschickte Künstler, bei zu großer Concurrnz, nicht immer volle Arbeit haben, und daß die Fabrication bunter Papiere, als Nebengeschäft, ein herrliches Mittel ist, die müßigen Stunden mit Nutzen auszufüllen. Diese Vortheile werden aber noch bedeutender und gewinnreicher, wenn diese Kunst im Großen betrieben, mithin auch auf die Bedürfnisse Anderer ausgedehnt und selbst damit die Fabrication der Papiertapeten verbunden wird. Niemand wird nämlich in Abrede stellen können, daß in neuern Zeiten der Luxus und die Mode fast bei allen Ständen und in allen Verhältnissen und Lagen gegen sonst außerordentlich zugenommen hat und gleichsam zum Bedürfnisse geworden ist. Wenn, z. B., vormalß Zimmer mit einem grünen, blauen, gelben oder rothen Farbenanstriche bei den meisten Ständen die höchstezierde waren und der Bewohner derselben sich glücklich und behaglich fühlte, seine Gemächer auf diese Art colorirt zu sehen: so ist man jetzt mit einem so einfachen Schmucke bei Weitem nicht mehr zufrieden. Der jetzige Schönheitsinn verlangt mehr als eine solche Eintönigkeit, welche nur das Auge ermüdet; er will auf eine feinere und glänzendere Art befriedigt seyn; er wünscht nicht allein Veränderung und

Abwechslung, sondern diese Abwechslung soll auch theuer und kostspielig seyn, daß nicht jeder gleichen Schritt halten, nicht Jeder in einem ähnlichen Genuße schwelgen und sich in reizenden Vergnügungen ebenso glücklich fühlen könne. Verdrängt ist jetzt aus dem Zirkel der Reichen und Vornehmen die sonst so beliebte Staffirmalerei auf Tüncherarbeit; sie hat der Papiersfärberei, welche größere Schönheit mit Abwechslung und Dauer vereinigt, weichen müssen. Und welch' eine Pracht liefern die heutigen Künstler in diesem Fache! Die schönsten Papiertapeten aller Art, wie man kaum gewirkte hat, bedecken die Wände und weichen keinem andern Stoffe an Schönheit und Pracht. Man verfertigt nicht nur gepresste, sondern auch Metallmohr- und sogenannte velurirte Tapeten und verziert sie mit allerlei fremden Stoffen, stellt nicht bloß Laubwerk, Blumen und Landschaften, sondern selbst ganze Gemälde und große historische Stücke mit Farbendruck her und vereinigt damit die Kunst, geschmackvoll zu vergolden und glänzend zu lackiren, in einem hohen Grade von Vollkommenheit. Dieß beweisen die gelungenen Etablissements von Seidan, Spörlin und Rahn in Wien, von Ferdinand Friedrich Zoller in Augsburg, J. Zauber und Comp. in Nixheim bei Mühlhausen, von Wilh. Sattler in Schweinfurt u. a. m., deren Fabricate an Schönheit der Dessins den Französischen gleichkommen und dieselben an Glanz der Farben noch übertreffen. Außerdem werden in Deutschland an vielen Orten ordinäre einfach- und doppeltgefärbte Papiere, gefärbte Postpapiere, Glanz-, Atlas- und Satinetpapiere, Cassian- oder Maroquinpapiere, bunte, marmorirte, gesprenkelte, gedruckte, gepresste, guillochirte u. a. Papiere, namentlich in Aachen, Altona, Aschaffenburg, Augsburg, Berlin, Braunschweig, Breslau, Cassel, Dresden, Düssel-

dorf, Frankfurt a. M., Fürth, Göttingen, Gotha, Halberstadt, Hamburg, Hannover, Herrnhut, Karlsruhe, Langensalza, Leipzig, Mainz, Mannheim, Mühlhausen, München, Neuffen, Nürnberg, Prag, Schwabach, Schweinfurt, Ulm, Urach, Wien u. s. w., in Menge fabrikmäßig verfertigt, und einen sehr bedeutenden Handel mit bunten Papieren aller Art treiben in'sbesondere Nürnberg nebst den benachbarten Städten Fürth und Schwabach, wo mehrere Hundert Menschen einzig damit beschäftigt sind, auch Augsburg, Gotha, Wien u. s. w.

Es dürfte demnach die Bearbeitung einer eigenen Schrift, welche die Kunst:

Alle bekannten Arten farbiger und bunter Papiere, als einfarbige, ordinäre und extraordinäre, einfarbige Postpapiere, Satinet- oder Atlaspapiere, Maroquin- und Cassianpapiere, einfarbige und mehrfarbige Marmorpapiere, gesprenkelte oder porphyrtartige Papiere, Gold- und Silberpapiere, sogenannte Kattun- und Tapetenpapiere u. s. w.

mit den geringsten Kosten fabrikmäßig zu verfertigen lehrte, kein unverdientliches Unternehmen seyn, um so mehr, als im ganzen Gebiete der deutschen Literatur noch keine Darstellung existirt, welche diesen wichtigen Gewerbszweig so gründlich und ausführlich behandelt, daß Jeder, der sich damit abgeben will, ohne sich vorher damit beschäftigt zu haben, darin mit Allem dem genau bekannt und vertraut wird, was ihm in theoretischer und praktischer Hinsicht davon zu wissen nöthig ist. Denn die kleine Schrift, welche im literarischen Centralcomptoir zu Leipzig unter dem Titel: der vollkommene Papiersärber u. auf 60 kleinen Seiten ohne Jahrszahl erschienen ist, verdient in jedem Betrachte mit dem Namen eines unvollkommenen und unbrauchbaren Papiersärbers belegt zu werden; auch das Handbuch der Buch-

druckerkunst 2c. Berlin 1820, enthält in dem kurzen Anhange von wenigen Blättern: Papier auf alle Arten zu färben, nur einzelne Winke und wenige Farbenrecepte zu Darstellung einfarbiger Papiere; ebensowenig können die einzelnen Abhandlungen, die sich in den Schriften eines Hermbstädt, Leuch, Gütle u. s. w. finden, Befriedigung geben, schon deshalb, weil sie, wie Bruchstücke, zerstreut umherliegen und zu keinem Ganzen systematisch aufgeführt sind; was endlich die Schrift von W. A. Schuder betrifft, die unter dem Titel: Vollständige Anweisung, bunte Papiere, als Türkische, Rattunpapiere und andere Arten mehr, sowie auch Pergament selbst zu verfertigen, nebst einer kurzen Anleitung, Flecke aus Papier und Pergament zu machen, zu Leipzig 1808 und zu Pirna, ohne Jahreszahl in 30 Octav-Seiten, erschienen ist, so läßt sich schon aus dem kleinen Umfange, der übrigens noch allerlei fremde Nebendinge enthält, schließen, wie wenige Befriedigung dieses kurze Nachwerk geben kann, seine Fehlerhaftigkeit nicht einmal zu gedenken.

Es hat daher der Verf. gegenwärtiger Schrift, im Besitze reichhaltiger Materialien und vertraut mit diesem Zweige der Technologie, es gewagt, diese Lücke auszufüllen; ob aber ihm die Ausführung so gelungen ist, daß sich der Unkundige auf diesem Wege leicht und sicher forthelfen könne, ohne vorher eine Menge fehlgeschlagener Versuche zu machen und vieles Geld zum Opfer zu bringen; darüber wird ein wahrer und dabei unpartheiischer Kenner zu urtheilen im Stande seyn. Wenn aber auch diese Schrift hier und da noch Manches zu wünschen übrig lassen sollte, so bittet man zu bedenken, daß es bei so geringen Hülfsmitteln nicht so leicht ist, ein völlig unangebautes Feld sogleich in den besten Stand von Cultur zu setzen, daß Alles seine Zeit haben will

und daß selbst der fruchtbarste Samen auf dem besten Boden erst keimen, Wurzeln schlagen und in die Höhe treiben muß, bevor er, als Pflanze blühen und Früchte tragen kann. Auch glaube Niemand, daß sich die vielen verschiedenen Handgriffe auf dem schriftlichen Wege so leicht darstellen lassen, oder daß jedes technische Unternehmen sogleich vollkommen gelingen müßte; denn die Erfahrung hat es bewiesen und beweist es täglich, daß man bei Ausübung einer mechanischen Kunst nur nach und nach zu einem hohen Grade von Ausbildung gelangen kann, daß man aber um so schneller von Stufe zu Stufe in die höchste Höhe menschlicher Kunstfertigkeit zu steigen vermag, wenn eine richtige Theorie der Praxis zur Begleiterin dient, obgleich Viele, jedoch nur Unkundige, in dem irrigen Wahne stehen, daß allein nur die Praxis sicher zum Ziele führt, ein Glaube, auf dessen Widerlegung man sich hier, aus mancherlei Gründen, nicht einlassen kann.

Anfänglich hatte der Verfasser die Idee, der zweiten Auflage seiner Buchbindekunst die Papierfärberei, soweit solche den Buchbinder und Papparbeiter interessirt, in einem besondern Anhang in gedrängter Kürze beizufügen. Allein es fand sich bei dem Beginnen dieser Arbeit gar bald, daß es nicht möglich sey, diesen Gegenstand, in dem angewiesenen so beschränkten Raume, kurz, zugleich umfassend und hinlänglich verständlich abzuhandeln, wenn nicht die Brauchbarkeit, durch den Mangel der Vollständigkeit, zu sehr einbüßen sollte. Hierzu gesellte sich der Umstand, daß die zweite Auflage der Buchbindekunst durch eine Menge nothwendiger Zusätze fast um das Dritttheil stärker geworden war, und daß die Papierfärberei, so kurz solche auch ausfallen mochte, wegbleiben mußte, wenn der bisherige Preis der Buchbindekunst nicht ansehnlich erhöht werden

sollte, wozu der Herr Verleger, aus guten Gründen, keine Lust hatte. Der Plan wurde demnach dahin abgeändert, daß die Buchbindekunst und die Papierfärberei zwar als zwei besondere Schriften, jede für sich, erscheinen sollten, beide zusammen aber ein Ganzes ausmachen könnten. Dadurch ist der Verfasser, von keinem Raume beschränkt, in den Stand gesetzt worden, diesen Gegenstand nicht allein in seinem ganzen Umfange, sondern auch mit der nöthigen Ausführlichkeit und Deutlichkeit zu bearbeiten, und er hofft, daß das Publikum dadurch nicht verloren, wohl aber gewonnen haben dürfte; denn nunmehr konnte auch die Fabrication der Papiertapeten, welche jetzt einen nicht unbedeutenden Artikel des Handels ausmachen, angereihet und damit die Kunst vereinigt werden, solche gehörig aufzuziehen, zu vergolden und zu lackiren, und gewiß wird diese Ausgabe manchem Privatmanne, der einen Tapezierer nicht sogleich bei der Hand hat, und der selbst gern für sich handthiert, willkommen seyn. Aber von solchen gefärbten Papieren, wo die Farbe dem Zeuge in Papiermühlen, mittelst des Geschirres, d. i., in den Stampflöchern oder in dem sogenannten Holländer, zugefetzt wird, ist hier die Rede nicht; diese Kunst gehört vor das Forum des eigentlichen Papiermachers, und darin haben es die Holländer vor Andern am Weitesten gebracht, welche nicht nur blaues und violettes, sondern auch rothes u. a. Papier, das so häufig zum Einpacken des Hutzuckers, der feinen Leinwand, der Nadeln u. s. w. gebraucht wird, mit einer fast unnachahmlichen Geschicklichkeit verfertigen.

Was die innere Einrichtung gegenwärtiger Schrift betrifft, die mit der zweiten Ausgabe unserer Buchbindekunst zugleich erscheint und als ein nothwendiges Seitenstück derselben betrachtet werden kann, so haben wir überall, wo es nur immer mög-

lich war, Alles auf theoretische Begriffe zurückgeführt, um den Fabricant bunter Papiere in den Stand zu setzen, über sein Gewerbe richtig urtheilen zu können. Um auf diesen Zweck rationell und wissenschaftlich hinzuführen, haben wir:

1) die sämtlichen Geräthschaften, Instrumente und Werkzeuge, welche bei Ausübung der Papierfärberei in einer Werkstätte absolut erforderlich sind, einzeln angegeben;

2) die verschiedenen Materialien, färbende Stoffe und Flüssigkeiten, welche man zur Fabrication farbiger, bunter und bedruckter Papiere wesentlich nöthig hat, nach den Kennzeichen ihrer Güte und sonstigen Beschaffenheit, alphabetisch aufgeführt;

3) von der Zubereitung oder Bearbeitung und Behandlung der Farben und Farbstoffe, welche bei der Papierfärberei in Anwendung kommen, oder ihrer Eigenschaften wegen, kommen können, ausführlich gehandelt.

Erst nach diesen, zwar etwas weitläufigen, der Sache nach aber durchaus nothwendigen, Prämissen, konnten wir auf die Kunst oder Wissenschaft: Papier auf verschiedene Art zu färben, zu marmoriren, zu sprengen, zu drucken, zu vergolden und zu lacciren, übergehen, wobei wir dann im Stande waren, uns bei der Beschreibung selbst um so kürzer zu fassen. Uebrigens können wir die Versicherung geben, daß Jeder, welcher streng nach unsern Vorschriften handelt, mit Gewißheit dem Gelingen seiner Arbeit entgegensehen kann, denn es ist nichts aufgenommen worden, was sich nicht in der Erfahrung als richtig und gut begründet hätte. Doch ist dem Anfänger zu rathen, bevor er im Großen arbeitet, Versuche im Kleinen zu machen, damit Papier und Farben nicht unnöthig verloren gehen.

Indem sich der Verfasser einem billigen und nachsichtsvollen Publicum bestens empfiehlt, wünscht derselbe, daß auch diese Schrift Beifall und gute Aufnahme finden möge.

Schwarza, im Julius des Jahres 1826.

Der Verfasser.

V o r b e r i c h t

z u r z w e i t e n A u f l a g e .

Bei dieser zweiten Auflage will der Verfasser bloß bemerken, daß derselbe solche genau durchgegangen, an sehr vielen Orten, wo es nöthig gewesen ist, verbessert und mit allen neuen Erfindungen, welche ihm in diesem Gebiete bekannt geworden sind und sich in der Anwendung als bewährt gesunden haben, vermehrt hat, und er wird es sich auch ferner angelegen seyn lassen, alles Nützliche zu sammeln, um nach und nach die Papierfärberei so practisch, als nur möglich, zu machen.

Gleichzeitig mit dieser Schrift erscheint auch die dritte Auflage unserer Buchbindekunst, und da beide Schriften häufig ineinander greifen und sich wechselseitig aufeinander beziehen: so sind sie gleich-

sam als ein Ganzes zu betrachten, an das sich unsere Lackirkunst, dritte Auflage, anschließt, und erst aus dem Vereine dürfte der beabsichtigte Nutzen vollkommen hervorgehen, und gewiß wird der Herr Verleger den gemeinschaftlichen Ankauf, bei unmittelbaren Bestellungen, durch einen verhältnißmäßig geringeren Preis zu erleichtern bemüht seyn.

Schwarza, im Mai 1832.

Der Verfasser.

Vorbericht

zur dritten Auflage.

Daß das Practische, auf Erfahrung Begründete, sowohl in unserer Lackirkunst, als auch Buchbinderkunst und Papierfärberei, überall vorherrscht, beweisen die vielfachen Auflagen und günstigen Beurtheilungen dieser gemeinnützigen Schriften, und dem Verfasser gereicht die Ueberzeugung, viel Brauchbares und Nützliches geliefert zu haben, zu nicht geringer Freude und Zufriedenheit. Auch die gegenwärtige dritte Auflage der Papierfärberei ist in allen ihren Theilen

sehr verbessert und ansehnlich vermehrt worden, wie Jeder sogleich finden wird, der eine Vergleichung anstellt; denn nicht allein fast jeder Artikel ist berichtigt, theils abgeändert, theils durch Zusätze erweitert worden, sondern es sind auch ganz neue Bereitungsarten der Fabrication gefärbter Papiere hinzugekommen, namentlich: die Blumenpapiere, die lithographirten Papiere, die Trispapiere, die Wachs-, Del- und Rostpapiere, das sogenannte Steinpapier u. a. m. Der Verfasser ist mithin nicht auf seiner Stelle stehen geblieben, sondern hat, nach Möglichkeit, mit dem Geiste der Zeit und seinen Erfindungen und Verbesserungen gleichen Schritt gehalten, aber Nichts aufgenommen, was sich durch die Erfahrung nicht als gut und brauchbar be-
 thätigt hätte. Deshalb können wir die Versicherung geben, daß sich Niemand, der genau nach unsern Angaben und Vorschriften operirt, getäuscht finden und, wie man zu sagen pflegt, leeres Stroh dreschen wird; und eben darin liegt der besondere Vorzug unserer technischen Schriften, daß nicht bloß auf eine gesunde Theorie gebaut, sondern stets auch das Practische in das Auge gefaßt und gewissenhaft, ohne Rückhalt, mitgetheilt worden ist. Es kann also der an-
 gehende Papierfärber, für welchen diese Schrift insonderheit bestimmt und geschrieben ist, solche getrost und mit Zuversicht gebrauchen, ohne befürchten zu müssen, Mißgriffe zu thun und durch Schaden erst klug zu werden, und wir brauchen zu unsern Gunsten weiter nichts anzuführen, als daß die Papierfärberei, so gut, als unsere Lackirkunst, Buchbindekunst, Holzbeizkunst, die Staffirmalerei und Vergoldungskunst, Obstzucht, Branntweinbrennerei, Schießkunst, Hundedressur u. a. Werke auf langem Studium und eigener Erfahrung beruhen, und wenn Mancher dieses für paradox oder problematisch hält, dem diene zur Nach-

richt, daß der Verfasser ein Alter von 68 Jahren erreicht und seit 30 Jahren, solange er aus seiner amtlichen Anstellung und Wirksamkeit getreten ist, aus Vorliebe sich mit der Technologie, Chemie u. a. Künsten und Wissenschaften beschäftigt hat, und binnen 30 gereiften Jahren kann man mit Eifer und Fleiß, von der Natur nicht ganz verwahrloßt, viel lernen und dann wieder lehren.

Erfurt, im Jahre 1843.

Der Verfasser.

I n h a l t.

	Seite
Vorbericht, welcher zugleich die Stelle einer Einleitung vertritt.	IX — XX
Erstes Capitel. Von den Geräthschaften und Instrumenten, die man zur Fabrication gefärbter, bunter u. a. Papiere in einer Werkstätte nöthig hat.	1
1) Die Werkstube oder Werkstätte	—
2) Arbeits- oder Werkstisch	3
3) Glättmaschine	4
4) Glättsteine	8
5) Eine große Presse (Stockpresse)	9
6) Eine große Mulde	11
7) Ein Leimsack oder Beutel	—
8) Ein Reibstein nebst Käufer	12
9) Verschiedene Farbennäpfe	13
10) Eine Parthie Preßbreter	—
11) Einige Falzbeine	14
12) Ein Kleistergefäß	—
13) Ein Leimtiegel	—
14) Ein eiserner Mörtel	—
15) Eine Waage nebst Gewicht	—
16) Mehrere Bürsten	15
17) Ein Waschschwamm mit Maschine	—
18) Mehrere Pinsel, als runde und flache Borstenpinsel zum Anstreichen der einfarbigen Papiere, u. Spreng- oder Schlagpinsel zum Sprengen	16

	Seite
19) Mehrere Geschirre zum Färben der einfarbigen Papiere, der Postpapiere und der mehrfarbigen Papiere	19
20) Einige Breter mit Wachstuch	20
21) Einige verglichen, mit feinem oder abgetragenen Tuche überzogen, zur Darstellung des einfarbigen Marmors	—
22) Einige verglichen, mit Leisten versehen, zur Verfertigung der Saffianpapiere	—
23) Einige Kämme zum Marmoriren	21
24) Ein Bacquet oder runde Wanne	—
25) Ein oder zwei Chassis	—
26) Mehrere Formen zum Drucken	22
27) Mehrere viereckige Rahmen, mit Fäden überspannt	—
28) Eine Bank, mit Leisten versehen	23
29) Eine Parthie Schnüre	—
30) Ein An- und Aufhängekreuz	—
u. a. m.	

Zweites Capitel. Von den Materialien, färbenden Stoffen und Flüssigkeiten, welche man zur Fabrication farbiger und bunter Papiere nöthig hat.

1) Acacienholz und Blüthen	25
2) Alaun	—
3) Auripigment oder Operment (Rauschgelb)	27
4) Avignonsbeeren	28
5) Weinschwarz oder Knochenschwarz	—
6) Weizen oder Basen	29
7) Bergblau oder Kupferblau	31
8) Berggrün, Kupfergrün, Schiefergrün, Ungarisch oder Tyrolisch Grün	—
9) Berlinerblau	32
10) Berlinerroth oder Lackroth	34
11) Bimsstein	—
12) Bindfaden	—
13) Blauholz oder Campecheholz	35
14) Bleigelb, Massicot oder Massicot	36
15) Bleiweiß	—
16) Bleizucker	39
17) Bolus	—
18) Borsten	40
19) Brasilienholz, Rothholz u.	—
20) Braunroth oder Englischroth und Schönroth	43
21) Braunschweigergrün	44

	Seite
22) Bremergrün und Bremerblau	44
23) Carmin oder Karmin	45
24) Carminlack	—
25) Casselergelb, Mineralgelb und Casselerbraun	46
26) Chica	—
27) Chromgelb, auch Chromgrün und Chromroth	47
28) Citronensaft	—
29) Compositions-schwarz	—
30) Curcuma oder Gelbwurzel	—
31) Eisenschwärze	49
32) Eislebenergrün	50
32b) Englischgrün	—
33) Erlangerblau	—
34) Erlenrinde	—
35) Essig	—
36) Färberröthe oder Krapp	51
37) Flohsamen	53
38) Florentinerlack	—
39) Friesisch Grün	—
40) Frankfurter Schwarz	—
41) Galläpfel und Gallustinctur	54
42) Gelbbeeren oder Kreuzbeeren	56
43) Gelbe Erde, Berggelb	58
44) Gelbholz und Sorten	—
45) Glasglanz	59
46) Glimmer	60
47) Gold- und Silber (Musiugold und Musivsilber)	—
48) Goldpurpur	62
49) Grüne Erde	—
50) Grünspan, Spangrün, auch Kupfergrün	63
51) Gummi (Arabisches, Senegalisches und Tragant- gummi)	64
52) Gummigutt	66
53) Hamburgerblau (Kugelblau)	67
54) Harze	—
55) Hausenblase oder Fischleim	—
56) Heidelbeeren	68
57) Indig und Indigolack	—
58) Kaisergrün	71
59) Kermes	—
60) Kienrauch oder Kienruß	—
60b) Knochenschwarz	72
61) Kobaltblau und Kobaltgrün	—
62) Cochenille	—

	Seite
63) Königsgeßel und Königsblau, Louisenblau zc.	74
64) Königswasser (Aqua regis)	—
65) Kohlenſchwarz	—
66) Kreide	75
67) Kremerweiß	76
68) Kugellack	—
69) Lackfarben	—
70) Lackfirniß	77
71) Lacklack (Färberlack, Lackbye)	78
72) Lackmus	—
73) Laktrigenſaft	79
74) Lampenſchwarz	—
75) Laſur- oder Saftfarben	—
76) Laugenſalze oder Alkalien	80
77) Leim (Ziſchlerleim)	—
78) Maculatur	83
79) Malerfarben	—
80) Mennige (Minium)	—
81) Metallfarben	84
82) Mineralblau	85
83) Mineralgrün	—
84) Wittisgrün	—
84b) Molybdängrün	85
84c) Molybdänblau	86
85) Neapelgelb oder Giallolino	86
86) Neublau, Neugelb, Neugrün, Neuroth	—
87) Neuwiederblau und Neuwiedergrün	—
88) Nöcher oder Nöcher	87
89) Ochſengalle	—
90) Ochſen- oder Färberzunge	88
91) Orlean, Rokou oder Anatto	—
92) Orseille	90
93) Papier	—
94) Pariſerblau und Pariſergrün	94
95) Pergamentſpäne	—
96) Perſio	95
97) Perſiſches Grün	—
98) Pottaſche (Cineres clavellati)	—
99) Preußiſch Roth	96
100) Quercitron	97
101) Rebſchwarz	—
102) Saflor	—
103) Safran (Crocus)	99
104) Saftgrün, Blaſen- oder Beergrün	100

	Seite
105) Salmiak und Salmiakgeist	100
106) Salpeter und Salpetersäure (Scheidewasser)	101
107) Salz, Kochsalz, auch salzsaures Natrum	102
108) Sabels- oder Santelholz	—
109) Scharte	104
110) Scheelsches oder Schwedisches Grün	—
111) Scheerwolle, Scheerhaare, Staub- oder Tuchwolle	—
112) Schiefer- oder Schuppenweiß	—
113) Schmalte	105
114) Schüttgelb	—
115) Schwarze Erde	—
116) Schwefelsäure oder Bitrioldl	106
117) Schweinfurtergrün	—
118) Soda	107
119) Spanischweiß und Spanischschwarz	—
120) Stärkemehl oder Amidam	—
121) Streuglanz	108
122) Talk oder Talkstein	—
123) Terpentindl	109
124) Tornesol	—
125) Ultramarin	—
126) Umbraun	110
127) Vitriol (a. Eisen-, b. Kupfer- u. c. Zinkvitriol)	111
127b) Wachs und Wachsseife	112
128) Waib	113
129) Walnußschalen	—
130) Waschfarben	114
131) Waschschwamm	115
132) Wasser	—
133) Wau	116
134) Weingeist (Spiritus vini)	117
135) Weinstein	—
136) Weinsteinssäure und Weinstein Salz	118
137) Wienerlact und Carmoisinlact	—
138) Zinkweiß	119
139) Zinnauflösung, Zinnsolution, Zinnbeize	—
140) Zinnober	120
141) Zinn Salz, salzsaures Zinn oder Zinnorydul	122
142) Zwickdauverblau	123

Drittes Capitel. Von der Zubereitung oder Bearbeitung, Mischung und Behandlung der Farben und Farbestoffe, welche bei der Papierfärberei in Anwendung kommen . . . 123

§. 1. Begriff und Verschiedenheit der Farben . . . —

	Seite
§. 2. Eintheilung der Farben	124
§. 3. Haupt- oder einfache Farben	126
§. 4. Neben- oder zusammengesetzte Farben	130
§. 5. Mischung der Farben zur Hervorbringung eines bestimmten Farbtons	132
§. 6. Von den Flüssigkeiten, welche zum Reiben, Ausziehen und Verlegen der Farbestoffe gebraucht werden, namentlich: a) das reine Wasser; b) das mit Leim, Gummi oder Stärke versetzte Wasser und c) die Milch	139
§. 7. Das Reiben der Mineralfarben	147
§. 8. Das Schlämmen der Mineralfarben	149
§. 9. Vorsichtsmaaßregeln beim Schlämmen und Reiben der Mineralfarben	151
§. 10. Vom Verlegen oder Anmachen der geriebenen Mineralfarben	152
§. 11. Herstellung der flüssigen Farben aus vegetabilischen und thierischen färbenden Substanzen	153
§. 12. Allgemeine Regeln, welche bei dem Auftrage der Farben zu beobachten sind	164
Viertes Capitel. Die Fabrication der einfarbigen Papiere	167
1) Ordinare einfarbige oder sogenannte Sandpapiere	—
a) Vom Papiere, dessen Wahl und Behandlung (Feuchtung) vor dem Färben	168
b) Von den Farben, deren man sich zum Anstreichen und Abziehen bei der Fabrication der ordinären einfarbigen Papiere bedient	173
α) Mineral- und Körperfarben	—
β) Flüssige Farben	184
c) Die Art und Weise, die verschiedenen Farben auf eine oder die andere Methode dem Papiere dauerhaft und gleichförmig mitzutheilen	198
d) Das Trocknen, Glätten und Pressen der ordinären einfarbigen Papiere	203
2) Extraordinäre einfarbige Papiere, die eine sehr glänzende Oberfläche erhalten und daher vorzugsweise Glanzpapiere auch Atlas- oder Satinetpapiere genannt werden	208
Fünftes Capitel. Die Fabrication der gefärbten Postpapiere	215
Sechstes Capitel. Die Fabrication der Cassian- oder Maroquinpapiere, der lactirten oder sogenann-	

	Seite
ten Titelpapiere und der gepreßten und guillochir- ten Papiere	228
1) Die Cassian- oder Maroquinpapiere	229
2) Die lackirten oder sogenannten Titelpapiere	240
3) Die gepreßten und guillochirten Papiere	243
Siebentes Capitel. Die Fabrication der ges- sprengten oder granit-, syenit- und porphyrartigen Papiere	245
Achtes Capitel. Die Fabrication der Gold- und Silberpapiere	250
1) Die einfachen oder glatten Gold- und Silberpa- piere	251
2) Die gemusterten Gold- und Silberpapiere	261
a) Durch Abdruck mit kalten Formen	262
b) Durch Abdruck mit Stempel oder Fileten	—
c) Durch Patronen	263
3) Das versilberte Chineserpapier	265
Neuntes Capitel. Die Fabrication der marmor- artigen Papiere	266
1) Die einfarbigen Marmorpapiere, auch Kleistermar- morpapiere oder Herrnhuterpapiere genannt	268
2) Die mehrfarbigen oder bunten Marmorpapiere, auch Türkische Papiere u. s. w. genannt	274
Zehntes Capitel. Die Fabrication der Kattun- papiere	299
Elftes Capitel. Die Fabrication der Papierta- peten	318
a) Die Fabrication der glatten oder Kattunartig ge- druckten Papiertapeten	322
b) Die Fabrication der erhabenen oder velutirten, ver- goldeten und versilberten Papiertapeten	337
c) Von den Farben, welche bei der Fabrication der Papiertapeten angewendet werden	343
d) Die Kunst, die gefertigten Papiertapeten auf die Wände der Zimmer gehörig aufzuziehen und dauer- haft zu befestigen	345
Zwölftes Capitel. Kurze Anweisung, die einfär- bigen und bunten Papiere, auch Kattun- und Ta-	

	Seite
petenpapiere zu größerer Dauer und Schönheit mit einem Lackfirnisse zu überziehen, oder auf andere Weise zu verschönern	352
Anhang, welcher einige Arten Papiere zu fertigen lehrt, die, streng genommen, zwar nicht zum Fache des eigentlichen Papierfärbers gehören, aber oft von ihm verlangt werden, nebst einigen andern wissens- werthen Dingen	363
Erklärung der Kupfer	372



Erstes Capitel.

Von den Geräthschaften und Instrumenten, welche man zur Fabrication gefärbter und bunter Papiere in einer Werkstätte nöthig hat.

Die Geräthschaften und Instrumente, welche der Fabricant bunter Papiere zu Ausübung seiner Kunst nöthig hat, lassen sich auf zweierlei Art angeben und ordnen: einmal nach dem Alphabete, und zweitens nach den verschiedenen Geschäften, wobei sie in Anwendung kommen. Wir haben, aus leicht zu erklärenden Gründen, die letztere Methode gewählt; werden zuerst der Geräthschaften und Instrumente für den allgemeinen, und dann derjenigen zu besonderm Gebrauche gedenken, und haben durch eine möglichst klare und deutliche Beschreibung der Kupfer zu entübrigen gesucht, um diese gemeinnützige Schrift dadurch nicht zu vertheuern. Uebrigens kommt nicht die Quantität der Werkzeuge, sondern deren Qualität in Betrachtung, weil sich nur mit guten Geräthschaften und Instrumenten leicht, bequem und richtig arbeiten läßt.

1) Eine Werkstube, Werkstätte oder Arbeitszimmer ist das erste und vorzüglichste Stück, welches ein Fabricant bunter Papiere haben muß.

Schauplag 25, Bb. 3. Aufl.

1

Eine solche Arbeitsstube muß nicht allein, der Dünste wegen, die nothwendig mit der Papiersfärberei in Verbindung stehen, wenigstens 8 Fuß hoch und für mehrere Gehülfen geräumig genug seyn, sondern auch große, lichte Fenster und weder eine zu trockene, noch zu feuchte Lage haben, denn das Papier verlangt einen gewissen Grad von Feuchtigkeit, wenn es die Farben gut und leicht annehmen soll. Nächstdem muß auf Ersparniß eines möglichst freien und großen Platzes in der Gegend vor dem Arbeitstische und Druckgestelle, um sich bei der Arbeit ungehindert bewegen zu können, gesehen werden, und dies wird hauptsächlich dadurch erzielt, wenn die Anordnungen zur Aufbewahrung des Werkzeuges in der Werkstatt so getroffen werden, daß solches den Arbeitern leicht zur Hand ist, ohne zu nahe beisammen zu stehen und gleichsam auf einem Haufen zu liegen. Auf der einen Seite kommen die Arbeits- oder Werkstische, auf der andern der Druck- und Marmorir-Apparat und andere nothwendige Gegenstände zu stehen. Zwischen beiden in der Höhe sind die Schnüre aufgezogen, auf welchen man die Papiere trocknet; auch dürfen mehrere dünne und glatte Stangen nicht fehlen, die von einer Seite zur andern reichen und so eingerichtet sind, daß man sie aus- und einheben kann. An der Hinterwand befindet sich die Stockpresse und neben derselben ein Schrank mit gut passenden Thüren, um darin die Farben und andere Materialien, auch kleine Geräthschaften, als Falzbein, Gewicht und Waage, Pinsel, Bürsten, Farbensnäpfe, Leim- und Kleistergefäße, Leimsack u. s. aufzu bewahren, damit kein Staub dazu kommen könne. Die übrigen kleinen Geräthschaften werden aufgehängt, und die größern finden unter den Arbeitstischen so lange ihren Platz, bis sie gebraucht werden. Neben dieser Ordnung ist auch die größte Reinlichkeit

zu beobachten, damit sich der Staub nicht sammeln könne. Wird das Geschäft sehr ausgedehnt mit vielen Arbeitern betrieben, so sind natürlich auch mehrere Arbeitsstuben mit den beßufigen Eigenschaften erforderlich, und es darf denselben ein guter Ofen, der durchaus keinen Rauch im Zimmer veranlaßt, nicht fehlen, daher sind diejenigen Ofen, welche von Außen geheizt werden, denen vorzuziehen, welche von Innen die Feuerung erhalten. Wenn aber einestheils ein guter Ofen für den Winter nothwendig ist und in unserm Klima, selbst bei Geschäften, die viele körperliche Bewegung erfordern, nicht wohl entbehrt werden kann, darf andernteils niemals eine zu starke Hitze gegeben werden, denn diese ist den noch feuchten Papieren in aufgehängter Lage, sowie den Farben, mehr schädlich, als nützlich.

2) Der Arbeits- oder Werkstisch muß aus harten Bohlen, recht eben und gleich, hinlänglich lang und breit gearbeitet und mit einem festen Gestelle versehen seyn; unten kann man einige flache Schiebekästen anbringen lassen. Hat man Raum, so wird der Arbeits- oder Werkstisch, um die gefeuchteten Papiere stoßweise darauf zu setzen und andere Arbeiten auf demselben zu verrichten, für sich allein gelassen, und in diesem Falle ist noch ein besonderer Drucktisch zur Fabrication der Gattunpapiere nöthig. Ist man aber im Plaze beschränkt, so kann ein Theil des Werkstisches zugleich als Drucktisch eingerichtet werden, und dieser Theil wird auf seiner ebenen Oberfläche mit einer Decke von Tuch oder Serge belegt, worauf man die Gattunpapiere druckt. Noch besser ist es, wenn eine polirte Tafel von Marmor, etwas größer wie ein ganzer Papierbogen, mit Tuch überzogen und so eingelassen wird, daß man sie herausheben und anderes Tuch, so oft als nöthig, darumschlagen kann. Zur Fabrication der Papiertapeten, wie über-

haupt, wenn die Papierfärberei sehr in's Große betrieben wird, ist aber eine breite Tafel nöthig, und man kann die Einrichtung so treffen, daß eine starke, feste und ebene Tischplatte, mehrfach mit Tuch überzogen, auf den Arbeitstisch gelegt und befestigt werden kann, und diese Tischplatte muß über die Länge des Arbeitstisches so weit oben und unten hinausreichen, daß sie für das Geschäft lang und breit genug ist. Es versteht sich endlich von selbst, daß der Arbeits- und Drucktisch frei stehen muß, damit die Arbeiter von allen Seiten ungehindert dazu kommen können.

3) Eine Glättmaschine, nach Befinden der Umstände auch mehrere, zum Glätten der gefärbten, marmorirten, gesprengten, bedruckten u. a. Papiere, wie man solche, unter andern, in den Färbereien findet. Diese Glättmaschine hat folgende Einrichtung: Man stellt einen starken, länglich-viereckigen, mehrere Fuß langen und breiten, sehr dauerhaft aus genau aneinander gefügten starken Bohlen verfertigten Tisch, der Glätttisch genannt, an die Wand vor ein Fenster und giebt ihm eine feste, unverrückbare Lage. Leicht läßt sich der Glätttisch zur rechten und linken Hand vergrößern, um einen Stoß ungeglättetes Papier auf die linke, und die geglätteten Bogen auf die rechte Seite zu legen, wenn man entweder zwei auf- und niederschlagende Klappen anbringt, oder eine solche Einrichtung trifft, daß auf jeder Seite eine Platte eingeschoben und nach dem Gebrauche wieder weggenommen werden kann. Auf diesen Tisch läßt man eine hölzerne Leiste von Birnbaum-, Pflaumenbaum- oder einem andern harten und festen Holze, etwa 5 bis 6 Zoll breit, 1 Zoll dick und 3 Fuß lang, und worin eine 3 Zoll breite, gelind vertiefte Rinne (eine sogenannte Hohlkehle) recht glatt gehobelt ist, die als Glättbahn dienen soll, dergestalt an beiden Enden

befestigen, daß die Bahn in gerader Linie, worauf viel ankommt, vor sich hinläuft. Am besten wird die Glättbahn auf dem Glätttische durch gute eiserne, gehörig lange und starke Schrauben auf den vier Enden befestigt, die man nachlassen kann, um unter die Glättbahn Pappstücke legen und dadurch derselben eine steigende Richtung geben zu können, damit man im Stande sey, alle Theile des Papierbogens gehörig zu ergreifen und gleich stark zu glätten. Ferner wird eine Stange, die Glätt- oder Prellstange genannt, nicht allein mit ihrem einen (hintern) Ende in der Wand, dem Glätttische gegenüber, sondern auch, der Länge nach, horizontal in ihrer Mitte unter der Decke dergestalt vermittelst eiserner Stäbe (Klammern, Knäcken) befestigt, daß zwischen der Mitte der Stange und der Decke, um die erforderliche Elasticität hervorzubringen, noch ein Spielraum von wenigstens 6 Zoll bleibt. Diese Glättstange muß so lang seyn, daß sie mit ihrem vordern Ende etwas über die Mitte der Glättbahn hinausreicht; ist sie länger, so wird das Ueberflüssige abgeschnitten. Das vordere Ende der Glättstange wird in Gestalt einer Gabel mit Eisen beschlagen, wodurch ein Loch geht, um einen Nagel (Stift) durchstecken zu können. Ein zweites Holz, welches der Glättbaum heißt, ist an dem einen (obern) Ende platt und mit mehreren Löchern versehen, um in die Gabel der Glättstange in lothrechter Richtung gebracht und mit dem eisernen Nagel dasselbst befestigt werden zu können; am andern (untern) Ende läuft der Glättbaum conisch, wie ein Regel, zu. Ein drittes, etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß langes und 3 Zoll starkes gedrechseltes Holz führt den Namen Glättarm, und es ist unten mit einer etwa 4 Zoll langen Gabel versehen, um den Glättstein darin befestigen zu können, weshalb durch diese Gabel über dem Glättsteine ein Loch geht, wodurch eine eiserne Schraube

mit einer Mutter kommt, damit man die Gabel zusammenziehen und den Stein gehörig befestigen könne; oben in dem Glättarme befindet sich ein etwa 5 Zoll tiefes conisches Loch, unten enger, als oben, in welches das kegelförmige Ende des Glättbaumes eingebracht wird. Gut ist es noch, um der Glättstange den nöthigen Widerstand zu geben und dadurch den Glanz auf dem Papiere zu erhöhen, über das vordere freistehende Ende der Stange eine 15 bis 20 Fuß lange Schnur laufen zu lassen und beide herabhängende Enden an zwei starke Nägel dergestalt zu befestigen, daß sie einen gleichen Winkel bilden. Je nachdem man die Schnur, die oben durch einen kleinen Ring geht, damit sie nicht abrutschen könne, stärker oder schwächer anspannt, wird der Widerstand vermehrt oder verringert und dadurch ein höherer oder geringerer Glanz auf dem Papiere erzielt. — Wenn die Maschine zusammengesetzt ist, so steht der Glättarm mit dem Glättsteine auf der Mitte der Glättbahn, und soll nun der Druck der Glättstange stärker oder schwächer auf die Glättbahn wirken, so wird entweder das platte Ende des Glättbaumes in der Gabel der Glättstange höher oder tiefer gestellt, oder man spannt die Schnur mehr oder weniger stark an.

Da die Glättmaschine verschieden eingerichtet ist, so wollen wir, zur größern Deutlichkeit der Sache, noch eine andere, einfachere Beschreibung einer solchen Maschine beifügen.

Man bringt eine elastische Stange, welche sich biegen läßt und dann wieder von selbst in ihre vorige Lage zurückspringt, über den unbeweglichen Glätttisch, worauf eine wohlpolirte Marmortafel von der Größe eines Papierbogens, oder besser eine Grannittafel, welche ein festeres und dichteres Korn hat, eingelassen ist, an der Decke des Zimmers an, und befestigt an ihrem vordern, dünnern Ende mittelst ei-

nes Eisenbeschlaßes die eigentliche Glättstange, welche in dem Einschnitte ihres untersten Endes den abgerundeten blanken Glättstein enthält. Soll nun mit dieser Maschine geglättet werden, so legt man einen Bogen Papier, mit seiner gefärbten Seite nach oben ausgebreitet, auf die Marmortafel, nimmt dann den Glättstein in beide Hände und fährt damit stark über das Papier hin und her, bis solches wohl geglättet ist. Und damit der Glättstein leichter fortglitsche und nichts zerreiße, so reibt man vorher das Papier ganz gelinde mit etwas Polirseife (Wachseife), die auch zugleich den Glanz befördert.

Auf noch andere Art läßt sich die Glättmaschine folgendergestalt einrichten: Man befestigt, dem Orte gegenüber, wo man den Glätttisch aufstellen will, einen starken, nicht zu schmalen ledernen Riemen mittelst eines eisernen Ringes an die Decke des Zimmers und giebt dem herunterhängenden Ende ein wenigstens 4 Zoll weites Dehr, durch welches eine 7 bis 8 Fuß lange und 4 Zoll dicke Stange gesteckt wird, an deren Ende ein Glättstein, und fast in der Mitte ein zweiter lederner Riemen mit einer Oeffnung, die so weit ist, daß man den Fuß bequem einsetzen und die Stange niederdrücken kann, angebracht ist. Das Nähere wird sich leicht aus der Figur 1 ansehen lassen. Eine Glättanstalt, die aber mehr für das Glätten der Kattune und Spielfarten berechnet ist, findet man in Krüniz's öcon. Encyclop. Theil XVIII. S. 572 beschrieben und in Fig. 966 und 967 abgebildet.

Diese Manier, das Papier mit dem Steine zu glätten, ist die älteste; es läßt sich aber auch das Glätten mit einem eisernen Glätthammer, der große Aehnlichkeit mit dem Schlaghammer der Buchbinder hat, verrichten, wobei die untern Bogen, welche ihre Vollendung zuerst erhalten, hinweggenommen und durch neuaufgelegte ersetzt werden. Auch pflegt

man sich jetzt in großen Fabriken zum Glätten des Papiers einer Cylinder- oder Walzmaschine zu bedienen, wobei immer ein nicht zu trockner Bogen zwischen zwei übereinander befindlichen, in entgegengesetzter Richtung gehenden, polirten Walzen unter möglichst starkem Drucke hindurchgetrieben wird. Die Walzen selbst sind entweder von polirtem Glase, oder von Kieselstein, oder von Messing, oder von einem andern harten Metalle gemacht. Am Besten sind die Walzen von Metall, deren eine hohl seyn muß, um durch einen eingelegten heißen Stahl, Bolzen genannt, erwärmt werden zu können. Schon in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts versuchte man in Holland und England auf diese Art zu glätten, und seitdem ist sie auch in mehreren deutschen Fabriken eingeführt worden, hat aber keine große Verbreitung gefunden, weil dergleichen Glättmaschinen mit Metallwalzen keinen Glanz hervorbringen, sondern nur die Farbe etwas niederdrücken.

4) Glättsteine von Achat, oder Jaspis, oder schwarzem oder grauem Kieselsteine, welche recht dick und von der Größe eines Gänseeies seyn müssen. Diese schleift man auf einem Schleifsteine von Sandstein an den Seiten, so daß sie zwei Flächen bekommen, welche sich in eine Verdünnung endigen und eine Art von Schneide darstellen, welche aber noch abgestumpft werden muß, damit sie 3 bis 4 Linien dick werde. Dieser stumpfen Schneide giebt man auf ihrer Länge die ausgeschweifte Gestalt von einem Theile des Zirkels; der entgegengesetzte kuglige und auswärts gekrümmte Theil wird auf seiner Breite und Dicke etwas abgerundet und mit Schmergel, Tripel und Pottasche, auf die Art wie alle feine Steine, polirt. Man hat aber auch Glättsteine von einer andern Form, gewöhnlich rund und platt, wie ein Käse, gestaltet, auch länglich, oder viereckig. Die runden haben deshalb

Vorzüge, weil sie überall benutzt werden können, die platten oder viereckigen kann man aber nur auf zwei Seiten zum Glätten gebrauchen. Uebrigens müssen die Glättsteine eine gleichförmige Härte besitzen und dürfen keine Löcher und Risse haben. Solche Glättsteine kauft man auf den Messen bei den Zweibrücker Achathändlern. Figur 2 ist ein Glättstein mit Fassung abgebildet.

5) Eine Presse, am Besten eine Stockpresse, mit eiserner Spindel, zum Pressen der geglätteten Papiere, um ihnen ihre eigenthümliche Gestalt und horizontale Richtung wiederzugeben. Letztere ist einem Papiersärber, der im Großen arbeiten und schnell etwas gut liefern will, fast unentbehrlich; aber leider! ist eine Stockpresse auch kostspielig und für Viele zu theuer, nicht zu gedenken, daß ihre Aufstellung ein eigenes passendes Local, insonderheit einen festen Grund, erfordert. Man findet die Stockpressen verschieden gearbeitet; im Ganzen kommen sie den Pressen in Papiermühlen und Tuchfabriken so ziemlich gleich. Man hat Stockpressen, die beinahe ganz aus Eisen bestehen; dies ist aber, zum Theil wenigstens, nicht durchaus nöthig und erschwert zu sehr die Kosten des Anschaffens. Eine solche Stockpresse, die nur zum Theil aus Eisen zusammengesetzt ist, besteht aus zwei senkrecht stehenden Seitenbalken von starkem, gesundem und trockenem Weißbuchen- oder Ahornholze, welche oben in einen starken Querbalken und unten in den Preßtisch eingezapft sind. Durch den obern Querbalken geht eine eiserne Spindel in einem eisernen, in den Querbalken eingelassenen Gewinde, welche mit ihrem untern Ende mitten in den Preßtiegel in einer Höhlung greift. An diesem Preßtiegel befinden sich 8 Haken, mittelst welcher er an ebensoviele Haken des Spindelsteiges mit starken Darmsaiten beweglich festsetzt. Der Spindel-

steg selbst geht mit seinen beiden Enden in einer eisernen Rinne auf und nieder, welche in den beiden Seitenbalken angebracht ist. Ueber dem Spindelstege befindet sich der Spindelkranz, an dessen 4 Handhaben man die Spindel nach Belieben dreht, und wenn die Kraft des bloßen Armes nicht mehr zureicht, so bedient man sich des Preßbengels, welcher eine Stange von Eisen ist, und die man in die Löcher der Handhabe des Spindelkranzes steckt, um die Presse mit aller Kraft des Körpers zudrehen zu können. Da, wo die Seitenbalken mit dem Querbalken einen Winkel bilden, befinden sich zwei eiserne Klöße zur Unterstützung, um den Druck aufzuhalten, den die beiden Enden des obern Querbalkens auf die Seitenbalken machen. Solche Klöße finden sich auch zu jeder Seite der Seitenbalken, wo sie unten am Preßtische nach außen einen Winkel bilden, und sämtliche Klöße sind jeder mit zwei starken Schrauben in die Balken befestigt. Eine besondere Festigkeit und eigene Bearbeitung erfordert der Preßtisch, welcher aus einer doppelten Lage zweizölliger, aufeinander liegender Bohlen besteht. Die obere Lage ist in schrägen Winkeln, nach der Mitte zu aus vier Theilen bestehend, ineinander gefügt; die untere Lage besteht aus drei geraden aneinander gefügten Bohlen. Diese vorsichtige Befestigung des Preßtisches ist sehr nöthig, da er die ganze Last der Presse aushalten muß. Endlich ist Alles mit eisernen Bändern und Schrauben miteinander verbunden und befestigt. — Eine gelungene Abbildung einer solchen Stockpresse findet man in Ernst Wilh. Greve's Buchbinderkunst, Taf. II. Fig. 32 — 37. — Statt dieser Stockpresse kann man sich auch einer guten und starken Buchbinderpresse bedienen. Eine solche Presse besteht aus 6 Theilen, und zwar: aus zwei länglichen Vierecken oder Preßbalken von gleicher Länge und

Stärke; aus zwei senkrechten Spindeln, die durch runde Löcher gehen, welche durch die Balken einige Zoll weit von jedem Ende senkrecht gebohrt sind, und aus zwei Schraubenmuttern, die auf den Spindeln über den Balken sitzen, um bei dem Umdrehen die beiden Balken aufeinander zu drücken. S. Figur 3. Das Holz einer solchen Presse muß gesund, fest und trocken, die Gewinde der Spindeln und Schraubenmuttern müssen scharf und rein geschnitten seyn, und die winkeltgleichen Balken dürfen keine Astlöcher, Risse oder Sprünge haben. Auch diese Presse wird, wenn die Kraft der bloßen Arme nicht mehr ausreicht, mit einem Pressbengel fester zugeschraubt. Ein solcher Pressbengel besteht aus einem viereckigen Stücke buchenen Holzes, dessen beide Enden zu zwei Handgriffen verjüngt abgerundet sind; in der Mitte bekommt das übrige Viereck einen Einschnitt von der Weite und Tiefe, daß die Breite einer Schraubenmutter genau hineinpaßt, und durch die Mitte dieses Einschnittes geht ein so geräumiges rundes Loch, daß die Spindel noch etwas Raum übrig läßt, wenn der Pressbengel darüber geschoben und auf die Mutter gesetzt wird. S. Figur 4.

6) Eine große Mulde, oder ein anderes hölzernes Wassergeschirr, das tief und weit genug ist, um das Papier, welches geleimt, oder angefeuchtet, oder gefärbt werden soll, durch die entsprechende Flüssigkeit ziehen zu können. Ist es eine Mulde, so muß sie auf einem hohl ausgeschnittenen vierbeinigen Boock stehen; ein anderes Gefäß mit breitem Boden wird auf einen Schemel gesetzt. Figur 5 ist eine solche Mulde abgebildet.

7) Ein Leimsack oder Beutel von grober, starker, ungebleichter Leinwand, an einem eisernen Reife befestigt, woran sich ein Stiel zum bessern Festhalten befindet. S. Figur 6. Er dient zum Durch-

seihen des Reimwassers, damit in demselben alle Unreinigkeiten und fremdartigen Theile zurückbleiben. — Zu gleichem Zwecke kann man auch ein enges Sieb von Pferdehaaren gebrauchen, und diese Geräthschaft eignet sich vorzüglich zum Durchseihen des Gummiwassers zur Fabrication der Marmorpapiere, zum Durchschlagen der angemachten Körperfarben u. s. w. Daß diese Siebe, nach dem Gebrauche, sogleich wieder durch heißes Wasser gereinigt werden müssen, versteht sich von selbst.

8) Ein glatter Reibstein nebst Läufer, zum Reiben der Erd- und Metallfarben. Er muß aus einem guten, festen, schieferfreien Marmor oder Porphyr, der nicht im Geringsten abschlämmt, oder in deren Ermangelung aus einem andern harten Steine von fester Substanz gefertigt seyn. Der Läufer oder die Pistille, womit die Farben zerrieben werden, muß gleichfalls sehr hart und, wo möglich, von derselben Masse, wie der Reibstein, seyn. — Man kann auch eine starke und dicke Glastafel, die man genau und horizontal in Holz einläßt und mit einer weichen Unterlage gut füttert, nebst einem dergleichen Läufer, wozu sich jedes flache Trinkglas leicht einrichten läßt, gebrauchen. — Man muß den Reibstein, Läufer und Spatel nach dem Gebrauche sogleich mit warmem Wasser reinigen, weil später die Farben schwer wegzubringen sind. Will die Farbe, oft wegen Ungleichheit des Steines, nicht abgehen, so nimmt man feingestoßenen Bimsstein und Wasser und reibt mit dem Läufer einige Zeit herum. Diese Vorsicht ist um so nöthiger, wenn man nachher abstechende Farben reiben will. — Eigentlich sind in einer wohl eingerichteten Papiersfärberei wenigstens 3 große und gute Reibesteine mit Läufern nöthig, nämlich: einer zu Schwarz, ein zweiter zu Weiß und ein dritter zu den übrigen Farben. Dann dürfen auch eine Anzahl

Spatel, womit die Farben nicht allein auf den Reibesteinen zusammengestrichen, sondern auch von denselben abgenommen und in die Farbengefäße gebracht werden, nicht fehlen. Man macht sie von gutem harten Holze und giebt ihnen am vordern, breitem Ende eine scharfe, gewöhnlich etwas schräge, Gestalt. Neben dem Reibesteine sind auch mehrere Reibeschalen von Serpentin, Porcellan, Fayence u. s. zum Zerkleinern und Pulvern solcher Materien, die keine große Anstrengung erfordern, nothwendig.

9) Verschiedene Farbennäpfe von Porzellan, Glas oder Steingut, worin die geriebenen Farben eingerührt und aufbewahrt werden. Nur im Nothfalle gebrauche man irdene Näpfe mit Glasur von Bleiglätte, weil diese einen schädlichen Einfluß auf die meisten Farben äußert.

10) Eine Partie Breter von der Größe der Papierbogen, unten mit zwei eingeschobenen Hirnleisen von hartem und standhaftem Holze versehen, um das Werfen zu verhindern. Sie dienen zum Pressen der geseuchteten und geglätteten Papiere, ferner als Unterlagen der Papierbogen, um diese mit einer willkürlichen Farbe zu bestreichen, auch zu andern Arbeiten. Zu Pressbretern ist ein gutes, festes, trockenes Holz durchaus nöthig, z. B., Weiß- oder Rothbuchenholz, Elsbeer-, Pflaumen-, Birnbaum- oder Ahornholz; auch müssen diese Breter glatt gehobelt und nach dem Winkel gekantet seyn. Die Farbenbreter hat man gern etwas größer, als die Papierbogen, übrigens müssen sie mit gleicher Sorgfalt gearbeitet und in Menge vorhanden seyn, um sowohl zu den Haupt-, als auch Nebensorten, besondere Breter nehmen zu können, damit keine Farbe die andere verderbe. Nach dem Gebrauche werden sie wieder gereinigt.

11) Einige sogenannte Falzbeine von Knochen oder hartem Holze, auf beiden Seiten glatt, an den Ranten stumpf und an der Spitze abgerundet, zum Ausstreichen faltiger und runzlicher Papierbogen.

12) Ein Kleistergefäß, welches in einer hölzernen Schüssel besteht, über welche durch zwei Löcher, die durch den Rand im Mittelpuncte gebohrt sind, eine Schnur oder ein Draht gespannt ist, theils um den Pinsel daran abzustreichen, theils um denselben darauf zu legen, während man ihn nicht braucht.

13) Ein Leimtiegel von Kupfer oder Messing, mit 3 recht auswärts geschweiften Füßen von starkem Eisen und einem dergleichen Dehre, um einen hölzernen, nicht zu kurzen Stiel anbringen zu können. — Die beste Einrichtung eines Leimtiegels ist die mit einem Wasserbade. Es hängt nämlich der Leimtiegel frei in einem geräumigen, halb kugelförmigen, mit 3 weiten Füßen versehenen Kessel von getriebenem Kupfer, dergestalt, daß ringsum zwischen beiden ein leerer Raum sich bildet, den man mit Wasser füllt und dieses zum Kochen bringt. Der Vortheil beim Wasserbade besteht vorzüglich darin, daß der Leim nur bis zur Hitze des siedenden Wassers gelangen kann, bei welcher Temperatur weder ein Ueberlaufen, noch Verbrennen stattfindet.

14) Ein eiserner Mörser, um allerlei harte Substanzen, die ein Fabricant bunter Papiere nöthig hat, darin zerstoßen zu können, z. B., Alaun, Copal, Glas u. f.

15) Eine Waage nebst Gewicht, zu Abwägung der Farben und anderer erforderlichen Sachen. Diese Geräthschaft kann der Papierfärber durchaus nicht entbehren, weil viel darauf ankommt, die richtigen Verhältnisse nach dem Gewichte, besonders bei den Farben, genau zu beobachten.

16) Mehrere große und kleine Bürsten, in Messingdraht gefaßt, zum Anstreichen oder Auftragen der Körperfarben, auch Galt- und flüssigen Farben. Die großen Bürsten müssen 6 bis 8 Zoll lang und 3 Zoll breit, von weichen Borsten sehr gut gearbeitet und oben mit einem Riemen versehen seyn, dem man so viel Raum gelassen hat, um die Hand bequem durchstecken zu können. Die kleinen Bürsten, welche man zum Verreiben oder Verziehen der aufgetragenen Farben anwendet, sind 6 Zoll lang und $\frac{1}{2}$ Zoll breit, aber nicht von Borsten, sondern von Ziegenhaaren bereitet. — Die Bürsten sind bei der Papierfärberei zum Auftragen der Farben den Pinseln, in der Regel, vorzuziehen, weil man mit jenen eine größere Fläche in kürzerer Zeit bestreichen und fertig machen kann.

17) Statt der Bürsten kann man sich zum Anstreichen der Galt- und flüssigen Farben auch eines großen, feinen, vorher ausgekochten Waschwammes oder Meerschwammes (*Spongia marina*) bedienen. Da aber ein solcher Schwamm in angefeuchtetem Zustande zu elastisch ist und zu diesem Zwecke mit bloßen Händen nicht gut angegriffen und behandelt werden kann, so faßt man ihn in eine eigene Maschine. Zu dem Ende nimmt man ein Bret von hartem Holze, 8 bis 9 Zoll lang, 5 Zoll breit und 1 bis $1\frac{1}{4}$ Zoll dick, schneidet das eine Ende verjüngt zu und giebt ihm eine rundliche, zum Anfassen bequeme Gestalt, gleich einem starken Pinselstiele; dem andern breiten Ende giebt man aber nach seiner ganzen Breite einen 3 bis 4 Zoll tiefen Einschnitt mit einer etwas weit geschränkten Säge und schärft dann die beiden Kanten bis zum Einschnitte gehörig ab. Damit jedoch einestheils das so weit eingeschnittene Bret nicht weiter aufreißen, anderntheils der Schwamm zwischen diesem Einschnitte gut befestigt werden könne, so bringt man $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll vom breiten Ende, auf

zwei einander gegenüberstehenden Puncten, Schrauben mit Muttern an, so daß das theilweise getrennte Bret gleichförmig zusammengepreßt werden kann. Soll der Schwamm dazwischengeklemmt werden, so lüftet man die Schrauben, legt ihn ein und schraubt dann fest zu. Der Schwamm selbst kann so lang, als das Bret breit seyn, also 5 Zoll in seiner Länge messen; seine Dicke darf nur 2 Zoll betragen; länger würde er unbequem, kürzer zu schmal seyn und eine nicht hinlänglich große Fläche Papier bestreichen können. Er wird nach Erforderniß zurechtgeschnitten; auch können, wenn er nicht lang genug ist, mehrere Stücke, jedoch von gleicher Dicke, aneinander gereiht und eingeeengt werden. So bringt man ihn zwischen das aufgeschraubte Bret und läßt ihn ungefähr 1 Zoll vor demselben hervorstehen. Figur 7 ist ein solcher Schwamm mit Maschine abgebildet. — Manche bedienen sich auch einer Hasenpfote.

18) Mehrere Pinsel von unterschiedlicher Größe, Stärke und Gestalt, zu den verschiedenen Arbeiten, nämlich:

a) Zum Aufstreichen der einfarbigen Papiere mit Erd- und Metallfarben (Körperfarben) bedient man sich gewöhnlich der großen runden Borstenpinsel, welche zwei und mehrere Zoll im Durchmesser halten und die vorn am Spizende etwas rund zugeschnitten, fest verbunden, aber nicht verpicht sind. Sie können mit und ohne Stiel verfertigt werden, und man nimmt für jeden Fall gute Rückenborsten, sortirt solche nach ihrer Länge und Stärke in kleine, fingerdicke Büschel, die man zusammenbindet, rein auskämmt und mit Wasser und Asche kocht, damit alle unreine, fettige und schleimige Theile entfernt werden. Nachher werden die Büschel einigemal in kaltem reinen Wasser abgespült, aufgebunden, voneinander getheilt und auf Bretern an einem lustigen und

reinlichten Orte zum Trocknen hingelegt. Um einen runden Borstenpinsel an dem Stiele recht fest zu machen, daß er keine Borsten fahren läßt und der Leim bei der Reinigung nicht erweicht, muß man das Gebundene mit dicker Firnißfarbe bestreichen; diese hält nach der Trocknung die Borsten gut zusammen und erhält die Pinsel. Runde Borstenpinsel ohne Stiel werden in eine starke, blecherne, 6 Zoll lange Röhre, die unten 2 Zoll, oben $2\frac{1}{2}$ Zoll Weite hat, gefaßt und gehörig verkeilt. Haben sich durch den Gebrauch die Borsten an ihrem vordern Ende abgenutzt, so schlägt man dieselben mittelst eines Holzkeiles und Hammers wieder etwas vor. Manche geben den Borstenpinseln zum Anstreichen, wie dem Schwamme, eine flache Form, weil sie glauben, große Flächen leichter und geschwinder damit anstreichen zu können. Der Stiel zu flachen Pinseln besteht in einer nur wenige Linien starken, 2 bis 3 Zoll breiten Schiene, die nach oben zu verjüngt ausläuft. Unten schneidet man an diese Schiene einen Falz, soweit nämlich die Borsten aufzulegen sollen. Ist dieses geschehen, so legt man vorn an der Kante des Arbeitstisches mehrere Lagen von Borsten zutecht, bestreicht den Falz der Schiene mit starkem, gut anziehendem Leime und legt den bestrichenen Falz sogleich auf eine Lage von Borsten. Hat man auf diese Art beide Seiten der Schiene mit Borsten belegt, so läßt man den Leim fest austrocknen, um nachher auf dieselbe Art noch einige Schichten von Borsten aufzulegen, bis der Pinsel die nöthige Stärke hat. Zuletzt umwindet man die auf der Schiene aufliegenden Borsten dicht mit dünnem, gutem Bindfaden, den man beim Umwinden so fest, als möglich, anzieht. Die Borsten dürfen aber nicht zu weit über die Schiene hinausreichen, weil sonst dem Pinsel die gehörige Steifigkeit fehlt; im entgegengesetzten Falle würde derselbe aber zu wenig

Schwung haben. — Nach dieser Methode kann man auch die runden Borstenpinsel mittelst des Leims verfertigen. Figur 8 ist ein Borstenpinsel mit Stiel abgebildet.

b) Zum Sprengen sind starke, ziemlich dicke Pinsel nöthig, welche am Besten von Russischen Schweinsborsten gemacht, mit Bindfaden umwunden, am starken hintern Ende geleimt, daselbst mit einem schmalen Leder überzogen und, wenn sie trocken sind, am weichern, vordern Ende recht gleich und glatt beschnitten (abgestutzt) werden. Damit aber die Borsten weniger Schwungkraft haben, weil sonst das regelmäßige Auswerfen der Tropfen gehindert wird, so bindet man sie noch einmal in der Mitte mit einem gewicksten Faden zusammen. Einige versehen die Sprengpinsel auch mit einem Hefte, um darauf schlagen zu können, und sie heißen dann Schlagpinsel, sind bis zu 6 Zoll im Durchmesser stark, und die Borsten behalten dann ihre volle natürliche Länge, sind auch in einen langen Stiel gefaßt. Zu diesem Schlagpinsel gehört ein Holz, der Spreng-, auch Marmorirknüttel genannt, woran man mit dem Stiele des Pinsels schlägt, um diesem Tropfen zu entlocken.

c) Pinsel, welche man bloß zum Umrühren der Farben gebraucht, sind gewöhnliche kleine Pinsel, die einen hinlänglich langen und starken Stiel haben, auch fest und gut gearbeitet seyn müssen, damit sie bei dem Umrühren der Körperfarben keine Haare fahren lassen, welche das Anstreichen sehr hindern würden.

Ueberhaupt muß jeder gute Pinsel so fest verbunden seyn, daß keine Borsten während dem Gebrauche herausgehen; auch müssen sie sich an der Spitze schließen und dürfen sich daselbst nicht auseinander spreizen oder spalten. Die selbstgemachten Pin-

sel sind, in der Regel, weit dauerhafter, als die gekauften, welche meistens in Pech gelegt sind. Die vorzüglichsten Sorten brauchbarer Pinsel liefert in Deutschland, die Buttaische Fabrik in München; außerdem werden gute Pinsel und Bürsten auch in Wien, Berlin, Augsburg, Nürnberg, Würzburg, Dresden, Altenburg, Erfurt u. s. verfertigt. Nach der Berliner Bürstenmacher-Taxe vom Jahre 1771 kostet ein Sprengpinsel 3 und ein großer Schlagpinsel zum Anstreichen und Schlagen 3 bis 4 gGr., und nach dem Preiscurante der Bürstenmanufactur von J. G. Schmidt sen. Wittve in Altenburg, pr. Contant in Dugend, Streichbürsten für Rattundrucker und Papier-Rattunfabricanten 2 Rthlr. 18 gGr., Formreinigungsbürsten für dieselben ebensoviel. — Unter den ausländischen Borstenpinseln sind die Lyoner, welche mit Messingdraht gewickelt sind, von vorzüglicher Güte. Noch ist zu bemerken, daß man die Pinsel und Bürsten nach jedesmaligem Gebrauche sogleich mit Seifenwasser auswachen muß, damit man sie zu einer andern Zeit wieder gebrauchen könne; denn läßt man aus Nachlässigkeit oder Unkunde die Farbe darin, so bindet der Leim oder Kleister, womit sie gewöhnlich angemacht ist, die Haare so fest aneinander, daß man die Pinsel oder Bürsten oft mehrere Tage lang in warmes Wasser zum Aufweichen legen muß, ehe man sie auswachen und wieder gebrauchen kann. — Vergleiche über Bürsten und Pinsel: K. Hoppe, Bürsten- und Pinsel-Fabricant. Weimar, bei Bernh. Friedr. Voigt. 1841. 8., welche gemeinnützige Schrift auch dem Papierfärber über diese Gegenstände vollkommen unterrichten wird.

19) Mehrere Geschirre, welche nicht allein die Form eines ganzen Bogens haben, sondern auch so geräumig sind, daß man auf allen Seiten noch Platz hat mit den Fingern das Papier umzuwenden

und herauszunehmen, wenn es seine Farbe hat. Da aber nie mehr, als ein Bogen, in die Farbe gelegt wird, so braucht dieses Geschirr etwa nur einige Zoll tief zu seyn, um Farbenbrühe genug hineinzuthun, den Bogen nach seiner Fläche hineinzulegen, ihn etwas unterzutauchen und schwimmend darin zu erhalten, weil er nicht auf den Boden untersinken darf. Die Geschirre können von Holz, Porcellan, Kupfer, oder Blech seyn, aber diese beiden letztern wohl verzinnt. Man muß zwar, um geschwind zu arbeiten, mehrere solche Geschirre nebeneinander zu stehen haben, aber immer nur von einerlei Farbe, und nie, der Reinlichkeit wegen, aus zweierlei Farben nebeneinander zu gleicher Zeit färben. — Außerdem, daß man diese Geschirre zum Färben der einfarbigen Papiere und Postpapiere, die auf beiden Seiten gefärbt werden, braucht, kann man sie auch zum Marmoriren der mehrfarbigen oder sogenannten Türkischen Papiere anwenden, wenn einige davon 3, 4 und mehrere Zolle hoch sind.

20) Einige Breter mit Wachstuch überzogen, zu solchen einfachen oder einfarbigen Marmorpapieren, die einen großaderigen Marmor erhalten sollen.

21) Einige Breter, mit feinem oder abgetragensem Tuche überzogen, zu solchen einfachen oder einfarbigen Marmorpapieren, die einen kleinaderigen Marmor erhalten sollen.

22) Eine Partie Breter, so groß, daß auf jedes bequem zwei Bogen Papier gelegt werden können, und ringsum noch einiger Raum am Rande übrig bleibt; auch müssen sie an allen 4 Seiten mit 1 Zoll hohen, gut ausliegenden Leisten versehen seyn, welche man gehörig verpicht, damit sie Wasser halten. Sie sind zu Verfertigung der Cassian- und sogenannten lackirten, auch Titelpapiere nöthig.

23) Einige Kämme von verschiedener Form und Größe, mit weiten und engen Zähnen, zum Mar-moriren. Dergleichen Kämme werden bei dem Mar-moriren der Papiere noch besonders erwähnt und be-schrieben.

24) Ein Bacquet oder runde Wanne mit ei-nem 6 Zoll hohen Rande, dessen Dauben und Boden so dicht zusammengefügt sind, daß kein Wasser durch-dringen kann; oder ein hölzerner, wasserdichter Ka-sten, etwa 6 Zoll tief und $1\frac{1}{2}$ Fuß in's Gevierte, zur Fabrication der sogenannten Rattunpapiere und Papiertapeten. Dieser Kasten oder diese ovalrunde Wanne wird halb voll Wasser gefüllt und darin so viel Thon aufgeweicht, daß ein dünner Brei entsteht. Man kann auch eine Auflösung von Gummi anwen-den, welche so stark wie ein Brei verdickt ist; oder ein Gemisch von 1 Theil Leinsamen und 2 Theilen Leinmehl, die man in Wasser zu einem dicken Breie gekocht hat.

25) Ein Chassis oder hölzerner Rahmen, der bequem in dieses Bacquet hineinpaßt, etwa 3 Zoll hoch, in Form eines schmalen Kastens ohne Bo-den, mit Wachstuch oder Leinwand überzogen, die vorher auf jeder Seite etwa dreimal mit einer belie-bigen Delfirnißfarbe bestrichen und jedesmal vorher gehörig getrocknet ist, damit die Leinwand keine Nässe durchlasse. Diesen Rahmen, der ringsum wenigstens 1 Zoll Spielraum haben muß, setzt man auf den Thonbrei im Bacquete und spannt oben darauf ein Stück feines oder abgetragenes Tuch. C. Figur 9.

Eine andere und bessere Einrichtung besteht aus 2 Chassis oder Rahmen. Das eine Chassis, wel-ches drei Zoll hoch ist, und welches man noch beson-ders das Etui nennt, und dessen Boden mit Wachs-tuch überzogen und so angenagelt ist, daß kein Was-ser in das Innere eindringen kann, nimmt ein wei-

tes Chassis auf, dessen Rand oder Wand nur 2½ Zoll hoch und dessen Oberfläche mit einem Stücke feinem Tuche belegt ist, worauf die Druckfarbe gestrichen und mit der Druckform aufgenommen wird. Beide Chassis zusammen nennt man noch besonders das Sieb.

26) Mehrere Formen zum Drucken der Kattunpapiere, wie man solche in den Kattunfabriken und bei den Färbern sehen kann. Sie sind von der Größe eines Viertelbogens Papier, und aus so vielen Farben ein Muster besteht, so viele Formen hat man zu einem Dessin nöthig. Diejenigen Druckformen, wo die Verzierungen aus Messing bestehen, und welche in Holz eingelassen sind, haben den Vorzug; diejenigen hingegen, welche in das Holz selbst geschnitten sind, saugen die Masse aus der Farbe zu sehr an, verquellen leicht und werden bei anhaltend fortgesetztem Gebrauche bald unbrauchbar, denn nach und nach springen Stücke aus. — Besteht ein Muster oder Dessin aus mehrern zueinander passenden Formen, so heißt die erste Form die Vorform; die andern werden Paßformen genannt, weil sie in jene genau passen müssen. Sie haben einige metallene Stifte, die den Namen Paßspitzen führen, welche auf der Seite des Dessins in die Form eingeschlagen sind, über die Oberfläche ein Wenig hervorragen und dazu dienen, daß man die Form genau auf die Stelle des Dessins bringen kann, wohin sie gehören. Natürlich müssen die Formen, welche zu einem Muster gehören, genau zueinander passen, ohne welches die Farben sich nicht in ihrer bestimmten Ordnung befinden würden. — Auf eben die Art sind die Druckformen für die Tapetenpapiere eingerichtet.

27) Mehrere viereckige Rahmen, von 4 Latten zusammengesetzt, welche etwas größer, als die Papierbogen sind, mit 5 Faden, in die Länge und ebenso

vielen in die Quere überspannt, wodurch 36 kleine Felder oder Quadrate entstehen. Man braucht diese Rahmen bei'm Marmoriren der Papiere und andern Färbungen und legt die Bogen darauf, damit sie ablaufen.

28) Eine Bank, ringsherum mit einer Einfassung von gehörig hohen Leisten versehen, worauf die Farbengeschirre gestellt werden. Diese Leisten müssen gut aufliegen und verpicht werden, damit man die Farbenbrühe, wenn ein Gefäß umfällt, wieder sammeln könne; auch muß die Bank so hoch seyn, daß man die Geschirre darauf gerade vor sich hat und sich nicht dazu bücken darf.

29) Eine Partie Schnüre, um die gefärbten Papiere darauf hängen und trocknen zu können. Man läßt sie am Besten und Dauerhaftesten von Pferdehaaren verfertigen, weil diese weder abschmutzen, noch so leicht von der Feuchtigkeit leiden, wie die aus Flachs oder Hanf bereiteten. S. Figur 10.

30) Ein Auf- und Aufhängekreuz in Gestalt eines T, zum Aufhängen und Abnehmen der gefärbten Bogen. Es muß von hartem Holze, aber leicht gearbeitet und so groß seyn, daß 4, 5 und mehrere Bogen darauf Platz haben; auch muß es stets reinlich gehalten werden. S. Figur 11. Nach dem Gebrauche wird dieses Kreuz in einen Klotz (Fußgestell) von hartem, schwerem Holze gesteckt, welches zu diesem Zwecke mit einem gehörig weiten und tiefen, der Form angemessenen, Loch versehen ist. — In einigen Fabriken hat man auch Gestelle mit ausgespannten Schnüren, um die gefärbten Bogen, wenn sie im Wasser abgespült sind, daran aufzuhängen. Dieses Gestell bringt man neben sich in halber Mannshöhe an, damit man jeden Bogen leicht und bequem auf die Schnüre bringen könne, ohne etwas zu zerreißen.

Die übrigen Geräthschaften und Instrumente, wiewohl solche in der Papiersfärberei zu gewissen Geschäften und Zwecken erforderlich sind, kommen im Laufe dieser Schrift an ihrem Orte besonders vor und werden hier, um Wiederholungen zu vermeiden, übergangen. So finden sich, z. B., im VI. Capitel die Geräthschaften und Gefäße zur Fabrication der Cassian- oder Maroquinpapiere, im VIII. Capitel die Instrumente zum Vergolden des Papiers, im IX. Capitel die Geräthschaften zu Verfertigung der marmorartigen Papiere u. s. w. verzeichnet und beschrieben,

Zweites Capitel.

Von den Materialien, färbenden Stoffen und Flüssigkeiten,
welche man zur Fabrication farbiger und bunter Papiere
nöthig hat.

Jeder Fabricant farbiger und bunter Papiere, der sein Geschäft rationell und mit Vortheil betreiben will, muß die erforderlichen Kenntnisse von den ihm nöthigen Materialien, färbenden Stoffen und Flüssigkeiten besitzen, um die verschiedenen, oft sehr ähnlichen, Substanzen gehörig voneinander unterscheiden und das Rechte von dem Falschen, sowie das Gute von dem Schlechten erkennen zu können. Wir wollen daher diese Gegenstände, welche auf das Ganze wesentlich hinwirken und im Verlaufe dieser Schrift oft vorkommen, sowohl in naturhistorischer, mercantilischer und chemischer Hinsicht, als auch nach ihrer Abstammung, ihrem Vaterlande und ihren innern und äußern Merkmalen, in alphabetischer Folge in der Kürze hier abhandeln; denn es leuchtet in die Augen, daß die Voll-

kommenheit gefärbter, bunter und gedruckter Papiere hauptsächlich von der Güte, Aechtheit und Reinheit der dazu gebrauchten Materialien abhängt, und daß, wenn auch nach gewissen und bestimmten Regeln und Vorschriften gearbeitet wird, niemals ein schönes Product zum Vorschein kommen kann, wenn unächte oder schlechte Materialien angewendet werden.

1) Die gemeine Acacie (*Robinia pseudo-acacia*), welche in Nordamerika wild wächst, aber auch bei uns häufig angepflanzt ist, liefert ein gelbliches, hartes, sehr dauerhaftes Holz, welches mit Beihülfe von Beizen so schön wie Quercitron färbt. Auch die Blüthen dieses Baumes werden häufig zum Gelbfärben des Papiers benutzt. — Ob schon das Acacienholz eine schöne hellgelbe Saftfarbe giebt, so ist sie in der Papiersfärberei doch zu entbehren, da andere gelbe Farben den Vorzug verdienen.

2) Alaun (*Alumen*), ein erdiges Salz, welches aus Thonerde, Schwefelsäure; etwas Pflanzensalkali und Krystallisationswasser zusammengesetzt ist, worin die Schwefelsäure vorherrscht, daher auch die Auflösung des Alauns blaue Pflanzensäfte roth färbt. Er erscheint von verschiedener, bald röthlicher, bald weißer Farbe, in achteckigen, durchsichtigen, reinen und festen Krystallen, die einen herbsüßlichen, stark zusammenziehenden Geschmack haben und an der Luft auf der Oberfläche mit einem weißen Pulver beschlagen. Er löset sich nach und nach in kaltem Wasser, schneller in siedendem auf und schmilzt in der Hitze erst in seinem Krystallisationswasser, welches hierauf entweicht und den Alaun als eine leichte, schwammige Substanz, unter dem Namen gebrannter Alaun (*Alumen ustum*), zurückläßt. Es giebt theils natürlichen oder gediegenen, theils künstlichen oder gesottene Alaun. Der natürliche kommt unter mancherlei Gestalten: blätterig, staubig und

haarförmig, aber sehr sparsam und selten rein und durchsichtig, vor; der künstliche wird entweder aus dem Alaunsteine, oder dem Alaunschiefer, oder unmittelbar, indem man Thonerde in Schwefelsäure auflöst, gewonnen. Im Handel unterscheidet man vorzüglich zweierlei Arten des Alauns: Italienischen und gemeinen. Der erste zerfällt wieder in Römischen und Neapolitanischen; der zweite wird nach den Ländern benannt, welche ihn produciren. Die verschiedenen Arten des Alauns sind aber im völlig reinen Zustande nicht voneinander unterschieden. Der Römische Alaun behauptet, in der Regel, unter den verschiedenen Sorten den Vorzug. Er kommt gemeinlich in unregelmäßigen, kleinen Krystallen von bläulichrothlicher Farbe vor und enthält kein oder nur wenig Eisen, und in diesem Falle nur mechanisch, welches bei der Auflösung als ein bläurothes Pulver zu Boden fällt. Von den andern Sorten sind die vorzüglichsten und besten: der Braunschweigische, aus der Gravenhorst'schen Fabrik; der Friesdorfer; der Böhmisches, von Tschermig; der Ungarische, von Munkats; der Oesterreichische, von Thalern bei Krems u. a. m. Ein guter Alaun muß aus reinen, farblosen, durchscheinenden Krystallen bestehen, einen herbsüßlichen, zusammenziehenden Geschmack haben, in 18 bis 19 Theilen kaltem Wasser völlig lösbar seyn, ohne einen gelben Satz fallen zu lassen, und keinen Eisenvitriol enthalten, welcher sich entdeckt, wenn man in eine Alaunauflösung Gallustinctur tröpfelt und darin eine schwarze oder violette Farbe veranlaßt. — In der Färberei ist dieses Salz von dem größten Nutzen. Es dient nicht nur zur Bereitung der meisten Beizen, sondern ist schon an sich selbst eine Beize, weil es eine sehr starke Verwandtschaft zu den färbenden Substanzen hat, sich mit ihnen verbindet und dadurch die Farben auf den Stoffen befestigt. Au-

ferdem wird der Alaun zur Bereitung der meisten Lackfarben, des Berlinerblauen, als Zusatz unter die Saftfarben, um denselben Dauerhaftigkeit und Frische zu geben, oder die einzelnen Tincturen zu verschiedenartigen Nuancen zu brechen, zum Weißgerben, als gährungshemmendes Mittel unter Kleister, Leim u. f. und zu vielen andern Zwecken gebraucht. Soll der gereinigte Alaun den Farben oder andern Ingredienzien beigemischt werden, so geschieht dies entweder in pulverisirter, oder in aufgelöster Gestalt. — Um den Alaun zu reinigen, löst man ihn in heißem Wasser auf. Er scheidet sich dann durch das Erkalten in Krystallen aus, und das Wasser enthält das aufgelöste schwefelsaure Eisen. Dieses gießt man ab und trocknet den gereinigten Alaun auf Löschpapier.

3) Auripigment oder Opyment ist ein mit Schwefel mineralisirter Arsenikkalk, der in zwei Abänderungen, gelb und roth, vorkommt. Dominiert der Arsenik dergestalt, daß der Schwefel nur den zehnten Theil der Mischung ausmacht, so ist die Masse gelb und heißt Auripigment; beträgt aber der Schwefel den fünften Theil, so sieht die Mischung schön roth aus und wird Rubinschwefel oder Sandarach genannt. Beide Sorten pflegt man wohl auch mit dem Namen Rauschgelb zu belegen, wiewohl er nur der erstern zukommt. — Das Auripigment bricht entweder als ein gelbgrünliches oder gelbrothliches, mit Goldglanz durchwachsenes Mineral, oder es wird aus Schwefel und Arsenik, oder aus arsenikhaltigen Schwefeltiefen durch die Kunst mittelst der Sublimation erhalten. Das schönste und reinste, natürliche oder gewachsene Auripigment erhält man aus Asien, insonderheit aus Persien über Smyrna, und hat eine hohe, goldgelbe, glänzende Farbe; eine geringere, aber auch noch gute Sorte aus Bosnien über Ungarn und Oesterreich. Das durch die Kunst

bereitete Auripigment steht dem natürlichen in Farbe und Glanz nach. Der Papierfärber gebraucht diese schwere und giftige Farbe nur selten, um so mehr, als an gelben Stoffen kein Mangel ist. Will man diese Farbe aber anwenden, so muß sie erst einen Tag lang in Wasser eingeweicht, dann mit Urin abgerieben, getrocknet, nochmals mit weißem Kornbranntweine abgerieben, getrocknet, oder geschlämmt werden.

4) Avignonsbeeren sind die getrockneten Beeren des färbenden Wegdorns (*Rhamnus insectorius*), welcher im südlichen Frankreich, in der Levante, in Spanien u. f. an steinigten Orten wild wächst, daher ihn auch einige *R. saxatilis* nennen. Die Beeren haben gewöhnlich die Größe eines Pfefferkornes, sehen grüngelb aus, und besitzen einen herb, bittern Geschmack. Vollkommen reif und getrocknet geben sie eine schöne gelbe Farbe, die zum Färben der Papiere, und zur Bereitung einer schönen gelben Farbe unter dem Namen *Stil de grain*, oder Schüttgelb, gebraucht wird. Die beste, aber auch theuerste Sorte ist die, welche Avignon liefert; auf diese folgt die Levantische und Spanische. Vergl. Nr. 42 b. Cap.

5) Beinschwarz oder Knochenschwarz entsteht, wenn Elfenbein oder Knochen von Schafen, Rindvieh, Hirschen u. f. in verschlossenen Gefäßen zu Kohlen gebrannt und diese dann so zart als möglich pulverisirt werden. Das Elfenbeinschwarz giebt, ganz fein zerrieben, ein herrliches schwarzes Pigment; aber selten bekommt man es ächt, sondern gewöhnlich mit anderm thierischen Knochenschwarz, sogar mit gemeinen Kohlen vermengt. Im Handel erscheint das Elfenbeinschwarz in kleinen getrockneten Kugeln oder Broden, und, wenn es gut seyn soll, muß es in dieser Gestalt mürbe, leicht zerbrechlich und so zart gerieben seyn, daß man die ausgetrockneten Stücke zwi-

sehen den Fingern zu einem sammetartigen, kaum fühlbaren Pulver zerreiben kann. Mit Weiß vermischt, giebt das Elfenbeinschwarz das schönste Perlblau. Das Knochenschwarz hat nicht die Schwärze des gebrannten Elfenbeins, sondern spielt oft in's Röthliche oder Bräunliche. Es muß ebenfalls fein, zart, glänzend und leicht zu zerreiben seyn.

6) Beizen oder Basen nennt man in der Färberei alle die Substanzen, welche eine doppelte Anziehung haben, die eine zu den zu färbenden Stoffen, die andere zu den färbenden Substanzen, und vermöge derselben sich mit den erstern, und die letztern mit sich, und dadurch beide miteinander mehr oder minder fest verbinden, da ohne ihre Dazwischenkunft keine Verbindung zwischen denselben stattfinden könnte, weil ihnen die Natur die gegenseitige Anziehung entweder gänzlich versagt, oder nur in einem Grade verliehen hat, welcher zu ihrer Verbindung nicht zureicht. Es giebt zwar viele färbende Substanzen, welche sich im Wasser auflösen und unmittelbar mit den zu färbenden Stoffen verbinden; aber wieder andere lösen sich nur in gewissen alkalischen Metalloryden, z. B., in der Pottasche u. f., oder in Säuren, z. B., in der Schwefelsäure u. f., auf. Die Säuren wirken in der Färberei entweder als Auflösungs-, oder als Veränderungsmittel und theilen diese Eigenschaft den Metalloryden mit, in welchen sie im Uebermaasse vorhanden sind. Von allen diesen Verbindungen sind alle diejenigen mit Säure übersättigten Salze, welche wenige Auflöslichkeit haben, wenig geschickt, die Farben sehr zu verändern; daher wird der Weinstein in der Färberei häufig angewendet. Die beste Beize ist die Thonerde, welche die Grundlage des Alauns ausmacht. Sie hat eine sehr große Verwandtschaft zu den zu färbenden Stoffen; sie erhöht durch ihre Weiße die Lauterkeit der Farben,

und sie scheidet sich sehr leicht aus den Säuren wieder aus. Es kommt aber bei specieller Anwendung dieser Hülfsmittel sehr viel auf den Zweck an, welchen man dadurch zu erreichen beabsichtigt; und der Unkundige hat sich vornehmlich folgende Grundsätze wohl zu merken. Alle Alkalien oder Laugensalze vertiefen, die Säuren hingegen erhöhen die Farben. Unter jene, welche die Farben vertiefen, gehört: die Pottasche, das Weinsalz u. f.; unter diese, welche die Farben erhöhen, rechnet man: den Alaun, den Vitriolgeist, den Salpetergeist, den Essig, den Bleizucker, den Salmiak, die Zinnsolution und die Arsenikalien. Welche verschiedene Wirkung diese Hülfsmittel in Form von Tincturen bei Ansetzung der mancherlei Farben haben, wird sich am Besten durch einige Beispiele zeigen lassen. Der gemeine oder ordinäre Vitriol verwandelt die rothe Farbe in ein Violett; wird derselbe aber präparirt oder corrigirt, so verwandelt derselbe die rothe Farbe in ein noch höheres Roth. Und so trägt auch bei der schwarzen und bei der Indigofarbe das Kupferwasser viel zu deren Verbesserung bei. Desgleichen wird den Spänen des Fernambuks durch die Pottaschentinctur eine Purpurrothe, durch die Alaunauflösung hingegen eine Carmoisinrothe gegeben. Die Zinnsolution hingegen dient theils zu gelben Farben, um solche in eine goldgelbe Farbe zu verwandeln, theils zu rothen Farben aus dem Brasilienholze, um solche zu erhöhen und lebhafter zu machen. — Die vorzüglichsten Tincturen, welche bei der Papiersfärberei als Hülfsmittel angewendet werden, kommen nicht allein in diesem Capitel unter ihrem eignen Namen, sondern auch im Verlaufe dieser Schrift am gehörigen Orte vor.

7) **Bergblau oder Kupferblau** (*Caeruleum montanum*), eine sehr zarte und feine blaue Farbe, die oft dem schönsten Lasurblau gleicht und ursprünglich ein natürliches, blaues Kupferoryd ist. Es erscheint gewöhnlich in lockerer Gestalt, doch auch verhärtet und selbst krystallisirt. Man findet diese blaue kupferhaltige Thonerde von verschiedener Feinheit und Höhe der Farbe fast in allen Kupferbergwerken, hauptsächlich aber in Tyrol und im Innthale unter Schwaz in Kalkgebirgen auf silberhaltigen Kupferfahlerzen, wo sie aus grünem und blauem Thon gewonnen wird; sie kann aber auch auf dem Wege der Kunst fabricirt werden, wenn man eine Auflösung von Kupfer in Salpetersäure bereitet, derselben nach und nach so viel gebrannten Kalk zusetzt, bis alles Kupferoryd daraus niedergeschlagen ist, den Niederschlag mit Wasser auflöst und ihn dann auf einem Reibsteine mit 5 bis 10 Procent gebranntem Kalk zusammenreibt. Man gebraucht das Bergblau vorzüglich bei Fabrication der Papiertapeten, um eine heitere, himmelblaue Lust, oder mit Schüttgelb vermischt ein schönes Grün für Landschaften darzustellen. Für sich wird diese Farbe, weil sie nicht gut deckt, in der Papierfärberei selten allein, sondern meist in der Zusammensetzung mit andern Körperfarben angewendet; auch fällt sie stark in's Gewicht und ist nicht wohlfeil. Die beste Sorte ist das feine Hochbergblau, welches fünfmal so theuer, wie das ordinäre, ist; auch das sogenannte Englischbergblau ist von ganz vorzüglicher Güte, welches wegen seiner Kostbarkeit nur zu feinen Papieren gebraucht wird.

8) **Berggrün, Kupfergrün, Schiefergrün, Ungarisch- oder Tyrolischgrün** (*Viride montanum seu Terra viridis*) ist ein natürliches oxydirtes, kohlenstoffreiches Kupfer, das an verschiedenen Orten aus der Erde gegraben und durch Do-

chen und Schlämmen zu einer Malerfarbe vorbereitet wird. Es wird vorzüglich in Tyrol zu Schwarz aus grünem Ocher, der auf Kupferfahlerzen liegt, oder in Ungarn zu Herrengrund und Schmölitz aus den Cementwassern gewonnen. In Ansehung der Farbe und Form giebt es vom Berggrün ausnehmend schöne Abänderungen. Im Handel unterscheidet man hauptsächlich zwei Hauptsorten, nämlich: a) Ocherartig, welches aus Tyrol kommt, eigentlich eine grüne Bergerde ist und sich in drei Verschiedenheiten findet: Malachitgrün, welches die feinste; Delgrün, welches die mittlere, und sogenannte Grundfarbe, welches die schlechteste ist. b) Reines Berggrün, welches weit kupferhaltiger, auch schöner von Farbe ist und aus Ungarn kommt. — Oft wird das Berggrün aus Grünspan und Bleiweiß nachgemacht; man kann es aber sogleich von dem ächten unterscheiden, indem es eine hellere Farbe und auch mehr Gewicht hat. Das natürliche Berggrün muß schön grün, fein, trocken, dabei leicht und körnig seyn.

9) Berlinerblau oder Preussischblau (*Caeruleum Berolinense*) ist ein mit Blausäure verbundenes Eisen, und entsteht, wenn eine Auflösung des kupferfreien Eisenvitriols mit Blutlauge und einer hinlänglichen Quantität Alaunauslösung vermischt und der daraus entstehende Niederschlag mit Wasser ausgekühlt und getrocknet wird. Mit Weglassung des Alauns erhält man das Pariserblau; wird aber, anstatt der thierischen Theile, Glanzruß und, statt der Pottasche, Soda oder Mineralkali genommen, so bekommt man das Erlangerblau. Außer dem künstlichen Berlinerblau giebt es noch ein natürliches, welches aus Eisen und Phosphorsäure besteht, sich aber nicht so vortheilhaft zur Farbe eignet. Das sogenannte Mineral- oder Wunderblau ist nichts Anderes, als ein blauer Zinkvitriol, der eine weit

hellere Farbe, als das Berlinerblau, besitzt. — Bei dem Einkaufe des Berlinerblaus hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß es trocken, zwar ziemlich hart, aber leicht zerbrechlich, lebhaft von Farbe, hinlänglich mit Dunkelblau gesättigt, im Bruche glatt, in's Röthliche spielend, von Salzen wohl gereinigt sey und auf dem Papiere leicht einen blauen Strich mache, der durchaus einerlei Blau zeigt; ist es zu hart und fest, so war die angewandte Pottasche unrein, oder der Niederschlag wurde nicht gehörig ausgesüßt. Man erhält diesen Artikel aus den Berlinerblaufabriken, deren es jetzt eine Menge giebt. — In Wasser gut abgerieben, mit weißer feiner Kreide versetzt und in Leim eingerührt, giebt es, als Körperfarbe, einen schönen Wasserfarbeanstrich. Um das käufliche Berlinerblau als Saftfarbe zu gebrauchen, zugleich standhafter zu machen und zu reinigen, stößt man es zu einem feinen Pulver und siedet es eine halbe Stunde mit einem gleichen Theil seines Gewichts Schwefelsäure, die mit fünf- bis sechsmal so vielem Wasser verdünnt ist. Diese Säure löset die darin befindliche Thonerde und andere fremde Substanzen auf. Dann schüttet man Alles auf ein Filtrum und wäscht das darin zurückgebliebene Berlinerblau so lange mit reinem Wasser aus, bis das ablaufende Wasser keine Schwefelsäure mehr enthält. Zuletzt wird die Farbe an der Luft gehörig getrocknet und zum Gebrauche aufbewahrt. — Oder man thut 1 Pfund Schwefelsäure in ein Porcellangefäß, reibt $\frac{1}{2}$ Pfund gutes Berlinerblau auf dem Reibsteine trocken und recht fein ab, schüttet es nach und nach hinein, rührt solches gut um und läßt das Ganze einige Stunden ruhig stehen. Dann gießt man 6 bis 7mal soviel warmes Wasser hinzu, rührt Alles nochmals gut um und läßt es nun so lange stehen, bis sich das Berlinerblau zu Boden gesetzt hat. Ist dies geschehen, so gießt man

Schauplag 25. Bd. 3. Aufl. 3

wieder frisches Wasser, nachdem man das vorige abfiltrirt hat, darüber und fährt damit so lange fort, bis das Wasser keine Schwefelsäure mehr enthält. Dieses aufgelöste Berlinerblau kann man, mit Wasser verdünnt, ebenfalls wie den Indig, lange Zeit aufbewahren. Auch mit Doppelscheidewasser kann man das Berlinerblau auflösen und damit auf angegebene Art verfahren. Vergl. Indig.

10) Berlinerroth, eine rothe, dem Columbin-lacke ähnliche, schöne Lackfarbe, welche theils mit Cochenille, theils mit Rothholz oder Färberröthe gemacht wird. Man kocht, z. B., 4 Theile Krapp und 1 Theil Alaun mit der hinreichenden Masse Wasser gehörig aus, filtrirt die Brühe, fällt sie durch aufgelöstes Kali, süßt den Niederschlag aus und trocknet ihn. Die Fabricanten des Berlinerblaus fertigen gewöhnlich auch diese Farbe, und sie ist ebenso geformt, wie das Berlinerblau. — Ein anderes Berlinerroth führt den Namen Braunroth oder Englischroth und wird aus gelbem Bolus bereitet, wenn derselbe im Feuer bis zur hohen Röthe calcinirt wird. Vergl. Nr. 17 und 20 d. Cap.

11) Bimsstein (*Pumex seu Lapis pumicis*), ein rauher, löcheriger, faseriger, leichter und zerbrechlicher Stein von unbestimmter Bildung und Farbe. Die graue Sorte, welche inwendig glänzt und aus großen Stücken besteht, die auf dem Wasser schwimmen, recht rein und gleichsam schwammig sind, ist die beste. Er dient vielen Künstlern und Professionisten auf mancherlei Weise; dem Papiersärber zum Abreiben der Farbensteine u. s. Vergl. unsere Lackkunst 2c., 5te Aufl., und unsere Buchbinderkunst 2c. 2c., 4te Aufl.

12) Bindfaden, aus Flachs oder Hanf von mehr oder weniger Dicke verfertigt, gebraucht der Papiersärber zum Umwickeln der selbst gemachten Pinsel, zum Aufspannen, um gefärbte Papiere darauf

zu trocknen, und zu andern Dingen. Guter Bindfaden muß wohl trocken, weiß, gehörig gesponnen, haltbar, gleichförmig dick und, innerhalb der Knäuel, so schön und gut wie auswendig seyn. — Der Schnüre ist bereits im ersten Capitel unter Nr. 29 gedacht worden.

13) Blauholz oder Campecheholz (*Lignum Campechianum*) kommt vom westindischen Blutholzbaume (*Haematoxylon Campechianum*), der in den warmen Ländern von Amerika wächst. Der Splint ist weiß oder silberfarbig grau, das innere Holz anfänglich roth, nach dem Fällen wird es aber nach einiger Zeit blauschwarz. Uebrigens ist es schwer, von feinem Korne, fast unzerstörbar, von süßlich zusammenziehendem Geschmacke und eigenem Geruche. Reines Wasser wird durch dasselbe gelblich, kalk- oder kalihaltiges aber zuerst purputroth, später violett, dann blau gefärbt. Säuren färben es roth, bei längerer Einwirkung gelb; Eisensalze schwarz u. s. Wird das Blauholz ausgekocht, die Brühe durch ein Tuch in ein Gefäß geseiht und mit Alaun gebrochen, so erhält man ein in's Violette spielendes Dunkelblau. Wird eine solche Brühe aber mit Pottasche versetzt, so verwandelt sie sich in ein schönes, reines Violett. Setzt man Kupferwasser bei, so giebt solche ein tiefes Schwarzblau. Im Handel unterscheidet man geschältes und ungeschältes Blauholz; ersteres ist besser, da die unnützen Theile bereits weggenommen sind. Ferner Campecheholz mit unebenem Hiebe oder Schnitte, das beste; Hondurasholz, weit geringer; Jamaicaholz mit ebenem Schnitte, da es gesagt wird, das schlechteste. Häufig wird es auch geraaspelt oder gemahlen versandt und dann oft mit andern Hölzern oder mit dem äußern Theile verfälscht. Um die Güte verschiedener Sorten Blauholz zu prüfen, übergießt man

gleiche Theile gleichförmig verkleinertes in verschiedenen Gefäßen mit gleichen Mengen Wasser und sieht dann nach Verlauf von einer Stunde nach, welches am Gefärbtesten ist. Das Blauholz wird in der Färberei sehr häufig angewendet; bald allein, um Blau, Violett, Grau, Schwarz und Carmoisin; bald mit Brasilienholz oder Fernambuk, um eine unendliche Menge blauer Farbenscheine hervorzubringen. Wird, z. B., Blauholz und Fernambuk, jedes zu gleichen Theilen, genommen, gut gekocht und mit Alaun versetzt, so bekommt man eine schöne rothe Purpurfarbe. Je weniger man Blauholz nimmt, desto röther wird dann die Farbe. Uebrigens muß man das Holz vor dem Zugange der freien Luft, des Lichts, der Sonne und der Masse sorgfältig verwahren. — Die aus diesem Holze ausgeschiedene färbende Substanz, welche man *Hämantine* nennt, bildet blaßrothe krystallinische Schuppen, welche nur in kochendem Wasser leicht auflöslich sind, und es purpurroth, nach dem Erkalten aber gelb färben. Durch Säuren, Alkalien u. s. kann die Farbe mannigfaltig verändert werden.

14) Bleigelb, *Masticot* oder *Massicot*, ein gelbes Bleioxyd, welches entsteht, wenn die erzeugte Bleiasche nochmals und so lange bei'm Zugange der Luft für sich geglüht wird, bis sie ein gelbes Ansehen bekommt. Röstet man das Bleigelb etwas stark, so hebt sich die Farbe und wird endlich röthlich, in welchem Zustande sie dann *Sandir* heißt. Das Bleigelb kommt in verschiedenen Abstufungen vor und darf mit dem Casselergelb oder Mineralgelb (Nr. 25 d. Cap.) nicht verwechselt werden; da aber diese Farbe giftig ist, so wird sie jetzt, bei besseren und unschädlicheren gelben Pigmenten, nicht besonders mehr gebraucht.

15) Bleiweiß ist ein Product der Verbindung aus weißem Bleioxyde und kohlenstoffsaurem Bleie,

und stellt eine weiße, schwere, lose zusammenhängende, erdige Metallfarbe dar. Wie solches fabricirt wird, findet sich in den meisten technologischen Schriften. Im Handel kommen mehrere Sorten Bleiweiß vor, welche sich dadurch voneinander unterscheiden, daß sie mehr oder weniger rein sind. Reines Bleiweiß ist sich sonst überall gleich und hat dann auch einerlei Güte; allein nie kommt es unter diesem Namen unvermischt in den Handel. Reines Bleiweiß wird gewöhnlich unter der Benennung von Schieferweiß verkauft, und es hat den Namen von der schieferartigen Textur. Daraus verfertigt man das Kremserweiß, welches unter diesem eignen Namen vorkommt. Von dem eigentlichen Bleiweiße unterscheidet man folgende Sorten: a) Venetianisches Bleiweiß (Bianco di Venozia), ursprünglich eine sehr gute, weiße und ziemlich reine Sorte, besteht aus kleinen Hütchen, welche mit dunkelblauem oder bläulich-grauem Papiere umwickelt sind, das unten bloß zugedreht ist; b) Genuesisches Bleiweiß (Bianco di Genova) erhält man in kleinen Kisten von 100 Pfund und soll in der Güte dem Venetianischen ziemlich gleich stehen; c) Englisches Bleiweiß steht unter den gemeinen oder vermischten Sorten oben an und hat die Form von größern kegelförmigen Broden oder Hüten, mit blauem Papiere umwickelt und mit Faden kreuzweise, auf Art der Zuckerhüte, umwunden; d) Holländisches Bleiweiß, sonst sehr geschätzt, gehört jetzt zu den geringsten Sorten und taugt, wegen der starken Vermischung mit Kreide, Schwerspath u. a. Dingen, nur wenig, doch hat es verschiedene Abstufungen; e) Deutsches Bleiweiß, welches zu Wien, Triest, Klagenfurt, Krems, Breslau, Berlin, Bremen, Ansbach, Rothenburg in der Oberlausitz, Eisenach, Schweinfurt u. a. Orten häufig fabricirt wird, besitzt ebenfalls eine sehr verschiedene

Qualität, ist aber, in der Regel, besser, als das heutige holländische. — Gutes Bleiweiß muß nicht allein fein, zart, blendend weiß und wohl trocken, sondern auch möglichst schwer, zusammenhaltend, dennoch leicht zerreiblich und auf dem Bruche fein und matt seyn. Leider! trifft man aber diese Eigenschaften bei dem verkäuflichen Bleiweiße nur höchst selten an, denn gemeinlich wird es mit allerhand fremden Dingen, namentlich mit Alabaster, Gyps, Kreide, Thon, weißgebranntem Hirschhorne, gemahlenem Schwerspathe u. f. vermischt und verfälscht. Die Verfälschung mit Kreide entdeckt sich schon durch das Gefühl, denn der Angriff ist in diesem Falle rauher, auch ist die Substanz gelblicher, oder grauer und härter. Ein geübter Kenner wird schon am Gewichte in der Hand die Beschaffenheit des verfälschten Bleiweißes erkennen; wer deshalb nicht gut unterrichtet ist, verschaffe sich durch zwei gleich große Stücke, dem Volumen nach, Ueberzeugung, wovon das Probestück reines Bleiweiß ist, und vergleiche dieses mit der käuflichen Masse; immer wird das bessere schwerer seyn. Will man die Menge von beigemischter Kreide genau wissen, so gieße man schwachen Salzgeist, der die Kreide auszieht, auf ungefähr 2 Loth Bleiweiß; das fehlende Gewicht war dann der Zusatz von Kreide. Oder man glühe Bleiweiß mit etwas Del und Colophonium, auch trockener Pottasche und Kohlengestübbe in einem zugebedekten Tiegel über starkem Feuer gut aus; das Blei schmilzt, und die Kreide nebst anderen Erden bleiben zurück. Ist dem Bleiweiße Schwerspath, Gyps u. f. beigemischt, so gieße man Salpetersäure darauf, schlage die Auflösung mit Pottaschenlauge nieder, oder digerire das Bleiweiß mit destillirtem Essige, welcher das Blei auflöst, jene Theile aber zurückläßt. Andere überzeugen sich von der Güte des Bleiweißes, wenn es, mit Del durchknetet, in einem

eisernen, unverzinnten Löffel leicht zu einem Korne zusammengeht, ohne daß etwas Unreducirtes zurückbleibt. — Man gebraucht das Schiefer- oder Schulpweiß, sowie das gewöhnliche Bleiweiß in der Papierfärberei zu allerhand Farbenmischungen; es muß aber vorher auf einem harten Steine mehrmals mit reinem Wasser so schnell, als möglich, gerieben, in kleine Häufchen gesetzt, an einem staublosen Orte getrocknet und, bei der Vermischung mit andern Farben, noch einmal gerieben werden.

16) Bleizucker (*Saccharum Saturni* seu *Plumbum aceticum*) ist nichts Anderes, als ein Blei in Gestalt eines Salzes, welches man erhält, wenn dieses Metall in einer Säure aufgelöst und die Solution abgedunstet wird. Da der Bleizucker durch freie Einwirkung der Luft einen Theil seiner Säure und Kraft verliert, so muß er in wohlverschlossenen Gefäßen aufgehoben werden. Verfälscht findet man ihn oft mit Bleisalpeter. Reiner Bleizucker muß sich ganz in destillirtem Wasser auflösen, und jeder Rückstand kann als eine unstatthafte Unreinigkeit angesehen werden. — Er dient in der Färberei vorzüglich als Beize.

17) Bolus (*Argilla bolus*), eine feine Thonerde, welche sich weich und fettig anfühlt, an der Zunge stark anklebt, abfärbt und verschiedene Farbe hat, jenachdem die mancherlei Grade der Eisenoxydation dabei eingewirkt haben. Von den vielen Bolalarterden sind vorzüglich folgende Arten zu unterscheiden: a) Weißer Bolus (*Bolus seu Argilla alba*), von graulich-weißer Farbe; b) rother Bolus (*Bolus seu Argilla rubra*), dessen rothe Farbe von verschiedenen Graden der Höhe angetroffen wird; c) armenischer Bolus (*Bolus armeniaca seu Argilla incarnata*), eine sehr feine Thonart von gelbröthlicher Farbe; d) gelber Bolus (*B. lutea*);

e) Bolus von Lemnos, auch Lemnische Erde genannt, von dunkelgelber Farbe, wird aber in der Papiersfärberei wenig gebraucht; f) Bolus von Siena, der in's Grünliche fällt u. f. — Man gebraucht die Bolareerden in der Papiersfärberei nur zu schlechten Farben.

18) Borsten nennt man die steifen Rückenhaare der zahmen und wilden Schweine, welche aus Rußland, Polen, Preußen, Ungarn, aus der Türkei u. f. zum Handel kommen, und woraus Bürsten, Pinsel u. f. zum Behufe der Papiersfärberei verfertigt werden. Zunächst unterscheidet man die Borsten nach der Race von zahmen und wilden, beide aber wieder von alten und jungen, von geschlachteten, geschossenen und gefallenem Schweinen. Dann sind die Borsten von Schweinen aus nördlichen Ländern besser, als diejenigen aus südlichen; die Winterborsten besser, als die Sommerborsten, und die kalt ausgerauten wieder besser, als die abgebrühten. Im Handel kommen die Borsten theils roh, theils nach Farbe, Stärke, Länge und Güte sortirt vor, und man unterscheidet sie nicht allein nach dem Gebrauche, wozu sie bestimmt sind, in Schusterborsten, Bürstenbinderborsten, Pinselborsten u. f., sondern auch nach der Packungsart in Schachtelborsten und in Paquetborsten. — Nürnberg hat seit langer Zeit einen großen Verkehr mit Borsten, wo man sie sortirt und in kleinen Päckchen in Schachteln von Tannenholz, mit gewissen Zeichen versehen, nach dem Gewichte verkauft.

19) Brasilienholz (*Lignum brasilianum*) hat seinen Namen von der Landschaft Brasilien in Amerika, wo es häufig wächst; es wird aber auch Rothholz, Fernambukholz, Sapanholz u. f. genannt, nach den verschiedenen Sorten, die im Handel vorkommen. — Das gemeine Brasilienholz (*Lignum brasilianum*) soll von *Caesalpinia*

Sapan abstammen, einem Baume, der in Ostindien wild wächst. Dieses gemeine Brasilien- oder vielmehr Sapanholz erscheint in ganzen Stücken von schwärzlicher, oder in Spänen von hellrother Farbe. Das beste Holz dieser Art beziehen die Holländer aus Siam; es kommt aber auch aus Cochinchina, von den Philippinischen und andern Inseln, namentlich von Sumbava oder Sumbawa u. f., woher es nicht allein durch den englisch- und dänisch-ostindischen Handel, sondern auch durch Ostindienfahrer anderer Seehafen und Nationen nach Europa gebracht wird. — Das eigentliche Brasilienholz oder sogenannte Fernambukholz (*Lignum Fernambuci*) hat seinen Namen von der Stadt Fernambuk in Brasilien erhalten, wo es zum weitem Transporte eingeschifft wird. Es kommt von der Fernambuk-Caesalpinie (*Caesalpinia echinata*), welche im südlichen Amerika, namentlich Brasilien, wild wächst und ein schweres, hartes Holz besitzt, welches, als Farbematerial, weit höher, als das Sapanholz, geschätzt wird. Allein das Holz hat, nach Verschiedenheit der Gegenden in Brasilien, nicht nur verschiedene Namen, sondern ist auch als Farbematerial verschieden. Das beste kommt aus der Statthalterschaft Paraiba in Brasilien, wird über Fernambuk ausgeführt und heißt deshalb Fernambukholz; das Brasilienholz von der Guineaküste, von Angola, Sta. Martha, Providence, Jamaica, von den Bahama-Inseln u. f. wird im Handel und bei der Färberei weniger geachtet. Das ächte Fernambukholz muß nur mittelmäßig stark, ohne Rinde, Bast und Fäulniß seyn, im Wasser niedersinken, an der Luft nach und nach eine dunklere Farbe erhalten, im Kauen eine liebliche Süßigkeit haben und schnell dem Speichel eine feine röthliche Farbe geben. Bei'm Einkaufe muß man dieses Holz in Stücken und nicht geraspelt, oder gemahlen kaufen.

auch darauf sehen, daß es nicht zu alt, oder vom Seewasser ausgelaugt, oder durch den Einfluß der Sonne, des Lichts und der Luft ausgebleicht sey. — Man wendet das Brasilienholz, und insonderheit das Fernambukholz, häufig in der Färberei an. Das kochende Wasser zieht seine färbende Substanz gänzlich aus, und die Abkochung hat eine schöne rothe Farbe. Aber die Schwefelsäure und die oxydirte Salzsäure färbt sie orangeroth, oder sahlroth; die Salpeter- und Weinsteinsäure gelb; die Pottasche und Soda carmoisin oder dunkelviolet; der Alaun roth, in's Carmoisin spielend; der Cremor tartari gelb; die Verbindung von Alaun und Weinstein bräunlichroth; der Eisenvitriol schwarz, in das Violette spielend, und die Zinnauflösung rosenroth. Die Auskochung bereitet man also: Man bringt 1 Pfund in Späne zerschnittenes, oder zu Pulver geraspелtes, gutes Fernambukholz mit 18 bis 20 Pfund Regen- oder Flußwasser in einen Topf oder gut verzinnnten kupfernen Kessel, thut $\frac{1}{4}$ Pfund Alaun hinzu und läßt das Ganze über Nacht weichen; giebt man noch 4 Loth gequetschte gute Cochenille bei, so wird die Farbe desto schöner. Am andern Tage kocht man Alles, bei guter Verdeckung, recht langsam und rührt die Masse mit einem weißen Stabe zuweilen gut um. Ist die Brühe so weit eingekocht, daß sie gehörig und schön roth färbt, welches man leicht gewahr wird, wenn man ein Stückchen weißes Papier damit bestreicht, so nimmt man das Gefäß vom Feuer ab und gießt die Flüssigkeit durch eine reine Leinwand in ein Faß, worauf rother Wein gelegen hat, füllt dann das Geschirr wieder mit Wasser, setzt noch $\frac{1}{2}$ Pfund Fernambukholz nebst $\frac{1}{4}$ Pfund Alaun hinzu, läßt es abermals eine Nacht weichen, kocht es hierauf, wie vorgemeldet, gut aus und filtrirt auch diese Brühe zu der vorigen. Damit aber die Farbe noch schöner und feuriger werde, so

setzt man das Faß, mit einem genau passenden Deckel versehen, einige Zeit in Pferdemist, wo sich, in Folge einer Art von Gährung, auf der Oberfläche eine Haut bildet, welche nach und nach immer dicker wird, und die man bei dem theilweisen Gebrauche der Tinctur, soweit als nöthig ist, zurückschiebt. Vergl. Cap. III, §. 11.

Mehrere Arten vom gemeinen Brasilien: oder Sapanholze enthalten, neben der rothen, eine fahle Substanz, welche den Farben einen trüben Schein giebt. Um die Auskochung davon zu befreien, daß sie die Stelle des ächten Fernambuks vertreten könne, dunstet man sie soweit ab, daß von 40 Theilen auf 1 Theil Holz angewandtes Wasser nur 6 bis 7 Theile übrig bleiben, rührt nach 12 bis 18 Stunden unter diese erkaltete concentrirte Auskochung 1 Theil abgerahmte Milch, kocht das Gemisch einige Minuten und gießt es dann in einen spitzen Beutel von dichten Flanell. Die fahle Substanz bleibt, mit der käsigen Masse verbunden, in dem Beutel, und die rothe fließt vollkommen gereinigt, ohne allen Verlust, in das untergesetzte Gefäß. Wenn man von dieser Tinctur Gebrauch machen will, so verdünnt man sie mit einer zureichenden Quantität reines Wasser und wendet sie ebenso, wie die bloße Auskochung, an.

20) Braunroth, auch Englischroth, besteht in einem fein geschlammten vollkommenen Eisenoxyde. Die englische Sorte ist die beste; aber auch in Hof, Cassel, Bodenmais in Baiern u. s. wird vortreffliches Roth dieser Art gefertigt. Es muß recht braunroth aussehen, sehr zart seyn und gut decken. — Das sogenannte Schönroth ist ebenfalls eine braunröthe Eisenfarbe, die nicht allein feiner, sondern auch etwas heller, als das Braun- oder Englischroth, ist und in leicht zerreiblichen, stark abfärbenden Stücken vorkommt.

21) Braunschweigergrün, ein reines kohlensaures Kupferoxyd, vielleicht mit wenig Thonerde gemengt, welches in der Gravenhorst'schen chemischen Fabrik zu Braunschweig und an anderen Orten fabricirt wird und in kleinen Klumpen von unbestimmter Figur und Größe in den Handel kommt. Diese Klumpen dürfen nicht feucht, sondern müssen vollkommen trocken seyn, eine gleichförmige und blaßmeergüne Farbe und eine etwas mürbe Consistenz, fast wie die gemeine Kreide, haben. Eine feinere Sorte wird auch unter dem Namen des gepulverten Braunschweigergrüns, sowohl in flüssigem, als auch in trockenem Zustande, geliefert. Ähnliche Farben sind das Pariser Neugrün, auch Kaisergrün, das Verditer-, Neuwieder-, Bremer- und Magdeburgergrün; inzwischen kommt keine dieser Farben dem ächten und unverfälschten Braunschweigergrün an Dauerhaftigkeit, Beständigkeit, Ausgiebigkeit und Lebhaftigkeit bei. In der Papiersärberei wird das Braunschweigergrün vornehmlich nur zu Mischungen gebraucht. Wie diese Waare, welche häufig nachgefälscht wird, zu prüfen ist, haben wir in unserm Waarenlexikon ic., Bd. I, S. 185, angegeben, wohin, der Kürze wegen, verwiesen wird.

22) Bremergrün, ein in mehreren Fabriken aus Kupferkalk bereitetes Kunstproduct, welches, wenn es ächt ist, sich in verdünnter Schwefelsäure ohne Rückstand auflöst. — Auf ähnliche Art entsteht das Bremerblau, wenn 4 Theile schwefelsaures Kupfer und 1 Theil Zink in 20 Theilen Wasser aufgelöst werden, die Auflösung durch ägende Natronlauge gefällt, der Niederschlag aber ausgefüßt und getrocknet wird. Es giebt auf Papier eine schöne hellblaue Farbe, hat aber wenig Körper und deckt folglich nicht sonderlich. Gutes Bremerblau muß recht leicht seyn und im Bruche in's Meergüne spielen. Gewöhnlich

ommt es im Handel in größeren oder kleineren, leicht abfärbenden Stücken vor, welche in ihrer Natur mit dem feinen Gypse oder Kalkte Aehnlichkeit haben.

23) Carmin oder Karmin ist der durch Niederschlag aus einer Auflösung bereitete und dadurch von den thierischen u. a. fremden Theilen größtentheils getrennte hochrothe Farbestoff der Cochenille. Je nach der Bereitung sind seine Bestandtheile abweichend. Die gewöhnliche Sorte wird mit Alaun bereitet, und besteht aus Farbestoff (Carminium), etwas thierischem Stoffe, Thonerde und einer Säure. Die Thonerde hat hierbei den besondern Nutzen, daß sie die Farbe vertheilt und ihr dadurch etwas mehr Glanz und Helle giebt. Enthält aber der Niederschlag viel Thonerde, so ist er weniger fein, weniger tief gefärbt und muß nicht als Carmin, sondern als Carminlack angesehen werden. — Der Carmin gehört zu den schönsten rothen Malerfarben, die wir besitzen, kommt jedoch, wegen seines hohen Preises, nur selten bei der Papiersärberei in Anwendung. Den besten Carmin liefert Paris; der aus London hat bei Weitem nicht dieselbe Güte, welches vornehmlich der Beschaffenheit der dortigen Luft beizumessen ist; der deutsche wird sehr schön zu Berlin und in andern Fabriken versertigt. Wird der Carmin bei seiner Anwendung mit Salzmiaßgeist vermischt, so gewinnt er sehr an Farbe und Feuer. — Unter blauem Carmin versteht man den gefällten Indig, und unter braunem Carmin gereinigtes Umbraun; beide Benennungen sind aber unpassend. Vergl. Nr. 62 d. Cap.

24) Carminlack, eine Verbindung des Farbestoffes der Cochenille mit reiner Thonerde, die erhalten wird, wenn man frischgefällte Thonerde in einen Cochenillenabsud bringt, oder diesen mit Alaun versetzt und die Thonerde desselben durch Kali fällt. Nicht selten aber wird der rothe Carminlack bloß aus dem

Rückstande, welcher nach der Auskochung der Cochenille, bei Fabrication des Carmins, übrig geblieben ist, verfertigt; es ist dieses jedoch der eigentliche Florentinerlack (s. d.), welcher, ebenfalls wieder auf andere Weise bereitet, den Wienerlack (s. d.) darstellt. Diese verschiedenen Lackfarben kommen gewöhnlich in Form kleiner, spitziger Zeltchen oder runder Körner in den Handel und sind meistens mit etwas weißem Stärkmehl oder Gummi, seltener mit Bleiweiß oder weißen Erden, verbunden, stehen aber sämmtlich dem ächten Carmine mehr oder weniger in der Güte nach, vorzüglich in der Verbindung mit Stärke.

25) Casselergelb oder Mineralgelb, auch Turner gelb, Englisch gelb und Pariser- oder Veronesergelb, eine citronen- oder dunkelgelbe, matt metallisch und außen oft perlfarb glänzende, blätterige oder krystallische Massen bildende Farbe, die durch eine Verbindung von Chlor mit Blei oder Bleiorxyd entsteht, also nichts Anderes, als ein gelbes Bleiorxyd ist. Diese schöne Farbe, welche in der Papierfärberei, Tapetendruckerei u. s. mit Nutzen angewendet wird, ist unter den gelben Farben das, was der Zinnober unter den rothen ist, muß aber, wegen ihrer Härte, zuerst mit Wasser gerieben, getrocknet und wieder gerieben werden. Versetzt man das Casselergelb mit etwas Bremergrün, so erhält die Farbe eine schöne Nuance. — Wilh. Sattler in Schweinfurt liefert ein äußerst gut geschlämmtes, sehr feuriges, gut deckendes, mit Berliner- und Mineralblau zu allen Schattirungen von Grün zu vereinigendes und so den grünen Zinnober ersetzendes Casselergelb. — Man hat auch ein Casselerbraun, das eine feine Erdfarbe ist und entweder in Stücken, oder in geschlämmtem Zustande vorkommt.

26) Chika, ein zinnoberrother, geruch- und geschmackloser, in runde Kuchen geformter Farbestoff,

der von den Indianern aus den Blättern der *Bignonia chica* gezogen wird und dem Indigo, bis auf die Farbe, ganz gleicht. Ohne Zweifel ist dieser rothe Farbestoff auch in der Papiersfärberei anzuwenden.

27) Chromgelb, eine schöne, hell-, tief- bis rothgelbe Metallfarbe, die seit Kurzem in Pulvergestalt rein, oder mit Schwerspath, Thonerde, Kieselmehl u. s. vermischelt in den Handel kommt und ihrer Natur nach eine Verbindung von Chromsäure und Bleioryd ist. Mehrere Deutsche Farbenfabriken, z. B., die um Nürnberg, zu Schweinsfurt, zu Eisenach, zu Berlin, Köln, Zwickau u. s., liefern es jetzt ebenso schön und billiger, als die ausländischen. Bei der Papiersfärberei ist das Chromgelb, da es von keinem andern Gelb an Schönheit übertroffen wird und sich durch Mischung sehr gut und mannigfaltig nuanciren läßt, kaum zu entbehren. — Man hat auch ein Chromgrün und Chromroth, welches beides noch wenig bekannt, in der Papiersfärberei aber auch zu entbehren ist.

28) Citronensaft (*Succus Citri seu de Citro*) ist der aus der gemeinen, vor der Reife abgenommenen, Citrone durch das Pressen erhaltene saure Saft, welcher theils zur Bereitung der Citronensäure, theils in der Färberei dient. Die Färber benutzen das citronensaure Zinn vorzüglich zur Scharlachfarbe.

29) Compositions-Schwarz nennt man das Ueberbleibsel von der Bereitung des Berlinerblaus; es spielt auch wirklich ein Wenig auf Blau hin und ist daher eine Art Blauschwarz. Man bedient sich dessen in Verbindung mit Weiß, um ein schönes Silbergrau zu bilden.

30) Curcuma, Gelbwurzel oder gelber Ingwer (*Curcumae radix seu Crocus indicus*),

eine Wurzel, welche entweder in runden, geringelten Knollen, von der Größe einer Welschen Nuß bis zur Größe eines Hühnereies, unter dem Namen *Radix Curcumae rotundae*, oder in länglichen, knötigen, gekrümmten, fingerdicken Stücken, unter dem Namen *R. Curcumae longae*, im Handel vorkommt. Beide sollen von der Pflanze *Curcuma longa* seu *Amomum Curcuma*, die in Ostindien einheimisch ist, in China, am Häufigsten in Malakka, auch in Java u. s. cultivirt wird, herkommen und bloß in der äußern Form, in der Güte aber nicht wesentlich, voneinander verschieden seyn; doch wollen Einige der langen *Curcuma* den Vorzug geben und sie für wirksamer halten. Die im Handel vorkommende ganze Wurzel ist blaßgelb, äußerlich runzlig, dicht und schwer; sie zeigt im Bruche eine dunkle Gummiguttfarbe, besitzt einen eigenthümlichen, schwachen Geruch und einen bitterlichen, scharfen, etwas brennenden Geschmack. Durch das Kauen läßt sie sich leicht erweichen und färbt den Speichel etwas gelb; der färbende Stoff besitzt jedoch mehr die Natur eines Harzes, deshalb zieht der Weingeist eine sehr dunkelgelbe Tinctur aus, woraus das Wasser ein gelbes Harz niederschlägt. Der heiße wässerige Aufguß ist indessen auch gelb gefärbt, und das damit blaßgelb tingirte Papier wird durch den geringsten Zusatz von freien Alkalien braun gefärbt. — Bei dem Einkaufe muß man auf solche Wurzeln sehen, die groß, frisch, von keinen Würmern angegangen, fest, dicht, etwas harzig, ohne Beimischung von Staub, äußerlich schön gelb, innerlich mehr rothgelb sind, sich nicht leicht brechen lassen und auf dem Bruche einen starken Glanz haben; Wurzeln, die eine schwarze Farbe besitzen, sind als verdorben zu verschlagen. Bei der gemahlten *Curcuma* hat man sich mehr, wie bei der ganzen, in Acht zu nehmen. — Die *Curcuma* dient, außer zu manchen andern Zwek-

ten, zum Färben des Papiers und giebt ein schönes Gold- oder Orangegeß, welches dem aus Gelbholz (s. d.) vorzuziehen ist, weil die Auflösung mehr Gehalt hat. Mit Alaun läßt sich die Curcuma gut in Wasser aufkochen und giebt eine schöne goldgelbe Farbe; wird Kreide in diese gelbe Brühe geschüttet, so bekommt man eine, in's Bläßgoldgelbe fallende Körperfarbe; die gelbfärbende Substanz verbindet sich auch leicht mit den Alkalien (Laugensalzen), wird dadurch sehr auflöslich im Wasser, und die alkalische Auflösung hat eine bräunlichrothe Farbe. Die bloße Berührung mit einem Alkali, mit Seife, sogar mit Speichel, ist zureichend, die Farbe zu röthen.

31) Eisenschwärze oder Eisensolution entsteht, wenn man mehrere Stücke altes, doch, wo möglich, rostfreies Eisen in einen Topf thut, Wasser, Bier, Essig, Essigsäure, oder brandige Holzsäure darauf schüttet und es einige Zeit, der freien Luft ausgesetzt, stehen läßt. Oder zwei Theile destillirte Salpetersäure und 1 Theil Regen- oder Flußwasser werden in eine steinerne Flasche geschüttet, diese in kaltes Wasser gestellt und alle 8 Stunden eine kleine Portion reine Eisenfeilspäne so lange hinzugethan, bis die Salpetersäure hinlänglich mit Eisen gesättigt ist, worauf die Solution durch Leinwand in Flaschen filtrirt wird. Auf eine andere Art erhält man in kürzerer Zeit Eisenschwärze, wenn man reine Eisenfeilspäne, Kupferwasser und einige gröblich zerstoßene Galläpfel in Weinessig kocht. Diese Eisenschwärze verbindet sich in allen Verhältnissen mit dem Wasser; man darf sie aber nicht heiß anwenden, wie sie denn auch in der Papiersfärberei nur selten gebraucht wird, da es an andern, besser deckenden schwarzen Farben nicht fehlt.

32) Eislebener-Grün, eine neue, sehr helle, feurige, gräsgrüne Farbe, die zu Eisleben aus den, bei dem dortigen Kupferwerke abfallenden Flüssigkeiten bereitet wird.

32 b) Englisch-Grün, eine schöne, sehr gut bedeckende, grüne Farbe, welche wegen ihres billigen Preises in der Papierfärberei mit Vortheil angewendet und aus mehreren deutschen Farbensfabriken, insbesondere von Zwickau, auch von Schweinfurt, Eisenach u. f., in verschiedenen Abänderungen bezogen wird. Da es etwas blässer, als Schweinfurter- und Pariser-Grün, ist, so kann man auch ohne Mischung dadurch mianciren.

33) Erlanger-Blau ist ein, dem Berlinerblau ähnliches, Farbmaterial, welches erhalten wird, wenn man die Blutlauge nicht aus thierischen Theilen und Pottasche, sondern aus Glanzruß und Soda bereitet. Sie hat alle Eigenschaften des Berlinerblauen und Pariserblauen.

34) Erlenrinde, in Wasser gekocht, giebt eine hellfahle Auskochung, die an der Luft braun wird. Der Alaun scheidet die färbende Substanz aus der Auskochung mittelgelb und die Zinnauflösung hellgelb aus. Ihren Eigenschaften zufolge ist die Erlenrinde ein brauchbares Farbmaterial, um hellere Stufen des Fahlen und verschiedene bräunliche Farben darzustellen; auch färbt sie die Eisenaufösungen schwarz.

35) Essig (Acetum) ist die bekannte saure Flüssigkeit, welche aus vegetabilischen Substanzen durch die saure Gährung, bei mäßigen Temperaturen, unter Berührung der Luft, sich selbst überlassen, entsteht. Von den vielen im Handel vorkommenden Essigen sind folgende die bekanntesten: a) der Weinessig; b) der Honigessig; c) der Getreide- oder Fruchtessig; d) der Obstessig; e) der Brannt-

weinessig; f) der Holzeßig u. a. m. Guter Essig muß hell, klar, mehr oder weniger gelblich, nicht zähe, sondern leichtflüssig seyn und einen reinen, stark sauren, geistigen Geruch und Geschmack besitzen. Der Essig, und noch mehr die Essigsäure (*Acidum aceticum*) wirkt wie die Citronen und wird daher häufig als deren Stellvertreter gebraucht.

36) Färberröthe (*Rubia tinctorum*), eine Pflanze, die im südlichen Europa wild wächst, aber auch, wegen des großen Nutzens in der Färberei, in Holland, England, der Schweiz, im wärmern Theile von Deutschland u. s., häufig gebaut wird. Die Wurzel, wenn sie zum Färben zubereitet worden ist, heißt Grapp oder Krapp und ist sehr ästig, lang, dünn, mit starken Seitensfasern besetzt, äußerlich mit einer bläßbraunen, sehr dünnen Haut umgeben, innerlich röthlich, ohne Geruch, bitterlich schmeckend und den Speichel, das Wasser, die ätherischen Oele und den Weingeist roth färbend. Ehe die Wurzel aber in den Handel gebracht und zum Färben angewendet wird, ist sie verschiedenen, nicht überall gleichen, Behandlungen unterworfen, die wir hier, aus Mangel an Raum, jedoch nicht anführen können, sondern auf unser vollständiges Waarenlexicon 2c. 2c. Bd. I. S. 404 u. a. Schriften verweisen müssen. Der Handel unterscheidet nicht allein ungeschälten, halbgeschälten und ganzgeschälten Krapp, sondern führt auch denselben nach den verschiedenen Ländern, wo er gebaut und zubereitet wird, auf. Da der innere dunkle Kern, oder das Mark der Wurzel, den meisten Farbestoff enthält, so fällt der Krapp von der geschälten Wurzel um so besser aus; doch ist nicht immer der ganzgeschälte dem halbgeschälten vorzuziehen, wenn jener aus dünnen und dieser aus dicken Wurzeln besteht. Holland liefert sehr guten Krapp und treibt damit einen starken Handel. Die schlech-

teste Sorte wird unter dem Namen Mull oder Staubroth verkauft; die feine heißt Korkrapp. Eine vorzüglich schöne Art der Färberröthe ist die Levantische, welche in den Gegenden von Smyrna, in Syrien, auf der Insel Cypern u. f. gewonnen und Azala, Hazala oder Alizari genannt wird. Unter den deutschen Sorten verdienen der Schlesiſche Krapp oder die Breslauer Röthe und der Rheinische Krapp bemerkt zu werden. Häufig werden die feinern Sorten Krapp mit gemahlener Fichtenrinde, rothem Bolus, rothem Ocher u. f. verfälscht. Um die Vermischung mit Fichtenrinde zu entdecken, braucht man den Krapp nur mit pulverisirtem Eisenvitriol zu versetzen und mit Wasser zu übergießen; der reine Krapp muß dann eine dunkle Rosen- oder Drangefarbe annehmen, während der mit Fichtenrinde vermengte mehr oder weniger schwärzlich wird. Auf ähnliche Art erkennt man die Vermischung mit Bolus oder Ocher, wenn man den Krapp mit Salpetersäure durchnäßt und dann mit Wasser übergießt; der Krapp wird eine goldgelbe Farbe annehmen und obenauf schwimmen, während der erdige Beisatz die ursprüngliche Farbe behält und zu Boden sinkt. Nächstdem ist bei'm Einkaufe des Krapps hauptsächlich darauf zu sehen, daß derselbe trocken, fein gemahlen, weder zu alt, noch zu frisch sey, eine schöne blaßrothe, dem Safran ähnliche Farbe, einen starken, aber nicht unangenehmen Geruch und einen zuckerähnlichen Geschmack habe. Das untrüglichsste Mittel, wodurch man seine Güte probirt, ist, wenn man ihn zerreibt, wo er leicht am Papiere hängen bleiben und eine lebhaftere Farbe zurücklassen muß. — Vielfältig ist der Gebrauch des Krapps in der Färberei; aber er enthält zwei verschieden färbende Substanzen: eine fahle, die im Wasser leicht auflöslich ist, und eine rothe, die sich weit weniger darin auflösen läßt; man muß

also jene erst zu entfernen suchen, um eine schöne rothe Farbe zu erhalten, und dies kann wie bei dem Safflor geschehen. — Hierher gehört auch der Krappsaft, ein schön rosen-, dunkel- oder braunrother Saft, der durch Fällung des rothen Farbestoffs des Krapps mit Thonerde erhalten wird, eine recht schöne und gut deckende Farbe giebt und in ziemlich harten, kleinen, unregelmäßig zugespitzten Kügelchen vorkommt. Vergl. Nr. 10 d. C.

37) Flöhsaamen (*Semen Psyllii*) heißen die dunkelbraunen, kleinen, glänzenden, länglichen, auf der einen Seite flachen, auf der andern erhabenen, Samenkörner, welche vom strauchartigen Wegetritt (*Plantago cynops*) herkommen. Die Saamen geben, mit siedendem Wasser begossen, oder mit Wasser gekocht, eine große Menge Schleim, den man in der Papierfärberei wohl gebrauchen kann, wie an seinem Orte vorkommt. — Statt des Flöhsaamens kann man auch die Leinsaat (*Semen Lini*), die bekannt genug ist, zu manchem Zwecke, namentlich zu einem Marmorirwasser, anwenden. S. Cap. IX.

38) Florentinerlack folgt, in Rücksicht seines Werthes, zunächst auf den Carmin, wenn er ächt und aus Cochenille gut bereitet ist. Er kommt in kleinen, kegelförmigen Stückchen, von der Größe eines Gerstenskorns, in den Handel, und seine Farbe muß schön hochroth und dauerhaft seyn. Man erhielt ihn sonst aus Florenz über Venedig; jetzt kann man ihn auch aus Wien, Nürnberg und Berlin beziehen.

39) Friesisch Grün, eine grüne, mit Kupfervitriol und Salmiak verfertigte Farbe, die zuerst in Friesland gemacht wurde, jetzt aber auch an andern deutschen und holländischen Orten fabricirt wird.

40) Frankfurter Schwarz, eine aus gebrannter Weinhefe in Frankfurt a. M., Mainz, Straßburg, Marktstett, Rixingen u. a. Orten gefertigte Farbe,

welche als ein schwarzes Pulver vorkommt und leicht, leuchtend, sanft, zerreiblich und schwerer, als der gewöhnliche Kienruß, seyn, aber keinen Sand enthalten muß. — Wer sich diese Farbe selbst bereiten will, nehme Weinhefen oder Trester, schütte sie auf ein großes, ausgespanntes Tuch, damit alle Flüssigkeit davon ablaufen könne, drücke sie hierauf in Ballen und lasse solche an der Luft oder Sonne trocknen. Damit füllt man mehrere Töpfe ganz voll, bedeckt solche mit gut passenden Deckeln, verklebt sie sorgfältig mit Lehm, belegt auch wohl den ganzen Topf damit und setzt sie, nachdem die Verklebung völlig abgetrocknet ist, in einen Töpferofen mit der andern Waare ein und läßt sie darin den ganzen Brand aushalten. Nach der Herausnahme wird man die Hefen oder Trester zu einer ganz schwarzen Kohle gebrannt erhalten, welche um so besser in der Farbe ist, je weniger das Gefäß während des Brennens Sprünge bekommen hat.

41) Galläpfel nennt man die kugelförmigen Auswüchse, welche durch den Stich der Eichenblattwespe (*Cynips quercus*) in die Blattstiele und Blätter mehrerer Eichengattungen entstehen. Sie haben einen zusammenziehenden, bitterlichen Geschmack, färben Wasser bräunlich und lösen sich durch Kochen bis auf $\frac{1}{3}$ darin auf. Der Absud wird durch Eisensalze schwarz und fällt beim Auflösen. Man unterscheidet im Handel die Galläpfel theils nach den Orten, von wo sie herkommen, theils nach ihrer Farbe und Güte. Am besten sind die schwarzen, dann folgen die blauen und grünen, zuletzt die weißen durchlöchernten. Die vorzüglichsten Sorten sind nachstehende: a) Galläpfel von Aleppo und Mosoul, auch türkische oder levantische genannt. Sie sind klein, schwer, fest, dunkel gefärbt, sehr hölzernig und vorzüglich reich an Gallussäure und Gerbestoff. Sie stammen weder aus Syrien, noch aus Cy-

pern, sondern tiefer aus Asien und, nach Bancroft, aus Ostindien. Meistens kommen sie in schmalen, langen Säcken. b) Galläpfel von Tripolis in Syrien und von Cypern sind schlechter, als die von Aleppo; doch werden die stacheligen (*Galla spinosa*) und die schwärzlichen hochgeschätzt. c) Istrische Galläpfel kommen aus Istrien, sind zuweilen den mittlern Aleppo-Galläpfeln an Güte gleich, gewöhnlich aber geringer, obgleich besser, als die Ungarischen. d) Abruzzische, Romagneser u. a. Italienische Galläpfel stehen den Levantischen nach; die bessern übertreffen indessen die Istrischen etwas. e) Ungarische Galläpfel sind glatt, gelblichgrau, weißgelb oder weiß, und geringer, als die obengenannten. f) Die sogenannten Pusch-Galläpfel, welche theils aus Frankreich, theils aus den südlichen Gegenden Deutschland's kommen, sind die schlechtesten, gewöhnlich groß, leicht, glatt, röthlich, oder weiß. — Die Chinesischen Galläpfel sollen, nach neuern Nachrichten, gehaltreicher, als alle bis jetzt bekannten Arten, größer, wie diese und mit einer glatten, grauen und röthlichen, zerbrechlichen Rinde versehen seyn, aber weniger Eigenschaften zum Gerben, als zum Schwarzfärben, haben, weil sie keinen Stoff enthalten, der dem reinen Schwarz nachtheilig ist. — Bei dem Einkaufe der Galläpfel hat man sich vorzüglich vor den gefärbten und ausgelaugten in Acht zu nehmen; indessen erkennt man sie an ihrer Weichheit, Leichtigkeit und an ihren Deffnungen, welche sie größtentheils haben. — Um eine gute Gallustinctur zu erhalten, stoße man 8 Loth gute Galläpfel zu einem gröblichen Pulver, thue solches in eine Flasche, gieße ein halbes Maas oder ein Pfund ordinären Speisewein darüber, lasse beides drei Tage an der Wärme stehen und gieße dann die klare Flüssigkeit ab. Nachdem wird der Bodensatz noch einmal

mit einem Pfund Wasser übergossen, ebenfalls drei Tage stehen gelassen und sodann mit dem vorigen Abgusse vereinigt. — Das Verfahren, zugleich den Gerbestoff und die Gallussäure aus den Galläpfeln zu erhalten, ist sehr einfach; man zerstößt sie in einem steinernen Mörser, kocht sie mit zehn- bis zwölffacher Quantität ihres Gewichts Wasser so lange, bis man sie zwischen den Fingern zerdrücken kann, zieht dann das Feuer unter dem Kessel zurück und gießt das Decoct durch ein Haarsieb. Auch mit Essig, und hierauf zum zweiten Male mit dünner Indigobrühe, kann man sie auskochen, wo dann die Tinctur weit schöner wird. — Eine besondere Art Galläpfel sind die Knoppern, welche als Auswüchse, in Folge eines Stiches von einem Kerbthiere an den Kelchen der Eichen, von mittelmäßiger Gestalt vorkommen. Sie besitzen angeblich mehr Gerbestoff, aber weniger Gallussäure und färbenden Stoff, sind daher in der Färberei nicht so nutzbar.

42) Gelbbeeren oder Kreuzbeeren sind die im unreifen Zustande abgenommenen und getrockneten Beeren mehrerer Arten des Weg- oder Kreuzdorns (Rhamnus). Unter diesen sind die vorzüglichsten: a) der in ganz Europa wachsende gemeine Wegdorn (Rhamnus catharticus, sonst Spina cervina genannt), dessen Beeren getrocknet von der Größe einer Erbse und viersaamig sind. Im reifen Zustande geben diese Beeren das sogenannte Saftgrün (s. d.), welches auf Papier eine brauchbare grüne, oder vielmehr gelbgrünliche, Farbe abgiebt, besonders bei dunkleren Nuancen auf ordinäre, gewöhnlich geglättete, oder auf sogenannte Blumenpapiere. b) Der färbende Wegdorn (Rhamnus insectorius), welcher im südlichen Frankreich, in Spanien und Italien wild wächst, und dessen Beeren unter dem Namen Grains d'Avignon (Avignonbeeren) bekannt sind.

Vergl. Nr. 4 b. Cap. c) Der Stein-Wegborn (Rh. saxatalis), in Ungarn, Italien und der Schweiz anzutreffen, und d) der immergrüne Wegborn (Rh. alaternus), im südlichen Europa einheimisch. — In heißen Sommern sind die Beeren farbreicher, und daher werden die aus südlichen Ländern denen aus nördlichen vorgezogen. Im Handel hat man vornehmlich nachstehende Sorten: Persische Gelbbeeren, welche über Aleppo und Smyrna kommen, vierfächerig, größer, grüner und mit mehr, auch haltbarerm Farbestoffe, als die Europäischen, versehen; Levantische Gelbbeeren, die man über Constantinopel und Smyrna erhält, kleiner, dreifächerig, ebenfalls gut, aber minder dauerhaft färbend; Avignonbeeren, von der Größe einer kleinen Erbse, herzförmig, etwas plattgedrückt, eckig, grünlichgelb, zweifächerig, mit zwei goldgelben, harten, ovalen, auf einer Seite gewölbten, auf der andern einwärts gerollten Saamen, farbreicher, als die nachstehenden Sorten; Spanische und Italienische Gelbbeeren, meist von einerlei Güte, ebenfalls zweifächerig, oft den Avignonbeeren beigemischt; Ungarische Gelbbeeren, gelbbraun oder bräunlichgrün, von der Größe einer Erbse, rundlich, gegen unten spitzig zulaufend, vierfächerig, gestielt, mit vier, beinahe dreieckigen Saamentörnern, welche auf zwei Seiten platt, auf der dritten gewölbt und unten zugespitzt sind. — Man gebraucht die Gelbbeeren häufig zum Färben des Papiers, besonders des Cattunpapiers, und kocht sie zu dem Behufe mit beigesehtem Alaun gut aus; setzt man dieser Farbenbrühe geriebene und wieder getrocknete Kreide bei, und läßt sie, täglich einigemal umgerührt, 2—3 Wochen stehen, so bekommt man eine schöne, blaßgelbe Körperfarbe. Vergl. Nr. 104 des zweiten Capitels.

43) Gelbe Erde, Berggelb oder Dchergelb, ein gelber Eisenkalk, der durch die Beimischung von Thonerde das Ansehen einer Erde hat, mehr oder weniger gelb ist, abfärbt, im Wasser zerfällt und durch das Glühen roth wird. Im Handel kommen vornehmlich folgende Sorten vor: a) Danziger Dcher; b) gelber Dcher von Bordeaux und Nantes; c) Dcher von Berry; d) Englischer gelber Dcher; e) Deutscher Dcher u. f. Gutes Dchergelb muß mürbe, leicht, nicht sandig oder steinig seyn, gut abfärben und eine hohe Farbe besitzen. Vergl. Dcher sub Nr. 88.

44) Gelbholz. Unter diesem Namen begreift man mehrere Arten Holz, die sich zum Gelbfärben eignen. Die gangbaren und auch im Handel vorkommenden Sorten sind folgende: a) Gelbholz vom Peruckensumach (*Rhus cotinus*), der als Strauch im südlichen Europa, in Griechenland, auf den Ionischen Inseln, in Syrien, der Moldau, Ungarn und in Sibirien wächst. Es führt auch den Namen Ungarisch Gelbholz, Fisetholz, junger Fustik u. f., und man erhält es von Cefalonia, Zante, Triest, Fiume u. f. Die Auskochung des Holzes hat eine schöne Drangefarbe. b) Gelbholz vom Gerbersumach (*Rhus coriaria*), wächst im südlichen Europa, Syrien und Palästina und heißt auch Gerberstrauch, Gerberbaum, Färberbaum, Sumach, Schmach u. f. Alle Theile dieses Strauchs oder Baums haben eine färbende und zusammenziehende Eigenschaft und werden daher auch zum Ledergerben gebraucht. Zu dem Ende werden die zarten Stängel, Blätter, Früchte u. f. zerstampft oder gemahlen, in kurze, dicke Säcke oder Ballen gepackt und unter dem Namen Sumach oder Schmach in den Handel gebracht. In Spanien, Frankreich u. f. gebraucht man die Rinde vom Stamme und das Holz zum Gelbfärben; auch die Wurzelrinde färbt hochgelb,

und die Früchte geben eine röthliche Farbe. Guter Schmach oder Sumach muß trocken, hellgrün von Blättern, nicht braun, weiß oder grau seyn und nicht dumpfig riechen. Der Sicilianische Schmach ist unter allen Arten der beste. c) Gelbholz vom Färbermaulbeerbaume (*Morus tinctoria*), der in Brasilien und in Ostindien, vornehmlich auf Jamaica, Portorico, Tabago u. f. gefunden wird und unter der Benennung: gelbes Brasilienholz, alter Fustik u. f. bekannt ist. Das Holz hat eine gelbe Farbe, mit orangefarbenen Adern durchzogen, und eine geringe Härte und Schwere. Man bringt es in Stücken von 20 — 100 Pfund, oder auch gemahlen, oder geraspelt, in den Handel; Cuba liefert das farbenreichste, Jamaica und Portorico geringeres, Brasilien noch schlechteres. — Wenn man das Holz stark kocht, so giebt es dem Wasser eine röthlichgelbe Farbe; verdünnt man die Auskochung mit Wasser, so wird sie orangegelb. Die Säuren bewirken darin einen leichten, grünlichgelben Niederschlag; die Alkalien und das Kochsalz geben derselben eine dunkle, röthlichgelbe Farbe; der Alaun und Weinstein wirken auf sie beinahe ebenso, wie die Säuren und machen die gelbe Farbe heller; die Zinnauflösung bringt darin einen schönen gelben Niederschlag hervor. — Ob schon das mit Wasser ausgekochte Gelbholz eine gute und brauchbare flüssige Farbe und in der Vermischung mit Kreide auch eine gelbe Körperfarbe giebt, so ziehen die Papierfärber die Auskochungen der Persischen Gelb- und Kreuzbeeren, oder der Quercitronrinde, wegen ihres reichern Pigments, vor.

45) Glasglang, eine zu dünnen Blättchen oder zu Pulver zerstoßene Glasmasse von verschiedener Farbe, welcher, des Glanzes wegen, zu velutirten Tapeten u. f. gebraucht wird.

46) Glimmer (Mica), eine zum Thongeschlechte gehörige, metallisch-glänzende Steinart. Der silberglänzende wird auch Razensilber und der messingglänzende auch Razengold genannt. Beide Arten werden gebrannt oder bloß gestoßen und zur Verzierung der Tapeten u. f. gebraucht.

47) Gold und Silber gebraucht der Papierfärber in Blatt- und in Pulverform, theils zu den einfachen und gemusterten Gold- und Silberpapieren, theils zu Papiertapeten, sowohl ächt, als auch unächt. Sowohl des ächten Blattgoldes, als auch des geschlagenen Metalls, ist in unserer Buchbinderkunst z. z. 4te Aufl. umständlich gedacht worden, und wird daher hier übergangen. Das geriebene oder feingepulverte Metall (Bronze) hat man von verschiedenen Farben und macht es meistens aus Kupfer und Messing oder ähnlichen goldartigen Metallmischungen, aus Musivgold oder Musivsilber, seltener aus ächtem Golde und Silber, in welchem Falle man Blattgold oder Blattsilber fein reibt, oder, besser, beide Metalle aus einer ihrer Auflösungen metallisch fällt. Zu dem Ende nimmt man eine Quantität Gold- oder Metallblättchen, zerreibt sie auf einem Marmorsteine mit Jungferhonig, bis Alles ganz zart mit dem Finger anzufühlen ist, thut es dann in ein Glas reines Wasser, rührt es stark um und verändert das Wasser so oft, bis es ganz klar abfließt; endlich bringt man dieses Goldpulver in etwas Scheidewasser, läßt es zwei Tage darin stehen, nimmt es nachher heraus und trocknet es auf einem Bogen Papier. Oder, man nimmt zu einem Buche Gold zwei Loth gereinigten Salpeter und ein Loth Arabisches Gummi, löst letzteres zu einem dicken Gummivasser auf, thut davon auf einen Reibstein oder in einen Serpentinmörser und mischt den Salpeter darunter. Mit dieser Masse reibt man nun die Goldblätter, welche ein-

zeln nach und nach hinzugethan werden, ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden lang, binnen welcher Zeit das Gold den gehörigen Grad von Feinheit erhält. Um nun das zerriebene Gold von dem beigemischten Salpeter und Gummi zu befreien, muß man mehrere Töpfe und Gläser zur Hand haben. Man thut die Masse mit dem zerriebenen Golde in eins der Gefäße, gießt warmes Wasser darüber, rührt es dann um und läßt es einige Zeit stehen, damit sich der Salpeter und Gummi auflöse und das Gold zu Boden setze. Dann gießt man das Salpeter- und Gummivasser in ein anderes Gefäß ab und wiederholt das Ausfüßen noch einigemal, bis das Gold rein genug ist, welches nun getrocknet und zum Gebrauche aufbewahrt wird. Eine dritte Art der Bereitung besteht darin, daß man reines Gold in salpetersaurer Salzsäure auflöst, es dann durch Kupfer oder durch eine Auflösung von schwefelsaurem Eisen niederschlägt, den Niederschlag in destillirtem Weinessig digerirt, dann nochmals frisches Wasser daraufschüttet und zuletzt trocknet. Dieser Niederschlag bildet ein sehr feines Goldpulver, welches sich gut poliren läßt. Das Musivgold oder unächte Malergold besteht aus einer metallischen Composition, welche dem Golde in Ansehung der Farbe ähnlich ist, sich schuppig anfühlt und auf verschiedene Art verfertigt wird. Nach der ältern Vorschrift schmelzt man 12 Unzen engl. Zinn, setzt 3 Unzen Quecksilber hinzu, reibt das erhaltene Amalgama mit 7 Unzen Schwefel und 3 Unzen Salmiak auf das Genaueste zusammen, schüttet die Mischung in einen Kolben, stellt diesen in ein Sandbad, giebt anfangs einige Stunden eine sehr gelinde Hitze, verstärkt sie aber nachher beträchtlich und hält damit noch einige Stunden lang an, wo man dann auf dem Boden des Gefäßes das Musivgold findet. Nach neuern Angaben erhält man ein schönes Musivgold, wenn man 8 Un-

gen salzsaures Zinn mit kohlenstoffsaurem Natron niederschlägt, den ausgewaschenen und getrockneten Niederschlag mit 4 Unzen Schwefel vermischt und dem gehörigen Feuergrade aussetzt; oder wenn man salpetersaures Zinn durch flüssiges, schwefelsaures Kali niederschlägt, den Niederschlag auswäscht, nach dem Trocknen mit dem vierten Theile Salmiak und einem halben Theile Schwefel vermischt und es einer gehörigen Hitze aussetzt. Auf gleiche Art wird das Musivsilber oder unächte Malersilber durch Zusammenschmelzen von gleichen Theilen Zinn und Wismuth, und Abreibung der Mischung mit Quecksilber, bis sie ein Pulver darstellt, erhalten. Um mit diesen verschiedenen Arten von Goldpulver Papiertapeten u. s. zu verschönern, macht man es mit aufgelöstem Arabischen Gummi an, setzt allenfals noch einen gelben Saft, z. B., Gummigutt, hinzu und trägt es mit dem Pinsel auf. Wenn das aufgetragene Gold dann hinlänglich trocken ist, so wird es mit einem Glättzähne polirt, bis sich Glanz genug zeigt, und mit einem Lackfirnisse überzogen. Was der Vergoldung auf diese Art etwa an Lebhaftigkeit abgeht, ersetzt die Freiheit, zu zeichnen oder zu malen.

48) Goldpurpur, eine purpur- oder violettrothe, im trocknen Zustande fast schwarze Metallfarbe, die gewöhnlich in Pulvergestalt in den Handel kommt und in reinem Zustande aus Gold- und Zinnoryd besteht. Man benützt den Goldpurpur als Malersfarbe auf Papiertapeten, wie die Bronze und das Musivgold.

49) Grüne Erde, eine seladongrüne, oft in's Lauch-, Berg- und Graulichgrüne übergehende, steinartige, etwas fette, weiche, matt glänzende Erde, welche theils roh, theils geschlämmt in den Handel kommt und sich nach ihrer Schönheit und Reinheit in mehrere Sorten unterscheidet. Die Veronese ist die

beste, hoch spangrün und ziemlich fest; die Cypri-
sche hat eine Mittelfarbe zwischen apfel- und span-
grün und ist weicher; die Polnische ist lauchgrün
und mit Sand gemengt; die Tyroler und Böh-
mische ist mattgrün, nähert sich jedoch zuweilen
ziemlich der Veronesischen. Man gebraucht diese Farbe
vorzüglich zu Fabrication ganz ordinärer einfarbiger
Papiere, oder nur zu einer gemischten Farbe.

50) Grünspar, Spangrün, auch Kupfer-
grün, eine salzartige, schön grüne, feste, auf dem
Bruche weiß und stellenweise seidenartig glänzende
Masse, welche als ein Gemenge von einfach- und von
basisch-essigsäurem Kupfer zu betrachten ist, und seinen
Namen von den Kupferspänen oder Blechen hat, wor-
aus man ihn, am besten und häufigsten im südlichen
Frankreich, verfertigt. In Montpellier unterscheidet
man den Grünspar in 3 Sorten: feuchten, trock-
nen und steinharten, und verschickt ihn in lederen
Säcken von 25 bis 30 Pfd.; zuweilen macht man
ihn auch in kleine, viereckige Brode von 8 — 10 Pfd.
Grenoble liefert dieselben Sorten, im Allgemeinen
ist aber der dortige Grünspar reiner, als der von
Montpellier. Wien liefert seit Kurzem eine geringe
Sorte in leinenen Säcken. Zuweilen wird der Grün-
spar mit Schwerspath oder Gyps verfälscht; man er-
kennt aber diese Zusätze, wenn man ihn in Schwefel-
säure auflöst, wobei sie zurückbleiben. — Aus dem
Grünspar bereitet man das krystallisirte essig-
saure Kupfer, indem man Essigsäure darüber gießt,
mit Hülfe der Wärme das darin enthaltene Kupfer-
oxyd auflöst, dann die Flüssigkeit abdunstet und er-
kalten läßt. Die Krystalle sind Anfangs ganz durch-
sichtig und schön dunkelgrün gefärbt, werden aber an
der Luft nach und nach undurchsichtig und etwas
schwärzlich, haben einen herben, zusammenziehenden
Geschmack und lösen sich in 5 Theilen siedendem Was-

fer auf. — Das essigsaure Kupfer wird theils zur Zusammensetzung von Beizen genommen, theils dient es, um damit gewisse Farben zu heben, oder dunkelgrüne Anstriche hervorzubringen. Aber sowohl für den rohen, als auch für den krystallisirten Grünspan taugt weder Leimwasser, noch Gummiwasser, sondern man muß dazu rohen Weinstein nehmen, den man mit Essig reibt, wodurch das mit einem solchen Grünspan angestrichene Papier zugleich einen Glanz erhält.

51) Gummi nennt man in allgemeiner Bedeutung jeden aus den Gewächsen entweder freiwillig oder durch gemachte Einschnitte abfließenden, an der Luft erhärtenden, im Wasser aber auflösliehen, meist geruch- und geschmacklosen Schleimsaft, zum Unterschiede von den Harzen, welche zum Theil auch an der Luft erhärten, aber nicht im Wasser, sondern vornehmlich nur in Weingeist auflöslich sind. Erhärtete Pflanzensäfte, die zugleich gummige und harzige Theile enthalten und sich weder völlig in Alkohol, noch völlig im Wasser auflösen, nennt man Gummiharze. Die vorzüglichsten im Handel vorkommenden wahren Gummiarten sind: a) das Arabische oder Mimosen-Gummi (*Gummi arabicum*), welches von der Aegyptischen Sinnpflanze oder ächten Acacie (*Mimosa nilotica seu Acacia vera*), die im steinigten Arabien, in Aegypten und in den wärmern Strichen von Africa wächst, gewonnen wird. Es kommt in rundlichen oder wurmförmig gebogenen Stücken von verschiedener Größe vor, ist blaßgelb oder braungelb, selten völlig ungefärbt, halbdurchsichtig, fest, trocken, zerbrechlich, auf der Oberfläche uneben runzlig, im Bruche muschlig, glasartig glänzend, wird durch Feuchtigkeit zähe, löst sich ganz im Wasser auf und enthält, außer reinem Gummi, etwas zusammenziehenden Stoff. Die bessere Sorte des Arabischen Gummi, welche aus kleinen, völlig weißen, durchsich-

tigen Stücken besteht, nennt man Türkisches Gummi (*G. turcicum*); die geringere, aus größern, mehr gefärbten, oft gleichsam häutigen, minder leicht auflöselichen Stücken, die jedoch nicht so groß und gefärbt sind, als das Senegalgummi, Suddah'sches Gummi (*G. de Godda*); die schlechteste, welche in braunen, braunrothen und braungelben Kugeln vorkommt, Barbarisches Gummi (*G. barbaricum*). Was den Namen Yambaon führt, ist eine Sorte Arabisches Gummi, die aus zerbrochenen Stücken besteht und viel Staub und Unrath enthält. — Das Arabische Gummi dient bei der Papierfärberei vornehmlich als Bindemittel für Saftfarben und zur Verdünnung einiger Farbebrühen. Soll es als Bindemittel gebraucht werden, so weicht man es entweder in kaltem Wasser ein, rührt es zuweilen mit einem Holzstäbchen gut um und drückt es nach dem Auflösen durch ein Tuch, oder man löst es sogleich in der Farbebrühe, zu welcher man es anwenden will, gehörig auf. — b) Das Senegalische Gummi (*G. Senegal*), soll von *Mimosa* seu *Acacia Senegal*, einem Baume, der in Guinea an beiden Ufern des Flusses Senegal wächst, abstammen. Es ist weißer, durchsichtiger und reiner, als das Arabische, aber auch oft röthlich, gelblich, oder grünlich, und besteht aus größern Stücken. Uebrigens ist es in Ansehung seiner Eigenschaften dem Arabischen Gummi völlig gleich. Verfälscht werden beide Gummiarten häufig mit dem Gummi der Pflaumen- und Kirschbäume, die beide nicht ganz in Wasser auflöslich sind und auch eine weit gröbere Auflösung geben. c) Das Tragantgummi (*Tragacantha* seu *Gummi Tragacanthae*) erhält man vom ächten Tragantstrauche (*Astragalus creticus*), der auf der Insel Candia wächst, wiewohl es Einige auch dem *Astragalus verus* zuschreiben, einem Strauche, der auf dem Berge Ida anzutreffen

ist. Es kommt in weißen, kleinen, oft kaum linien-
 dicken, zolllangen und längern, wurmförmig gedrehten,
 festen, zerbrechlichen, im Bruche glänzenden, halbdurch-
 sichtigen, geruch- und geschmacklosen Stücken zum
 Handel und ist das reinste Gummi, da es außer
 Gummi bloß etwas Acacin und Bassorin enthält.
 In kaltem Wasser quillt es auf, ohne sich ganz auf-
 zulösen; mit warmem bildet es einen Schleim, der
 nicht klebrig, wie der des Arabischen Gummi's, son-
 dern schlüpfrig und gallertartig ist. Man unterschei-
 det weißen Tragant in kleinen, gewundenen, festen,
 halbdurchsichtigen, zerbrochenen Stücken, die mit der
 Zeit gelblich werden; graugelblichen oder gelb-
 braunen, unreiner, als der vorige, und Tragant
 in Sorten, noch unreiner, bröcklich, oft ganz braun.
 Die schlechten Sorten kommen gewöhnlich vom gum-
 mibringenden Tragant (*A. gummifer*), einem
 auf dem Libanon wachsenden Baume. — Das Tra-
 gantgummi dient, wie das Arabische Gummi, bei der
 Papierfärberei, vornehmlich aber zur Fabrication der
 mehrfarbigen Marmorpapiere oder sogenannten Tür-
 kischen Papiere u. f.

52) Gummigutt, ein Gummiharz, welches
 aus dem Stamme und den Zweigen des wahren Gut-
 tabaumes (*Stalagmites cambogioides*) quillt, der
 in Ostindien wild wächst. Es ist gelb, zuweilen in's
 Röthliche fallend, an den Ranten durchscheinend,
 spröde, von muschlichem Bruche, geruchlos und scharf
 schmeckend. Da es mehr Harz wie Gummi enthält,
 so zieht der Weingeist mehr, wie das Wasser, Farbes-
 stoff aus. In den Handel kommt es in großen Ku-
 chen, oder in einzelnen Bruchstücken, oder in hohlen
 Rohrstäben, und je schöner gelb und auflöslicher es
 ist, um so höher wird es geschätzt. Auch einige an-
 dere Bäume geben Gummigutt, namentlich der ge-
 meine Guttabaum (*Cambogia gutta*), der auf der

Malabarischen Küste, auch auf der Insel Ceylon wächst; ferner *Hypericum bacciferum*, eine Pflanze, die in Mexiko und Surinam, und H. Cayenne, welche in Cayenne wächst; noch eine andere und zwar schlechte Sorte soll aus dem Saft einer *Euphorbia* bereitet werden. — Das Gummigutt gebraucht man theils als Malerfarbe und zu gelbem Lacke, theils zu Goldlackfirnissen, und es giebt solchen Consistenz, Glanz und eine schöne Citronenfarbe.

53) Hamburgerblau, auch Fingerhutblau oder Kugelblau, eine ganz reine, hellblaue, weich und seidenartig anzufühlende, in Gestalt von Fingerhüten oder Kugeln im Handel vorkommende blaue Farbe, welche sich leicht im Wasser zertheilt und im Bruche glänzend blättrig ist. Man gebraucht sie bei der Papiersfärberei zum Anstreichen auf Papierwände, Tapeten u. f. und bezieht sie aus der Sattler'schen Fabrik zu Schweinfurt.

54) Harze (*Resinae*) nennt man im Allgemeinen die mehr oder weniger verhärteten Pflanzensäfte, die in der Wärme weich und klebrig werden, in der Hitze zerfließen, an einer Flamme sich leicht entzünden, sich nicht im Wasser, wohl aber im Wein-geiste, im Aether und zum Theil in Oelen auflösen. Nach ihrer verschiedenen Form und Consistenz werden sie in flüssige und in feste Harze unterschieden. Alle Harze findet man in unserer Lackkunst u. u., fünfte Auflage, ausführlich beschrieben. Man gebraucht sie vorzüglich zu Lackfirnissen.

55) Hausenblase oder Fischleim (*Ichthyocolla seu Colla piscium*) besteht aus den gallert-haltigen häutigen Theilen einiger Fische, die man getrocknet im Handel bringt. Die beste erhält man von der Schwimmblase des Störs und des Hausens und rollt sie in Kränze, oder giebt ihr die Form eines Hufeisens; eine zweite Sorte legt man blättersförmig

zusammen; eine dritte buchförmig; die geringste wird schlechtweg getrocknet. Die beste Hausenblase ist gelblich oder weißgelblich, durchscheinend, geschmack- und geruchlos, in kleinen Ringeln und beim Kochen in Wasser ganz auflöslich; die geringere ist schmutzigweiß, trübe, oder fast ganz undurchsichtig, löst sich durch Kochen nicht ganz auf und verbreitet, solange sie warm ist, einen Fischgeruch; die ganz schlechte erkennt man an dem mehr häutigen als blätterigen Gefüge, an der meist dunkeln Farbe und an ihrer Unauflöslichkeit. Ausführlicher ist dieser Artikel in unserer Lackirkunst und Buchbinderkunst 2c. 2c. abgehandelt. — Die Hausenblase wird theils zum Anmachen der Farben, theils zum Grundiren gebraucht, und sie hat vor dem Tischlerleime den Vorzug, wenn es auf größere Feinheit und Geruchlosigkeit ankommt, aber sie ist auch der theuerste Leim und wird daher nur zu feinen Papieren in Anwendung gebracht.

56) Heidelbeeren (*Baccae Myrtillorum*) sind die bekannten Früchte der gemeinen Heidelbeeren (*Vaccinium Myrtillus*), welche ebenfalls zum Färben des Papiers gebraucht werden können, nur schade, daß sie stark nachdunkeln und sich oft vom lichten Rothblau bis fast zum tiefen Schwarzblau verziehen.

57) Indig, ein blauer, geschmack- und geruchloser, in heißem Weingeiste etwas auflöslicher, durch die meisten Säuren, vorzüglich durch die Schwefelsäure, ganz auflöslicher und nicht verändert werdender Pflanzenfarbestoff. Man bereitet ihn aus den Blättern mehrerer Gattungen der in den heißen Erdstrichen Indiens wachsenden Anilpflanze (*Indigofera*); zuweilen auch aus dem bei uns wachsenden Färberwaid (*Isatis tinctoria*). Die Eigenschaften des Indigs sind, je nach der Bereitungsart und nach den verschiedenen Bestandtheilen, die er demnach

enthält, verschieden. Die vorzüglichsten, in den Handel kommenden, Indigsorten sind: Guatimala und Carraccas, der beste, gewöhnlich in ledernen Euronen von ungefähr 100 Pfund; St. Domingo, dem Guatimala nachstehend; Ostindischer, theils aus Bengalen, theils aus Madras, kommt in Kisten gepackt, nähert sich bald dem Guatimala, bald ist er dem Brasilischen gleich; Manilla, dem geringen Bengalischen gleich; Java, gewöhnlich in Tafeln und eine vorzügliche Sorte; Carolina, in viereckigen Stücken und gewöhnlich in Fässern von 100 bis 150 Pfund, gehört zu den schlechtesten Sorten; Louisiana, in großen, länglichen Stücken, in Fässern von 300 bis 400 Pfund, dem von Cuba nachstehend; Bourbon, in kleinen, viereckigen Stücken und in Fässern von 150 bis 200 Pfund, besser, als Carolina; Brasilischer, in Kisten, sehr gering u. f. Von einem guten Indig verlangt man, daß er nicht allein trocken, in ansehnlichen Stücken und ohne Staub sey, sondern er muß auch eine schöne dunkelblaue, lebhafte, glänzende, in's Röthliche oder Violette fallende Farbe besitzen und auf dem Bruche keine weißen Streifen haben, dagegen, mit dem Nagel gerieben, einen kupfrigen Glanz erhalten, so wenig im Wasser als im Weingeiste auflöslich seyn, auch durch Pottaschenauflösung keine Veränderung in der Farbe zeigen, aber sehr leicht im Feuer bis auf einen geringen Antheil Asche verbrennen. Nur in concentrirter Schwefelsäure löst sich der Indig ganz auf und giebt, mit Alaunwasser verdünnt, eine schöne dunkelblaue Tinctur, woraus sich durch Zusatz einer reinen Kalialösung ein schöner dunkelblauer Niederschlag abscheidet, der als Indigolack oder blauer Carmin bekannt ist. Die beste Prüfung des Indigs geschieht durch übersaure Salzsäure oder Salpetersäure, welche man einer in Vitriol gemachten und

mit Wasser verdünnten Indigauflösung zusetzt, wodurch der Farbestoff zerstört wird; je mehr davon erforderlich ist, welches am Besten durch Vergleichung mit einer andern, anerkannt guten, Sorte geschieht, um so besser ist derselbe. Der Indig wird wegen seines hohen Preises oft mit Asche, Erde, Kreide, geschabtem Blei, Thon, Kalk, gestoßenem Schiefer u. a. Dingen verfälscht; aber diese Art von Verfälschung ist leicht zu entdecken, wenn man einen solchen Indig in einer eisernen Kelle glüht, wo der Indig zu Asche verbrennt und die erdigen Substanzen zurückbleiben; auch löst sich ein solcher Indig in concentrirter Schwefelsäure nicht völlig auf, sondern läßt seine fremden Beimischungen zu Boden fallen. Die Vermischung mit Harz und andern brennbaren Stoffen verräth der Geruch und Rauch. Hat man den Indig mit einem Gummi versetzt und ihm dadurch eine Festigkeit gegeben, so fällt dieser sehr gewöhnliche Betrug sogleich in die Augen, wenn man die Stücken entzweibricht, wo dann das Innere dem verführerischen Außern nicht entspricht. Der beste Indig, welcher auf dem Wasser schwimmen muß, enthält $\frac{45}{100}$ Theile färbende Substanz, welcher man den Namen Indigotine gegeben hat. Vergl. über diesen Artikel unser vollständiges Waarenlexikon, wo derselbe in seinem ganzen Umfange abgehandelt ist. — Der Indig dient bei der Papierfärberei nicht allein als blaue Farbe, sondern auch zum Zusammensetzen einer grünen Farbe. Zu dem Ende löst man einen Theil fein gepulverten Indig mit vier Theilen concentrirter Schwefelsäure auf, indem man Beides mit einem Glasstängel zusammenrührt und hernach die Flüssigkeit mit Wasser verdünnt. Um die dunkelblaue, mit Wasser verdünnte, Auflösung zu prüfen, lasse man einen Tropfen davon in ein Bierglas voll reines Wasser fallen; sinkt der Tropfen auf den Boden nie-

der, so ist die Auflösung noch nicht gehörig geschehen, färbt aber der Tropfen das Wasser bei mäßiger Bewegung blau ohne Niederschlag, so ist der Indigo völlig aufgelöst. Die Indigoauflösung wird in ganz angefüllten, gut verkorkten Gläsern an einem kühlen Orte aufbewahrt.

58) Kaisergrün, Kirchbergergrün, Neugrün oder Wienergrün, eine aus Kupfer und Arsenik bereitete grüne Farbe, die große Ähnlichkeit mit dem Grün von Scheele (s. d.) hat.

59) Kermes (Grana Chermos) nennt man die kleinen, getrockneten, zähen, runden, glänzenden und mit Eiern angefüllten Blasenbehälter einiger Arten Schildläuse, welche sich im südlichen Europa und im Oriente auf der Kermesleiche (*Quercus coccifera*) u. a. Bäumen häufig einsinden, von der Mitte des Mai bis Mitte Juni gesammelt, durch Essig getödtet und getrocknet werden, bevor das Insect ausgekrochen ist. Der Kermes ist dunkelroth, runzlig, von der Größe eines Pfefferkorns oder einer Erbse, mit einer Haut umzogen, unter der kleine Körner (Eier) sich befinden, von angenehmem Geruche und etwas bitterem, herbem, stechendem Geschmacke. Wasser löst den rothen Farbestoff auf, der, ebenso wie die Cochenille, zum Färben gebraucht werden kann.

60) Kienrauch oder Kienruß ist der lockere, schwarze Ruß, welcher durch das Verbrennen frischer Kienstöcke oder des Rückstandes ausgekochter Harztheile erhalten und zu schwarzen Farben u. s. benutzt wird. Da aber der Kienrauch, wie gut derselbe auch ist, noch fettige Theile enthält, welche das Trocknen hindern, so muß man ihn vorher ausglühen, wodurch derselbe zugleich schwärzer wird. Man drückt zu dem Ende den Kienruß in einen gut glasurten Topf so fest, wie möglich, verschließt denselben mit einem genau passenden Deckel, verschmiert jede Fuge, damit

nicht die geringste Luft eindringen könne und bringt den Topf auf ein starkes Kohlenfeuer. Nach dem Ausglühen läßt man das Gefäß noch 24 Stunden verschlossen, wo dann die Masse völlig erkaltet seyn wird. Statt des Ausglühens kann man den Kienrauch auch mit einer, durch Kalk geschärften, verdünnten Pottaschenlauge, unter Umrühren, auskochen, dann mit frischem Wasser gut auswaschen und trocknen, wie in unserer Lackkunst 2c., fünfte Auflage, wellläufig beschrieben steht. Um den Kienrauch beim Gebrauche mit Wasser zu verbinden, nimmt man Essig oder starkes Leimwasser und rührt die Farbe darin ein, oder reibt ihn mit Gummiwasser recht gut ab.

60b) Knochenschwarz, s. Beinschwarz.

61) Kobaltblau, eine blaue, vom Französischen Chemiker Thénard in Paris erfundene und dem Ultramarin an Schönheit fast gleichkommende, gegen Licht, Säuren, Alkalien und Schwefelwasserstoff beständige Farbe, die aus Kobaltoryd und Thonerde, oder phosphorsaurem Kalk besteht, und sehr schön vom Dr. Geitmer in Schneeberg und der Devrient'schen Fabrik in Zwickau geliefert wird. Man bereitet sie, indem man Kobaltsalze mit Thonerde, oder phosphorsaurem Kalk glüht. — Wird Kobaltblau mit Zinngelb verbunden, so erhält man das Kobaltgrün. Beide Farben können zwar zur Papierfärberei gebraucht werden, man wendet sie aber mehr auf Glasur und in der Porcellanmalerei an. Vergl. Nr. 125 d. Cap.

62) Kochenille nennt man den getrockneten Körper der weiblichen Kochenillschildlaus, welche in Mexiko auf einigen Fackeldistelarten lebt. Man unterscheidet vornehmlich zwei Arten der amerikanischen Kochenille: die zahme (*Grana fina mestica* oder *mestique*) und die wilde (*G. sylvestra* oder *Capesiana*). Die zahme findet man in den künstlich

angelegten Pflanzungen, wo sie mit großer Sorgfalt erzogen wird; die wilde aber auf solchen Pflanzen, die ohne Cultur wachsen. Jene enthält noch einmal soviel Farbestoff, als diese und ist folglich auch weit theurer. Die polnische oder europäische Kochenille ist weder so brennend und schön, noch so ausgiebig, wie die amerikanische. Gute Kochenille besteht aus kleinen, platten, zum Theil eckigen, reinen, schweren, trockenen Körnern, die weder dumpfig riechen, noch mit fremdartigen Dingen vermischt sind, äußerlich ein raues und glänzensilbergraues, inwendig aber rothes Ansehen haben; die braunen und schwärzlichen Sorten werden weniger geachtet, und die vom Meerwasser benezte, welche havarierte Kochenille heißt, hat den geringsten Werth, weil das färbende Pigment zum Theil schon ausgezogen ist. Wasser löset nämlich den Farbestoff auf und färbt sich carminroth; Kalien aber ändern die Farbe in Violett um. Dieser ganz eigene Farbestoff, den die Kochenille besitzt, hat den Namen Carminum erhalten. Was die verschiedenen Sorten betrifft, so unterscheidet man in Europa gesiebte oder ungesiebte, schwarze oder silbergraue Kochenille und Kochenillestaub. — Die Kochenille giebt ausgezeichnet schöne und dauerhafte Farben. Soll sie zum Färben angewendet werden, so muß sie etwas zerquetscht und wie der Fernambuk (vergl. den Art. Brasilienholz) gekocht werden. Wenn man eine schöne rothe Farbe haben will, so setzt man der Auflösung oxydirtes, salzsaures, vollkommenes Zinnoryd zu; der Alaun zieht die Farbe jederzeit in das Karmoisin. Kochenille mit citronensaurem Zinn versetzt, giebt ein überaus schönes Scharlachroth, mit schwefelsalzsaurem Zinn ein sehr lebhaftes Rosa, mit Weinstein ein tieferes rosenfarbiges Roth u. f. Ueberhaupt kann die Kochenille, wie der Fernambuk, zu Hervorbringung

fast jeder rothen Schattirung angewendet werden; auch läßt sie sich mit Vortheil in der Verbindung mit der Quercitronrinde gebrauchen. Vergl. Nr. 23 d. Cap.

63) Königs gelb, eine aus fein gemahlenem Rauschgelb (Kuripigment) bereitete gelbe Farbe. Das Gute darf keinen Beisatz haben, an der Sonne nicht flimmern und muß sich beim Erhitzen ganz verflüchtigen. Die Sattler'sche Fabrik in Schweinfurt liefert es sehr schön. — Was man Königsblau nennt, ist ein dunkles oder helleres Violettblau, welches nur wenig Deckkraft besitzt, und von der Dvrient'schen Fabrik in Zwickau in Pulverform verkauft wird, aber wegen seines hohen Preises in der Papierfärberei eben nicht zu empfehlen ist. Mit dem Königsblau darf das Linsenblau nicht verwechselt werden, welches ebenfalls eine schöne blaue Farbe und eben nicht sehr theuer ist, daher sie mit Vortheil in der Papierfärberei angewendet werden kann. — Noch ein anderes Blau ist das Eisenacherblau, welches die Eichel'sche Fabrik liefert, dem Bergblau ziemlich gleichkommt, gut deckt und im Mittelpreise steht.

64) Königswasser (Aqua regis) ist eine Mischung von Salpetersäure und Salzsäure, oder eine mit salzsäurehaltigen Körpern versetzte Salpetersäure. Man vermischt nämlich zwei Theile reines Scheidewasser mit einem Theile Salzsäure; oder man löst in 4 Theilen Salpetersäure 1 Theil Salniak auf; oder, man löst einen Theil Rochsalz in 4 Theilen Scheidewasser auf. — Das Königswasser dient in der Papierfärberei vornehmlich zur Verfärbung der Zinnsolution (s. d.).

65) Kohlen schwarz, eine schwarze, durch Verbrennen von Thier- und Pflanzentheilen erhaltene Farbe. Hierher gehört das Holzkohlen schwarz,

welches aus reinen und wohlgebrannten Kohlen verfertigt wird. Man stößt nämlich die Kohlen in einem Mörser und reibt sie sodann auf einem Porphyrsteine mit Wasser, bis sie die gehörige Feinheit haben, und läßt hierauf die Masse in kleinen Häufchen auf Löschpapier trocknen. Das Rebenschwarz wird von verkohlten Weinreben erhalten und ist dunkler und feiner, als das gewöhnliche Holzkohlenschwarz. Je mehr man es reibt, desto glänzender wird es. Das Pfirschenkernschwarz wird aus den verbrannten Steinen oder Nüssen der Pfirsche, der Aprikose u. f., gezogen. Das Spanische Schwarz ist ein verkohltes Korkholz. Ebenso wird aus Torf und Steinkohlen ein rußartiges Schwarz bereitet. Vergl. Nr. 5, Nr. 29, Nr. 40, Nr. 60 und Nr. 119.

66) Kreide, eine weiße, abfärbende, in derben Stücken vorkommende Erde. Eigentlich gehört dieser Name bloß der weißen, in festen Stücken vorkommenden kohlsauren Kalkerde. Diese ist gelblichweiß, seltener milch- oder schneeweiß, derb, von mattem Bruche, mager, weich und stark abfärbend. Wird die Kreide gerieben, mit Wasser geschlämmt und in Häufchen getrocknet, so erhält man eine feinere Kreide, die geschlämmte Kreide heißt, und welche man sich, zur Verhütung der Verfälschung mit Sand u. f., selbst bereiten muß. Sie dient in der Papiersärberei nie allein als Anstrichfarbe, sondern bloß als Grundlage, und vorzüglich zur Lichtung und Bersehung anderer Körperfarben. Besondere schöne Arten der Kreide sind: die dänische Kreide, welche in ziemlich großen, harten und stark abfärbenden Stücken aus Dänemark und von Rügen kommt. Die champaigner Kreide, eine sehr schöne, feine und blendendweiße Sorte; das Meudon- und Troyer-Weiß, ebenfalls sehr schöne Arten der Kreide u. a. m.

67) Kremserweiß hat seine Entstehung dem Schieferweiß, welches ein reines Bleiweiß ist, zu verdanken. Man schlämmt dieses zu dem Behufe mit reinem Wasser, reibt es hierauf mit aufgelöstem Tragantsteine an, gießt es in länglich-viereckige Formen und läßt es trocken werden. Die bekannte Farbensfabrik von Wilh. Sattler in Schweinfurt liefert seit Kurzem gewaschenes Kremserweiß in Broden, welches das Klagenfurter noch übertrifft und einen äußerst weißen Anstrich giebt. Man wendet diese schöne, blendendweiße, leicht abfärbende Farbe, sowohl in ihrer reinen Gestalt, als auch zu Mischungen anderer Farben, auf Papier häufig an. Vergl. Nr. 15 d. Cap.

68) Kugellack ist eigentlich die zweite Fortarbeitung des Rückstandes der Kochenille, welchen man bei Bereitung des Florentinerlacks, nach dem Carminie, erhalten hat, und folglich nichts anders, als ein geringerer Florentinerlack von hellpurpurrother Farbe (s. Nr. 38 d. Cap.). Er wird aber auch aus einem Gemenge von reiner Thonerde und weißem Pfeisenthone bereitet, welches man mit einer durch Alaun gemachten Abkochung von Brasilienholz färbt, aus der Masse Kugeln formt und diese darauf trocknet. Einige Farbensfabriken liefern, statt des entweder mit Stärke oder mit Pfeisenthon versetzten Kugellacks, einen gewöhnlichen Carmoisinlack in Kugeln; aber sowohl dieser, als der eigentliche Kugellack, sind in der Papierfärberei von geringem Nutzen.

69) Lackfarben nennt man überhaupt alle trockenen Farben, die sich mit Gummi- oder Leimwasser ebenso gut, als mit Del, anreiben lassen und aus der Verbindung verschiedener thierischer oder vegetabilischer Pigmente mit der reinen Thonerde, oder auch mit einigen andern Erden, zunächst auch mit einem Beisatze von Zinnoryd, entstehen. Man kennt

von diesen Farben eine sehr bedeutende Anzahl, in welchen die Basis aber allemal Thonerde, entweder für sich, oder in Verbindung mit Zinnoryd ausmacht, und wozu die Pigmente aus verschiedenen Substanzen gewählt werden. Zu den rothen Lackfarben gehören: der Carmin (Nr. 24); der Florentinerlack (Nr. 38); das Berlinerroth (Nr. 50); der Wienerlack (Nr. 137); der Kugellack (Nr. 68) u. a. m. Zu den blauen Lackfarben rechnet man: den Ultramarin (Nr. 125); den Indigo-
 lack (Nr. 57) u. f. Die gelben Lackfarben können auf sehr verschiedenen Wegen dargestellt werden, allemal ist aber die Thonerde die Basis derselben. Man erhält, dergleichen, wenn Curcuma, Gelbholz, Kreuzbeeren, Quercitronrinde, Bau und andere gelbfärbende Vegetabilien mit Alaun in Wasser gekocht werden, die Brühe durch Alkali gefällt, der Niederschlag aber ausgefüßt und getrocknet wird. Hierher gehören: der ordinäre Baille-Lack, eine in's Bläßgelbe fallende Farbe; der Pariser-Baillelack, in heller und dunkler Nuance; das Schüttgelb und der Krapplack; der Rosalack u. a. m. Die grünen Lackfarben werden aus der Vermengung von gelben und blauen zusammengesetzt, und die Verschiedenheit ihrer Nuancen wird bestimmt, indem jene Farben unter verschiedenen quantitativen Verhältnissen miteinander verbunden werden.

70) Lackfirniß oder Lack nennt man in der engern Bedeutung den in Weingeist aufgelösten sogenannten Gummilack; im weitern Sinne versteht man darunter eine Auflösung von gewissen Harzen entweder in Weingeist, oder in Terpenthinöl, oder in Leinöl, und es zerfallen daher die Lackfirnisse, in Folge des dazu angewendeten Lösungsmittels, in Weingeist-Lackfirnisse, in Terpenthinöl-Lackfirnisse und in Leinöl-Lackfirnisse. Wie die

Lackfirnisse verfertigt werden, und welche sich insbesondere für gefärbte Papiere und Papiertapeten eignen, haben wir in unserer vollständigen Anleitung zur Lackkunst 2c. 2c., fünfte Auflage, Weimar, bei B. F. Voigt. 1841, angegeben; auch enthält unsere Buchbindekunst 2c. 2c., vierte Auflage, in demselben Verlage, darüber das Nöthige.

71) Lacklack, ein rother noch etwas harzhaltiger Farbestoff, der aus dem Stocklack (vergl. unsere Buchbindekunst) durch Ausziehen desselben mit kalischen Flüssigkeiten und nachheriges Fällen mit Alaun erhalten wird. Er kommt in Gestalt kleiner, schwer zerbrechlicher Vierecke von rother Farbe aus Ostindien über England zu uns. — Ein weniger harzhaltiges und mehr färbendes Pigment, welches in England aus dem Stocklack durch Ausziehen mit säurehaltigen Flüssigkeiten und nachheriges Fällen mit Kalk oder Kalien verfertigt wird, nennt man Färberlack oder Lackdye. — Eine noch reinere und mehr Farbestoff enthaltende, ebenfalls aus dem Stocklack bereitete, von den Gebrüdern Offenheimer in Wien erfundene Sorte ist unter dem Namen Offenheimer Roth bekannt, welches in 100 Theilen 90 Theile Farbestoff enthalten und ebenso stark, wie Kochenille, färben soll. — Man gebraucht diese Farbestoffe, statt der Kochenille, zum Rothfärben der Papiere, muß aber denselben mehr salpetersaures Senn zusammen.

72) Lackmus ist der durch Kalien blau gemachte rothe Farbestoff mehrerer Flechten. Er wird in kleinen, länglichen, leicht zerreiblichen Vierecken in trockner Gestalt in den Handel gebracht, und nach seiner Reinheit in mehrere Sorten unterschieden. Guter Lackmus ist schön veilchenblau, zerreiblich, leicht, zieht keine Feuchtigkeit an, zerfällt schnell im Wasser und löst sich mit wenig Rückstand bei anhaltendem

Kochen auf. An der Menge des Rückstandes kann man erkennen, wieviel Kreide oder Gyps ihm beige-
mengt ist. Künstlichen macht man aus Heidelbeer-
saft, Kalk und Gyps. — Der Lackmus wird wenig
zur Färberei gebraucht, da man andere und bessere
Farben zu billigen Preisen hat, z. B., Berlinerblau,
Indig, Kobaltblau u. f.

73) Lakrikenfärb, der zu einem festen Körper
eingedickte Saft der Süßholzwurzeln, der hauptsäch-
lich im südlichen Europa bereitet wird und in cylins-
drischen Stangen zum Handel kommt. Er dient als
Saftfarbe zum Illuminiren der Landkarten, der Ta-
peten, zum Färben einfarbiger Papiere u. f. Andere
braune Saftfarben sind: das Beerenbraun, wel-
ches, wie das Schüttgelb und Saftgrün, aus den
Schwarzdornbeeren bereitet wird; der Bister, eine
aus Buchenholzruß gezogene Saftfarbe; das Nuß-
braun (s. Walnußschalen) u. a. m.

74) Lampenschwarz, der von Dellampen
aufgefangene und gesammelte Ruß. Er ist feiner
und reiner, als der Kienrauch, besitzt aber doch noch
Fetttheile und muß daher vorher ausgeglüht werden.
Aus dem Lampenruß wird auch die europäische Ma-
lertusche verfertigt, die jedoch der Papierfärber sel-
ten oder niemals bei seiner Arbeit anwendet.

75) Lasur- oder Saftfarben bestehen in
Pigmenten, mit Arabischem oder Senegalischem Gummi
verbunden, und sie sind Abkochungen oder Auflösun-
gen von vegetabilischen oder thierischen, meist mit
Alaun, andern Salzen oder Säuren versetzten, Sub-
stanzen, dazu bestimmt, vollkommen im Wasser lösbar
zu seyn, und die Grundflächen, welche mit ihnen be-
deckt werden, hindurchscheinen zu lassen. Zu ro-
then Lasurfarben werden die Abkochungen der Ko-
chenille oder der farbigen Hölzer mit Gummi verbun-
den; zu blauen wird die Auflösung des Indigo in

Schwefelsäure mit Gummi verbunden; zu gelben werden die Abkochungen der Curcuma und des Bau's, unter Zusatz von Alaun, mit Gummi verbunden; zu grünen gebraucht man die Verbindungen von Blau mit Gelb. — Die mit Lasur- oder Saftfarben gefärbten Papiere sind zwar wohlfeiler, als die mit Körperfarben gefertigten, lassen sich auch besser glätten, allein sie können nicht in so verschiedenen Nuancen dargestellt werden, auch sind sie weniger schön, feurig und an sich so glänzend, wollen auch mehrmals aufgetragen seyn, während die Körperfarben sogleich gut decken. Im folgenden Capitel wird über Körper- oder Mineralfarben und über Saft- oder flüssige Farben ein Mehreres vorkommen.

76) Laugensalze oder Alkalien nennt man eine eigene Art von Substanzen, welche auf der Zunge einen besondern urinösen Geschmack erregen, im reinen Zustande sich im Wasser lösen, mehrere blaue Pflanzenpigmente in grüne, rothe in violette, und gelbe in braune verwandeln, und die durch Säuren gerötheten blauen Pflanzensäfte wieder blau machen u. f. Unter die Alkalien oder Laugensalze rechnet man das Kali, das Natrum, das Ammoniak, den Kalk, den Baryt und den Strontian. Alle Alkalien vertiefen die Farben, wie unter Nr. 6 d. Cap. bereits bemerkt worden ist, und es ist also bei Anwendung dieser Substanzen auf diese Wirkung Rücksicht zu nehmen.

77) Leim ist eine aus verschiedenen thierischen Substanzen durch's Kochen mit Wasser ausgezogene und bis zur Trockene eingedickte Gallerte, welche in kaltem Wasser, ohne zu zergehen, erweicht und aufschwillt, im heißen sich aber vollkommen auflöst und dann als Bindungsmittel dient, um verschiedene Theile miteinander zu befestigen, oder deren Oberfläche in Verbindung anderer Substanzen zu überziehen. Nach

Verschiedenheit der Substanzen, aus welchen der Leim gewonnen wird, unterscheidet man vorzüglich zwei Arten von Leim, den Lederleim und den Fischleim, welcher letztere aus den mancherlei Häuten, Knorpeln, Rippen, Flossen u. f. der Fische bereitet wird. S. den Artikel Hausenblase sub Nr. 55 d. Cap. Vom Lederleime hat man wieder mehrere Sorten, als: a) Pergamentleim, welcher aus den Abgängen der Pergamenthäute und anderer Abfälle von neuem, noch nicht beschriebnem Kalbs- und Schafspergamente fabricirt wird; b) Handschuhleim, der von den Abgängen der weißgegerbten Schaffelle und aus den Schnitzeln, die beim Handschuhmacher abfallen, bereitet wird; c) sogenannten Tischlerleim, welchen man aus allerlei rohen Hautabgängen, Fleichen, Sehnen, Füßen, Knochen u. f. der Landthiere gewinnt und gemeinlich in dünne Tafeln formt, weshalb er auch Tafelleim genannt wird. Man unterscheidet ihn nach seiner Güte in hellen oder feinen, mittelfeinen, mittlern und ordinären. Der beste ist rein, bräunlichgelb, durchscheinend, vollkommen trocken, hart, sehr spröde, ohne unangenehmen Geruch; der geringere ist mehr oder weniger dunkelbraun und selbst schwärzlichbraun, wenig durchscheinend, oder fast ganz undurchsichtig, Wasser anziehend, daher stets feucht, biegsam und von unangenehmem Geruche. Vorzügliche Sorten sind: der Englische, der Holländische, der Flandrische, der Französische. Für den besten hält man den Englischen, der aus viereckigen Blättern von heller Farbe besteht und besonders hart und spröde beim Brechen ist. Der Holländische ist ebenfalls von schöner heller Farbe, sehr hart und bindend, dem Englischen sehr ähnlich, und ihm gleichgeschmakt. Der Flandrische besteht aus dünnen, länglichen und schmalen Spähnen, die eine hellgelbe Farbe und starke

Bindungskraft haben. Auch in Deutschland wird an vielen Orten, namentlich zu Ansbach, Augsburg, Breslau, Burgen, Calw, Cöln, Crailsheim, Gernsbach, Halle, Heilbronn, Merseburg, Nördlingen, Nürnberg, Reutlingen, Schweinfurt, Tuttlingen u. s. ein guter Leim verfertigt, der dem besten ausländischen nur wenig nachsteht. Vorzüglich wird in der Papierfärberei der Breslauer-, Cölner-, Nördlinger-, Merseburger- u. a. Leim angewendet. Der Breslauer-Leim ist ein sehr schöner, weißer, durchsichtiger, starglänzender, in dünnen und regelmäßigen Tafeln geformter Leim, der wegen seiner besondern Feinheit sehr geschätzt und zu zarten Farben vorzugsweise gebraucht wird. Der Cölner-Leim gehört zwar auch zu den guten Leimsorten, besitzt aber die Eigenschaft, daß er wegen seiner harten Natur eine lange Zeit zum Erweichen nöthig hat und sich durch das Kochen schwer und langsam auflöst. Der Nördlinger-Leim hat, wenn er gut ist, eine schöne goldgelbe Farbe, und seine Tafeln sind mehr oder weniger durchsichtig, je nachdem sie dicker oder dünner sind, besitzt außerdem viele Bindekraft, ist auch im Preise billiger, wie die beiden vorbenannten Sorten und wird daher häufig vom Papierfärber benutzt. Der Merseburger-Leim hat eine mehr oder weniger schwarzbraune Farbe, oft auch einen übeln Geruch, eine nur geringe Bindekraft und kann nur zu ganz ordinären Papieren dienen. — Wie ein guter, haltbarer Leim von Hausenblase, Pergamentspänen, Handschuhleder, Tischlerleim und sonst für den technischen Gebrauch herzustellen ist, der auch bei der Papierfärberei mit Nutzen angewendet werden kann, findet sich ausführlich in unserer Buchbindekunst ic., vierte Auflage. Weimar, 1844. 8. S. 103. Vergleiche auch das folgende Capitel.

78) **Maſculatur** nennt man einmal die geringſte Sorte Löſch- oder Packpapier, ein andermal die verlegene Waare der Buchhändler, die entweder nicht abgehen will, oder defect geworden iſt. Der Fabricant bunter Papiere gebraucht ſie zu Unterlagen.

79) **Malerfarben** werden diejenigen farbigen Zubereitungen genannt, welche in Verbindung mit Leim, oder Gummi, oder Stärkelleiſter, oder mit Lackfirniß angewendet werden, um die Oberfläche farbelloſer Körper damit zu überziehen, oder ſie zu bemalen. Man kann die Malerfarben theils nach ihrer Grundmischung, theils nach ihrer verſchiedenen Anwendung in Metallfarben, in Lackfarben, in Laſur- oder Saftfarben, in Waſchfarben u. ſ. eintheilen, welche an ihrem Orte beſonders genannt und beſchrieben worden ſind.

80) **Mennige (Minium)**, ein rothes Bleioryb, welches den höchſten Grad der Drydation ausgeſtanden hat. Im Handel unterſcheidet man vornehmlich Engliſchen, der zu Derby und Newcastle, und Deutſchen, der zu Kollhofen, unweit Nürnberg, in beſondern Mennigbrennereien fabricirt wird. Eine dritte Sorte iſt der Türkiſche, welcher aus der Levante kommt, eine ſchöne feurige Scharlachfarbe beſitzt, aber nur wenig bekannt iſt. — Guter Mennig muß hochgelbroth biß ſcharlachroth, recht ſchwer und trocken ſeyn, an Feinheit dem Haarpuder gleichkommen, und mit dem Finger auf Papier geſtrichen, eine in das Gelbliche ſpielende Farbe zeigen. Verfälfcht wird er mit Röthel, Biegemehl, rothem Ocher, Braunroth u. ſ. Man erkennt dieſe Verfälfchungen, wenn man ihn mit etwas Kohle und Fett glüht, wobei der ächte Mennig zu Blei wird, die Erden aber zurückbleiben. Ebenſo erfährt man auch den Betrug durch guten Weineſſig, worin ſich in 12 biß 16 Theilen ein guter, reiner, unverfälfchter Mennig vollkommen auflöſt.

Bei der Anwendung zu Farben sucht man das Feine durch Schlämmen zu erhalten, da er durch langes Reiben blaß wird; inzwischn ist sein Gebrauch bei der Papierfärberei nur beschränkt, denn der Mennig hat eine blasse Farbe, deckt schlecht und läßt sich nicht gut verarbeiten.

81.) Metallfarben bestehen entweder aus einfachen oder aus gemischten Metalloryden, oder auch aus einer Verbindung derselben mit andern Substanzen (Metallsalzen und Schwefelverbindungen), und da sie vornehmlich zum Decken eines Körpers gebraucht werden, so haben sie auch den Namen Deckfarben oder Körperfarben erhalten, und werden auf einem sehr verschiedenem Wege producirt. Die wichtigsten Metallfarben gewinnt man aus dem Blei, aus dem Kupfer, aus dem Eisen, aus dem Wismuth und aus dem Quecksilber. Zu den wichtigsten Metallfarben aus dem Blei gehören: die Mennige (Nr. 80); das Mineralgelb (Nr. 26); das Bleiweiß (Nr. 15); das Kremsersweiß (Nr. 67). Das Kupfer bietet in seinem oxydirten und mit andern Materien verbundenen Zustande bald grüne, bald blaue Malerfarbe dar, die ziemlich bedeutende Gegenstände des Handels und Gewerdsfleißes ausmachen. Dahin gehören: der gemeine und krystallisirte Grünspan (Nr. 50); das Braunschweiger Grün (Nr. 21); das Scheelsche oder Schwedische Grün (Nr. 110); das Bergblau (Nr. 7); das Bremerblau (Nr. 22) u. f. Zu den Malerfarben aus dem Eisen zählt man: das Berlinerblau (Nr. 9); das Braun oder Englische Roth (Nr. 20); das Pariserblau (Nr. 9 und 94) u. f. Der Wismuth giebt das bekannte Wismuthweiß (Nr. 119), und das Quecksilber den Zinnober (Nr. 140).

82) Mineralblau, bisweilen auch Wunderblau genannt, eine schöne blaue Farbe, die als ein, ohne Thonerde, aber mit andern weißen Farbekörpern bereitetes, Berlinerblau betrachtet werden kann; doch kommen unter dem Namen Mineralblau auch andere, durch Kupferoryd und Indig, oder Blauholzabsud gefärbte, weiße Erden in den Handel. Im Allgemeinen ist das Mineralblau lockerer und deckender, als das Berlinerblau. Es wird in größern oder kleinern, stark abfärbenden und leicht zerbröckelnden Stücken, auch in Pulvergestalt, von verschiedener Qualität und Farbe, bald heller oder dunkler, verkauft, namentlich sehr schön in der Devrient'schen Fabrik in Zwickau und der Sattler'schen Fabrik in Schweinfurt. Das gute muß hellblau seyn und nicht in's Röthliche und Violette, eher in das Grünliche fallen. Vergl. Nr. 9 d. Capitels.

83) Mineralgrün, eine schöne grüne, aus Kupfer bereite, Anstrichfarbe, die theils dem Scheel'schen, theils dem Braunschweiger-Grün nahe kommt. Vom Braunschweiger-Grün unterscheidet es sich dadurch, daß dieser in kleinen, viereckigen Stücken von ziemlich spröder Natur, jenes aber in größern, etwas weichern Stücken, von einer in's Bläuliche fallenden Farbe im Handel vorkommt. Das helle ist dem dunkeln vorzuziehen. Das reine muß sich ganz in ägendem Ammoniak auflösen. Das dunkle befindet sich in einem glasartigen Zustande und deckt nicht gut; das hellere, matt, aber scharf brechende, deckt gut.

84) Mittisgrün, eine in der Fabrik von Mittis zu Wien erfundene grüne, aus Kupferoryd und Arsenik, mit Zusatz von Kochsalz, Weinstein und Salmiak bereite, Anstrichfarbe, die gewöhnlich etwas geringer, als das gute Schweinfurtergrün, ist.

84b) Molybdängrün, eine aus Knochen und phosphorsaurem Wasserblei (Molybdän) bereite schöne,

smaragdgrüne Farbe, die sich schwer reiben läßt, wenig deckt und nur selten gebraucht wird.

84c) Molybdänblau, eine aus Wasserblei und phosphorsaurer Kalkerde, oder Zinnoryd bereitete blaue Farbe, die in ihren Eigenschaften ziemlich mit dem Molybdängrün übereinstimmt.

85) Neapelgelb, eine schöne Metallfarbe, die aus Antimonoryd und Bleioryd besteht, nach Andern aus der Verbindung des Spießglases, Bleies, Federalauns und Küchensalzes u. f. erhalten wird, und entweder in Gestalt einer 3 bis 4 Linien dicken erdigen Rinde, oder in der Form des Gefäßes, worin es gebildet worden ist, auch als Pulver in den Handel kommt. Es hat eine matte, citrongelbe oder orangegelbe Farbe, ist schwer, körnig, trocken, leicht zerreiblich, luftbeständig, nicht leicht abfärbend u. f., wird aber nicht immer von einerlei Qualität angetroffen.

86) Neublau, Neugelb, Neugrün, Neuroth u. f. sind Farben, die aus gefärbtem Stärkemehle bestehen und zum Färben des Papiers u. f. benutzt werden. Das Neublau oder Sächsischblau wird aus Stärke gemacht, die man mit Indigotinctur satzfam gefärbt hat; das Neuroth entsteht, wenn Stärke mit einer Tinctur von Fernambukholz, worin man Alaun aufgelöst hat, hinreichend tingirt wird u. f. w. S. Waschfarben (Nr. 130). Es giebt aber auch ein Neugrün, welches als eine Abart des Mittisgrüns (s. d.) zu betrachten ist, und ein Neugelb, das nichts Anderes, als ein verfeinertes Schüttgelb (s. d.), ist.

87) Neuwiederblau und Neuwiedergrün sind blaue oder grüne Kupferfarben, die ebenfalls zum Anstreichen, doch mehr zur Mischung anderer Farben dienen und in dunklerer oder hellerer Nuance vorkommen.

88) Ocher oder Ocker nennt man die durch zerfetzte Erze, oder aufgelöste und niedergeschlagene Metalle, vorzüglich durch Eisenoxyd, entweder gelb, bräunlichgelb oder gelbroth, seltener goldgelb gefärbten Erden, welche stark abfärben, weich und zerreiblich, fettig oder mager sind, je nach ihrem Thon- oder Kalkgehalte, und durch Glühen braunroth werden. In den meisten Ländern findet man Ocher in der Nähe von Eisentagern und bringt ihn theils im natürlichen Zustande, theils nachdem man ihn geschlämmt, oder auch seine Farbe durch gelindes Glühen verändert hat, in den Handel. Zuweilen bereitet man ihn auch künstlich, indem man Eisenvitriolauflösung unter Kalkmilch rührt. Den hochgelben Ocher nennt man auch Satinover, den schön goldgelben Goldocher, den gelind gebrannten und dadurch röthlich oder roth gewordenen, gebrannten Ocher. Je trockener, zarter und höher in der Farbe der Ocher ausfällt, desto besser ist er und desto mehr wird er geschätzt. Gelben und rothen Ocher liefern England, Frankreich, Böhmen, das sächsische Erzgebirge und viele andere Gegenden. Eine der schönsten Arten wird in Berry gewonnen; auch Toscana, besonders die Gegend um Siena, liefert gute Sorten von Ocher. Vergl. Bergblau sub Nr. 7; Berggrün sub Nr. 8; Bolus sub Nr. 17; gelbe Erde sub Nr. 43; Umbraun sub Nr. 126 u. a. m.

89) Ochsen-galle ist die grüngelbe, zähe, flebrige, sehr bitterschmeckende, seifenartige Flüssigkeit, welche sich in der Gallenblase des Rindviehes ansammelt und durch die Leber abgesondert wird. Sie geht, wie jede thierische Substanz, leicht in Fäulniß über, aber eingedickt hält sie sich lange, ohne zu verderben, weshalb sie, sowie sie aus der Gallenblase kommt, in einem porcellanen, nicht metallenen Geschirre, bei gelinder Wärme, bis zur steifen Honigdicke

abgedunstet und an kühlen Orten in luftdichten Gefäßen aufbewahrt wird. — Alle Wasserfarben können mit nichts geschmeidiger und flüssiger gemacht werden, als mit Ochsen-galle; aber sie ist auch bei Fabrication der bunten Marmorpapiere oder sogenannten Türkischen Papiere unentbehrlich, indem sie die Farben besser bindet und sie leichter macht, daß sie sich gehörig auf dem Tragantwasser ausbreiten und vertheilen können. In Ermangelung der Ochsen-galle läßt sich auch Fischgalle anwenden.

90) Ochsenzunge oder Färberzunge (*Anchusa tinctoria*) wächst im südlichen Europa und ihre lange, walzensförmige, zugespitzte, federkieldicke, faserige Wurzel, welche mit einer dunkelrothen, leicht abfärbenden Rinde bedeckt ist und unter dem Namen *Radix Alcan-nae spuriae* vorkommt, wird, statt der ächten Alkanna-wurzel (*R. Alcan-nae verae seu orientalis*), eines in Ostindien und Aegypten wachsenden Strauches, zum Rothfärben benutzt. Man muß den Farbestoff aber durch Weingeist ausziehen.

91) Orlean, Roucou oder Anatto, ein röthlichgelber oder rother Farbestoff, der aus dem röthlichen Fleische der Frucht und Saamentapsel des in Südamerika u. s. wachsenden gemeinen Orlean-baumes (*Bixa orellana*) gemacht wird. Im Handel kommen von dieser Pflanzensubstanz mehrere Sorten vor, deren Güte von der verschiedenen Bereitungsart, welche mit der des Indigo viele Aehnlichkeit hat, abhängt, auf deren Erzählung wir uns aber hier nicht einlassen können. Die erste und beste Sorte heißt *Terra orleana Urucu s. Roucou* — weil man diese Substanz sonst für eine Erde hielt — und sie kommt in 1 bis 2 Pfund schweren länglichplatten, äußerlich mit Schilfblättern belegten Stücken in den Handel; eine andere gemeine und schlechtere Sorte,

Terra orleana in massis, besteht aus großen Stücken oder Lagen von 20 und mehr Pfunden, und sie ist gewöhnlich ganz feucht, schmierig und von stinkendem Geruche, weil sie von Zeit zu Zeit, um das Austrocknen zu verhüten, mit Urin angefeuchtet wird. Man unterscheidet aber auch: Orlean von Cayenne, gewöhnlich in Fässern von 340 bis 360 Pfd.; Ostindischen Orlean, gewöhnlich in Körben; Portugiesischen Orlean, sehr rein, aber erst seit Kurzem im Handel bekannt u. s. f. Guter Orlean muß weder zu feucht, noch zu trocken, hochroth oder fast violett, doch nicht zu dunkel, auf dem Bruche angenehm roth seyn, auf dem Papiere eine orangengelbe Farbe hinterlassen, einen angenehmen Weibengeruch besitzen und durch keine eingemengte rothe Erde oder andere fremdartige Zusätze verfälscht seyn. Um die Güte der Farbe selbst zu untersuchen, reibt man ein Wenig Orlean auf dem Nagel ab und wäscht den Fleck sogleich wieder ab; bleibt kein röthlicher Fleck, den man den fressenden nennt, zurück, so ist die Waare zu verwerfen. Betrügereien, zur Vermehrung des Gewichts, durch eingemengte rothe Erde, oder zerriebene Ziegelfeine, entdeckt man leicht bei einer Auflösung in Wasser, oder besser in Kalkwasser, da sich diese schweren Theile bald zu Boden setzen. Wasser löst den Orlean nicht vollkommen, aber Weingeist und Lauge leicht auf. Der mit Wasser gemachte Absud ist trübe, gelblichroth, von starkem Geruche und angenehmem Geschmack. Kalien bewirken in ihm einen weißen Niederschlag und machen die Farbe hellorange, Säuren machen sie röther. — Sowohl die Färber, als auch die Maler, bedienen sich des Orlean's häufig. Man bereitet die Auflösung gewöhnlich also: Man bricht den Orlean in kleine Stücke und kocht ihn mit $\frac{1}{2}$ seines Gewichts, oder auch mit einem gleichen Theile guter Pottasche $\frac{1}{4}$ Stunde in Wasser. Diese alkali-

sche Auflösung hält sich lange Zeit, ohne sich zu verändern. Verschiedene Stufen kann man darstellen, wenn man mehr oder weniger Pottasche zur Auflösung des Orlean's anwendet. Behandelt man den Orlean mit Alaun oder Zinnauflösung, so wird die Farbe citronengelb; durch das schwefelsaure Eisen aber bräunlichorange gelb.

92) Orseille, ein röthlicher oder violetter Farbbetrag von eigenthümlichem Geruche und kalischem Geschmacke, welcher theils aus der Kräuterorseille oder strauchartigen Färberflechte (*Lichen roccella seu Parmelia roccella*), die auf den Felsen der Kanarischen, Kap-Verdischen und Azorischen Inseln wächst, theils aus der Erdorseille oder Parelle (*Lichen Parellus seu Parmelia Parella*), die auf Kalkfelsen und Mauern in Frankreich, der Barberei, auf Sicilien u. s. vorkommt, bereitet wird. — Die Orseille, welche man stets mit Harn feucht erhalten muß, da ihre Güte durch Austrocknen leidet, färbt das Wasser, den Ammoniak und den Weingeist sehr leicht. Der Ausguß hat eine Carmoisinfarbe, welche in das Violette spielt. Die Säuren geben ihm eine rothe und die Alkalien eine stärkere violette Farbe. Der Alaun bringt darin einen braunrothen Niederschlag hervor, und die darüber stehende Flüssigkeit hat dann eine gelbliche Farbe. Die Zinnauflösung bewirkt einen röthlichen Niederschlag, der sich sehr langsam lagert, und die darüber stehende Flüssigkeit behält eine schwache rothe Farbe. Vergl. auch Persio sub Nr. 96.

93) Papier ist ein aus verschiedenen faserigen, fein zertheilten Vegetabilien und vegetabilischen Stoffen, vornehmlich aus den Lumpen der abgetragenen Leinen, in Gestalt gleichförmiger, dünner, höchst biegsamer, undurchsichtiger, viereckiger Blätter bereitetes

Fabricat, welches in Deutschland und andern Ländern in besondern Mühlen verfertigt wird und zum Schreiben, Drucken, Zeichnen, Malen, Färben, Einpacken und zu vielen andern Zwecken dient. Man hat sehr viele Arten und Sorten von Papier, die sich durch Größe, Stärke, Farbe, Feinheit u. f. merklich voneinander unterscheiden und, nach Maassgabe der besondern Eigenschaften, mancherlei Benennungen erhalten haben. In Ansehung des Zwecks oder Gebrauchs giebt es: Schreib-, Brief-, Druck-, Noten-, Karten-, Bösch- oder Fließpapier, Packpapier u. f.; in Rücksicht der Form oder Größe hat man: Elephantenpapier, Imperialreal, Subreal, Real, Groß-, Mittel- und Kleinmedian, ordinär Format, Briefformat, Cavalierformat u. f.; nach Maassgabe der Feinheit wird es in feinfeln, fein, mittelfein, ordinärfein, gut ordinär, mittelordinär, ordinär und Ausschuss eingetheilt; nach der Farbe kommen weiße, halbweiße, graue, blaue, braunblaue, rothe, grüne, gelbe und auf andere Art gefärbte vor; nach den Ländern sind Englische, Holländische, Französische, Schweizer, Italienische, Deutsche u. a. Papiere zu bemerken. Außerdem hat man auch bunte, gedruckte, gesprenkelte, gepresste, geölte, gekreidete, oder grundirte Papiere; ferner Elfenbein- und Pergamentpapier, Stahl- oder rostireies Papier, Rost- oder Polirpapier, Conservationspapier u. f. In Betracht des Quantums, wonach das Papier ver- und gekauft wird, besteht ein Ballen aus 10 Ries, das Ries aus 20 Buch, 1 Buch aus 25 Bogen Druck- oder 24 Bogen Schreibpapier. Bei dem Schreib- und Postpapiere enthält das Ries gewöhnlich nur 1 gute Buch und 2 Buch Ausschuss, wovon das eine oben, das andere unten gepackt und das Ganze sodann in einen meist farbigen Umschlag gepackt ist. Ausschuss nennt man überhaupt ein fehlerhaftes Papier, und man verkauft

dies besonders, gewöhnlich in 3 Sorten. Der erste oder beste Ausschuss enthält Bogen mit sogenannten Rastanien = oder Wasserflecken, oder in welchem nur einige fehlerhafte Stellen, ohne besondere Bemerkung durch's Auskrähen verbessert worden sind; der zweite oder mittlere Ausschuss begreift solche mit runzligen, dünn- oder krümmegebogenen Stellen, mit ausgezackten Rändern, mit Eisen- oder Leimflecken und kleinen Löchern; der dritte oder geringste Ausschuss enthält Bogen mit ganz dünnen oder angerissenen, ausgerandeten oder sonst bedeutend beschädigten Stellen. Die Fehler des Papiers lassen sich durch das Ansehen und Angreifen leicht erkennen. Sie bestehen in mangelnder Weiße, Ungleichheit der Bogen, Flecken, Unreinigkeiten, beschädigten Stellen, schlechtem oder ungleichem Leimen, geringer Festigkeit u. f. Ist ein Papier schlecht sortirt, so bleibt die Zunge daran kleben, wenn man daran leckt; ist es nicht gut durchgearbeitet, so hat es keinen Halt, sondern reißt bei der geringsten Gewalt; ist es nicht gehörig geleimt, so hält es keine Tinte und andere Farbe und schlägt durch. Nur ein gut durchgearbeitetes und gut geleimtes Papier besitzt die gehörige Festigkeit und Elasticität. Greift es sich nicht allein hart, sondern auch glatt, und nicht weich oder lappig an; reißt es nicht, wenn man es über die Schärfe des Nagels am Daumen zieht, und dehnt es sich, ohne Falten zu hinterlassen, so besitzt es die gehörige Consistenz und Festigkeit. Biegt man die Ecken eines Bogens zurück und springen sie mit Kraft in ihre vorige Lage wieder, so hat das Papier auch die erforderliche Elasticität. Aber es kann ein Papier in allen diesen Stücken untadelhaft und dennoch ungleich geleimt seyn. Um sich auch in dieser Hinsicht von der Güte des Papiers zu überzeugen, halte man es vor das Licht, und entdeckt man hier und da große, weiße, durchsichtige oder graue

Flecken in Gestalt von Wolken, so ist der Leim nicht gleichförmig vertheilt; und zeigen sich einzelne Stellen, die das Licht mehr, als an andern Orten, durchfallen lassen, so ist es nicht egal geschöpft. Ein gutes Papier muß also glatt, derb, stark, hart, gleichförmig dick, elastisch, gehörig und egal geleimt, trocken, rein, ohne Wolken, Flecken, Unreinigkeiten, oder schadhafte Stellen seyn; allein man findet leider das Papier nicht stets mit allen den angegebenen Eigenschaften. — Der Papiersärber, für den dieses Fabricat, nebst den Farben, das Hauptmaterial ist, kann nur ein weißes, mehr oder weniger feines, starkes, gleichförmig geschöpftes, gut und egal geleimtes Papier, welches weder Wolken, Flecken, noch Unreinigkeiten, schadhafte Stellen, Falze und Knitter hat, nicht zu viel Alaun, keinen Kalk und andere fremdbartige Stoffe enthält, welche manchen, besonders den hellrothen, Farben nachtheilig sind, gebrauchen. Für manche Sorten bunter Papiere sind dickgeschöpfte und starke, für andere wieder feine und dünne Papiere nothwendig. In allen Fällen aber müssen die Bogen gleichförmig stark und so egal, als möglich ist, geleimt, auch gut ausgetrocknet seyn; denn sonst schlagen die Farben, da sie naß aufgetragen werden, an den feichten Stellen leicht durch, verändern sich daselbst und stellen folglich keine ganz gleichförmige Oberfläche dar. Wenn auch für dunkle Farben und zu Marmorirungen kein ganz weißes Papier absolut erforderlich ist, so verlangen dagegen helle, lichte und schöne Farben ein möglichst weißes, festes, gut und gleichförmig geleimtes, überhaupt ein ganz fehlerfreies Papier, weil sich nur darauf solche ekele Farben gut ausnehmen und dem Auge glanzvoll darstellen. Sollten sich aber in einzelnen Bogen kleine Schmutzflecke oder schwarze Punkte finden, so suche man solche weder durch Ra-

biren, noch durch Waschen wegzubringen oder zu verbessern; denn die rauh gemachte Oberfläche des Papiers saugt an diesen Stellen die Farbe begieriger ein, und es entsteht ein Mißverhältniß, welches auf keine Weise wieder wegzuschaffen ist, und das ein schlechteres Ansehen, als jene Flecken, hinterläßt. Sehr feine, weiße und gut geleimte Papiere liefert Frankreich, England, Holland, die Schweiz u. f.; aber auch in Deutschland, z. B., in den Rheingegenden, ferner in den Papiermühlen zu Memmingen, zu Kröllwitz an der Saale, zu Wehrau, Wiegensdorf und Messersdorf in Sachsen, an der schlesischen Gränze, zu Mözelsdorf bei Nürnberg, in der Fichtenmühle bei Roth im Ansbachischen, zu Werden an der Ruhr, zu Deuren und vielen andern Orten (vergl. deshalb unser Waarenlexicon) werden jetzt feine und gute Papiere, insonderheit sehr brauchbare Maschinenpapiere, verfertigt. Das Weitere vom Papiere kommt im 4. Cap. sub a vor.

94) Pariserblau, ein durch die Kunst vorbereitetes Farbmaterial und eine Art blausaures Eisen, in der Verfertigung dem Berlinerblau, mit einiger Abänderung, gleich. Dunkler, schöner, aber auch ungleich theurer, als das Berlinerblau, läßt es sich auch als Wasserfarbe gebrauchen, mit dem Pinsel weit leichter zerreiben, und es ist bei dem Verwaschen nicht so griefflich, wie dies öfters der Fall bei dem Berlinerblau ist. Die Devrient'sche Fabrik in Zwickau und die Sattler'sche Fabrik in Schweinfurt liefern ein extrafeines und sehr schönes Pariserblau. Vergl. Nr. 9 d. Cap. Das sogenannte Parisergrün ist eine Kupferfarbe, etwas heller, wie das Schweinfurtergrün (s. d.), und wird, wegen seines ziemlich hohen Preises, nur zu feinen Papieren verbraucht.

95) Pergamentspäne, oder Abfälle von Pergamenthäuten und neuem, noch nicht beschriebnem,

Kalbs- und Schafspergamente, dienen zur Bereitung einer eigenen Sorte Leim — Pergamentleim — der sich durch helle, weiße Farbe auszeichnet und daher zum Leimen des Papiers, zum Anmachen der feinen Farben, zum Anstreichen u. s. geschätzt wird. Man schneidet deshalb diese Abgänge in kleine Stücke, weicht sie mehrere Stunden in warmem Wasser ein, kocht sie nachher, unter beständigem Umrühren, recht langsam und bei gelindem Feuer mit einer verhältnißmäßigen Menge Wasser, bis solches zu einem starken Leimwasser sich geeignet hat, worauf man es filtrirt. Zu den ausgekochten Spänen thut man, hierauf nochmals etwas frische hinzu, kocht sie sodann wieder stark ein, läßt die noch warme Brühe durch ein starkes leinenes Tuch laufen, drückt auch die Späne gut aus und vereinigt beide Abkochungen. Auf ähnliche Art wird auch der Handschuhleim bereitet. Vergl. Nr. 77 d. Cap.

96) Persio, ein rothviolettes, staubiges, mit Wasser schwer zu vereinigendes Pulver, von eigenem, nicht unangenehmem Geruch, das durch Gährung aus mehreren Flechten erhalten wird und eigentlich nur eine reinere und trocknere Orseille ist. In Wasser löst es sich auf und färbt es violett. Säuren röthen, Kalien bläuen die Farbe. Man benutzt sie, um roth und blau zu färben, besonders als Grundlage für andere Farben. Vergl. Nr. 92.

97) Persisches Grün, eine aus Kupferoryb verfertigte grüne Anstrichfarbe.

98) Pottasche (*Cineres clavellati*) ist nichts Anderes, als ein aus der Asche der Pflanzen mit Wasser ausgezogenes und bis zur Trockne abgedampftes Kali, das noch mit verschiedenen salzigen und erdigen Theilen mehr oder weniger verunreinigt und unter dem Namen: rohe Pottasche, bekannt ist. Die Sorten der rohen Pottasche unterscheidet man ge-

wöhnlich nach dem Namen der Länder oder Versuchungsorte. Die Amerikanische Pott- und Verlasche, die Russische, die Schlesiſche, die Toscanische Pottasche u. f. sind die brauchbarsten in den Künſten und beſonders in der Färberei. Um der rohen Pottasche die färbenden Theile zu entziehen und ſie zugleich völlig auszutrocknen, wird ſie in einem Reverberir- oder Calcinirofen bei dem Zugange der Luſt geglüht oder calcinirt und heißt dann calcinirte Pottasche. Eine gute reine, calcinirte Pottasche muß ſich durch eine perlgraue oder bläulichweiße Farbe, eine trockene, leichte, poröſe Beſchaffenheit und einen hellen Klang beim Anſchlagen auszeichnen; ſie muß ſcharf alkalisch ſchmecken, beim Auflöſen in zwei Theilen kaltem Waſſer nur wenig unauflösbare Theile zurüchlaſſen, und die klare Löſung darf weder das Silber ſchwärzen und nach Schwefelleber riechen, noch, mit einer Säure in Verbindung geſetzt, Gallerte bilden, oder ſie ſtark trüben, ſonſt enthält ſie viel Kieſel- und Thonerde aufgelöſt, welches die Wirkſamkeit ihres alkalischen Beſtandtheils ſchwächt. Wie eine Pottasche auf Gehalt an Kali zu prüfen ſey, haben wir in unſerm vollſtändigen Waarenlexicon 2c. 2c. Bd. II. S. 1531 angegeben. — Man gebraucht die Pottasche vielfältig in den Künſten, bei der Färberei, zu Brechungen, unter Beizen, zur Bereitung der Wachſſeife u. f. — Da die Pottasche leicht Feuchtigkeiten aus der Luſt anzieht, ſich nach und nach auflöſt und verzehrt, ſo muß man ſie in gläſernen, ſteinernen u. a., gegen die Luſt geſicherten, Gefäßen an einem trocknen Orte aufbewahren. Vergl. Soda sub N. 118.

99) Preußiſch Roth iſt eine calcinirte Erde, die ein, dem Zinnober ähnliches, Roth giebt und ſich gut mit Waſſer verarbeiten läßt. Es darf aber nicht mit dem ſogenannten Berlinerroth (Nr. 10 d. Cap.)

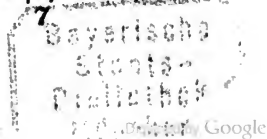
verwechfelt werden, welches eine, dem Colombinerlache sehr ähnliche, Farbe ist.

100) Quercitronrinde ist die mittlere Rinde der in Nordamerika wachsenden *Quercus discolor*, nach Andern der *Q. nigra* oder *Q. tinctoria*, welche eine ziemlich dauerhafte Farbe giebt. Man hobelt in America die äußere Rinde ab, da sie einen in's Bräunliche fallenden Farbestoff enthält, und läßt dann die mittlere zwischen Mühlsteinen mahlen, wodurch sie in zwei Theile, in ein feines Pulver und in kurze holzige Fasern, zerfällt; letztere haben ungefähr nur halbsoviel Farbestoff, als das Pulver. Man muß dies bei der Anwendung zum Färben berücksichtigen, um stets gleiche Ergebnisse zu erhalten, und entweder beide abgesondert, oder in dem natürlichen Verhältnisse vermischt, anwenden. Bläßgelbe Farbe und ein Ueberschuß von feingemahlenen Theilen ist ein Zeichen von Güte, dunkelgelbe Farbe und Ueberschuß von holzigen Fasern, ein Zeichen geringen Farbegehalts. Wasser löst den Farbestoff leicht auf und färbt sich gelblichbraun; die Säuren machen die Auskochung heller; die Alkalien und der Alaun dunkler, die Zinnauflösung lebhaft gelb und das schwefelsaure Eisen dunkelolivbraun. Wird der Abkochung etwas Kreide beigelegt, so erhält man eine schöne gelbe Körperfarbe.

101) Nebenschwarz, ein von verkohlten Weinreben bereitetes dunkles, feines Schwarz, das aber mit keinem andern Schwarz, oder fremden Unreinigkeiten, vermischt seyn darf.

102) Saflor (*Carthami flores*) sind die Blumenblätter des in Ostindien und Aegypten wild wachsenden, aber auch in Deutschland, vorzüglich in Thüringen und am Rheine, häufig cultivirten gemeinen Saflors (*Carthamus tinctorius*), welche getrocknet in den Handel kommen und einen gelben und einen rothen Farbestoff enthalten; jener löst sich in Was-

Schauplat 25. Bd. 2. Aufl.



fer, dieser bloß in kalischen Flüssigkeiten auf. Unter den verschiedenen Sorten wird der sogenannte Tür-
kische, der Spanische und Ungarische am mei-
sten geschätzt; man unterscheidet auch erste und zweite
Blüthe, jene ist gewöhnlich theurer und gesuchter, als
diese. Guter Saslor muß schön roth, biegsam und
lang seyn, wenig gelbe Fasern und einen starken Ge-
ruch haben; er will aber vor dem Einflusse des Lichts
sorgfältig geschützt seyn. Man benutzet bis jetzt bloß
den rothen Farbestoff des Saslors, der eine schöne,
rosenrothe Farbe giebt, und wäscht den gelben gewöhn-
lich aus. Um die rothe färbende Substanz von der
gelben vollkommen zu befreien, wendet man folgendes
Verfahren an: Man nimmt, z. B., ein Pfund guten
Saslor, weicht ihn über Nacht in einer großen irden-
nen Schüssel in Wasser ein, drückt den andern Tag
die gelbe Brühe aus dem Wasser heraus und wiederholt
dies so lange, bis aus dem Saslor keine gelbe Brühe
mehr herausgedrückt werden kann. Hernach behan-
delt man den Saslor mit dem ihm gleichen Gewicht
Kohlenstoffsaurer Soda oder Kohlenstoffsaurem Kali
(Pottasche, in 8 bis 10 Theilen Wasser aufgelöst),
läßt ihn eine Stunde darin weichen, drückt den Saft
durch dichte Leinwand und gießt soviel Essig darun-
ter, daß die Flüssigkeit einen säuerlichen Geschmack
bekommt. Man kann auch den in Wasser ausge-
waschenen Saslor mit 1 Maas Pottaschenwasser über-
gießen, nach einigen Stunden gehörig durchkneten, ihn
noch mit einigen Lothen zarter Pottasche überstreuen,
in der Schüssel über Nacht an einem temperirten Orte
zugedeckt stehen lassen, den Saslor den andern Tag
zwischen zwei Bretern in einer Presse recht stark in
eine große irdene Schüssel auspressen, den Rückstand
mit Pottaschenwasser auf ähnliche Art behandeln, hier-
auf Alles zusammenschütten und die Brühe zuletzt mit
Essig und etwas Citronensäure gehörig verbünnen.

Die Pottasche wird durch die Essigsäure zerlegt, die rothe, färbende Substanz scheidet sich ab und verbindet sich mit dem Stoffe, welcher gefärbt werden soll. Aus dem Saflor wird das Saflorroth durch Fällung des aus seiner kalischen Auflösung abgeschiedenen rothen Farbestoffs bereitet, und es kommt flüssig oder trocken in den Handel. Die beste Sorte des letztern hat eine pfauengrün glänzende Oberfläche und einen starken hervorstechenden Citronengeruch; eine geringere Sorte ist bräunlichroth und riecht etwas widrig. Je nach der Reinheit unterscheidet man das Saflorroth in mehrere Sorten, deren Benennung auch nach der Form abweicht, in der es zum Handel kommt.

103) Safran ist die getrocknete rothgelbe Farbe des Staubweges der violetten Blume von der wildwachsenden und hin und wieder angebauten ächten Safranzpflanze (*Crocus sativus*). Er besteht aus dünnen, nach oben zu etwas breiter werdenden, ineinandergewundenen Fäden von einer rothen, an beiden Enden in's Weißliche spielenden Farbe, besitzt einen eigenthümlichen, betäubenden, aber angenehmen Geruch und einen etwas bitterlichen Geschmack. Man bringt ihn getrocknet, wie er von der Pflanze ausgezupft ist, oder ausgesucht, zum Handel, und unterscheidet, nach den Erzeugungsorten: Oesterreichischen, Französischen, Italienischen, Macedonischen, Levantischen, Spanischen u. s. Guter Safran muß dunkelbräunlich, unten weißlich und glänzend, oben breiter und keilsförmig, dünn, biegsam, lang, etwas fettig, aber nicht schmierig oder feucht, und nicht leicht zerreiblich seyn, Wasser stark goldgelb und die Finger, bei leichtem Reiben, sowie den Speichel, beim Kauen, stark gelb färben. Man gebraucht ihn, außer andern Zwecken, nur selten zum Färben, da er theuer ist und man wohlfeilere und bessere Farbestoffe besitzt.

104) Saftgrün, Blasen grün, Beergrün (*Succus viridis*), eine aus den reifen Beeren des gemeinen Kreuz- oder Wegdorns (*Rhamnus catharticus*), durch Auspressen und Eindicken, mit einem Zusatz von Alaun oder Pottasche, erhaltene grüne, oder grüngelbliche Saftfarbe, welche, wenn sie ihre gehörige Consistenz hat, halbfeucht in Rinds-, Kälber- oder Schweinsblasen gefüllt und in der Nähe eines Ofens, oder in Feueressen, getrocknet und so in den Handel gebracht wird. Dieser gelblich-grüne Saft dient häufig bei der Papiersfärberei, und man beurtheilt dessen Güte nach der Durchsichtigkeit, Helle und Stärke der Farbe, die sich am Besten durch das Streichen auf Papier, oder etwas davon in warmem Wasser aufgelöst, zeigt. Gutes Saftgrün färbt dann leicht ab, ist weder schmierig, noch mit Sand- oder andern Theilen vermischt; ist es aber gering und verfälscht, so löst es sich nicht gänzlich auf, und bei einem Anstriche auf Papier stellt sich die Farbe blaß und wässerig dar. Vergl. Nr. 42 d. Cap.

105) Salmiak (*Sal ammoniacum* s. *Ammoniacum muraticum*), ein graues oder weißes, durchscheinendes, in Achtecken und federähnlichen Krystallen krystallisirendes, scharf salzig und urindös schmelzendes, luftbeständiges, im Feuer unzerseht verdampfendes, in 3 Theilen kaltem und 1 Theil kochendem Wasser lösliches Salz, welches aus Salzsäure und Ammoniak besteht. In dem Handel kommt er in verben, festen, schweren, runden, in der Mitte vertieften, außen schwach erhabenen Kuchen oder Scheiben, entweder als unreiner schwarzer, grauer, oder als weißer gereinigter Salmiak vor, und man gebraucht ihn in den Färbereien zu Brechungen der Farbebrühen, bei Bereitung verschiedener Farben, zur Bereitung des Königswassers, der Zinnauflösung u. f. — Aus dem Salmiak wird der Salmiakgeist oder Sal-

miakspiritus auf folgende Art bereitet: Man nimmt $\frac{1}{2}$ Pfund Salmiak und ebensoviel des besten gebrannten Kalks, stößt beides fein und bringt es in eine starke Flasche, worüber man 2 Pfund reines kaltes Wasser gießt. Hierauf schüttelt man Alles so lange, bis die Masse, welche sich Anfangs erhitzt, kalt geworden ist, macht aber von Zeit zu Zeit oben Luft, damit das Gefäß nicht springe. Nachdem die Flasche mit der darin befindlichen Mischung kalt geworden ist, wird sie verstopft, die Umschüttelung binnen etlichen Tagen öfters wiederholt, am Ende aber die abgekälte Flüssigkeit in eine andere Flasche behutsam abgegossen. Der zurückgebliebene Bodensatz wird mit einem Pfunde frischen Wassers auf ähnliche Art behandelt und nach der Klärung mit dem vorigen Abgusse vereinigt. Setzt man der Auflösung noch einige Loth Grünspan zu, so erhält man den sogenannten blauen Spiritus. Der Salmiakspiritus wird bei Bräunungen, vorzüglich rother Farben, mit Vortheil benützt, aber auch der Kampher und der Kampferspiritus haben ziemlich dieselben Wirkungen, werden bei der Papierfärberei hingegen fast gar nicht benützt.

106) Salpeter (Nitrum) ein verschieden krystallisirendes, weißes, meistens durchscheinendes, luftbeständiges, scharf, bitterlich, kühlend schmeckendes, leicht im Wasser lösliches, aus Salpetersäure und Kali bestehendes Salz. Der noch unreine Salpeter heißt roher, und der gereinigte geläuterter Salpeter. Man erkennt die Reinheit an der schönen säulenförmigen Krystallisation, dem etwas scharfen, nicht sehr bitterlichen, aber kühlenden Geschmacke, und daß er auf glühenden Kohlen mit lebhaftem Geräusche verpufft und dabei keine Erde, sondern bloß Kali als Rückstand läßt. Der Gebrauch des Salpeters ist sehr ausgebreitet. Unter andern dient er in der Fär-

berei nicht allein zu den Brechungen der Farben, sondern auch und vorzüglich zur Verferti- gung der Salpetersäuren u. s. — Die Salpetersäure (*Acidum nitricum*) oder das Scheidewasser (*Aqua fortis*) ist eine wasserhelle, überaus saure, eigenthümlich riechende, alle organische Stoffe zerstö- rende, dabei Anfangs gelbfärbende Flüssigkeit, welche aus dem Salpeter durch Zusatz von Thon oder Ei- senvitriol, auch durch concentrirte Schwefelsäure, mit- telst der Destillation, verfertiget wird. In dem Han- del unterscheidet man: rauchende Salpetersäure, dop- peltes Scheidewasser und einfaches Scheidewasser. Wie ein gutes Scheidewasser verfertigt wird, haben wir in unserer Holzbeizekunst 2c. 2c., zweite Auf- lage, Weimar, 1840. Seite 164 2c. umständlich an- gegeben. Unter Salzsalpetersäure versteht man die mit Salzsäure oder salzsäurehaltigen Körpern ver- setzte Salpetersäure, welche unter dem besondern Na- men Königswasser bekannt ist. — In der Färberei gebraucht man die Salpetersäure hauptsächlich zur Bereitung der Zinnauflösung (s. d.), aber auch zur Auflösung des Berlinerblaus.

107) Salz, Kochsalz, Küchensalz, auch salzsaures Natrum (*Sal culinare seu Natrum muriaticum*), das bekannte, verschiedenartig krystalli- firende, weiße, durchsichtige oder durchscheinende, ein- salzig schmeckende, aus Natrum und Salzsäure be- stehende Salz, welches sich in der Natur in großer Menge vorfindet. Es dient, außer vielen andern Zwecken, zur Bereitung der Salzsäure, welche, mit Salpetersäure verbunden, die Salpetersalz- säure, oder das sogenannte Königswasser (*Aqua regia*), darstellt. Vergl. Zinnauflösung und Kö- nigswasser.

108) Sandel: oder Santelholz (*Lignum santalum*) kommt im Handel von verschiedener Farbe,

roth, gelb, blau und weiß, vor. a) Das rothe Sandelholz (*Lignum santali rubri*) ist das Stammholz des in Ostindien und auf Ceylon wachsenden sandelholzgebenden Flügelfruchtbaumes (*Potrocarpus santalinus*), welches in länglich gespaltenen Stücken zu uns kommt, die außen dunkelroth, fast schwärzlich, inwendig hochroth und gerade gefasert sind und einen holzartigen Farbestoff enthalten, der sich nicht in kaltem, nur wenig in kochendem Wasser, dagegen leicht in Weingeist und kalischen Flüssigkeiten auflöst. Die Auflösung in Weingeist ist bräunlichroth, in verdünntem Zustande gelb, die kalische Auflösung dunkelroth. Man zieht das hellrothe Sandelholz dem dunkelrothen, das innere dem äußern, das starke, alte Stammholz dem jüngern, schwächern vor und bringt es häufig geraspelt oder gemahlen in den Handel. Der mit Weingeist aufgelöste und zur Trockne abgedunstete Stoff, welcher in diesem Zustande eine dunkelrothe feste Masse darstellt, ist unter dem Namen Santaline bekannt. — b) Das gelbe und weiße Sandelholz (*Lignum citrinum et album*) kommt von dem in Ostindien, besonders auf Java und Timor, wachsenden weißen Sandelbaume (*Santalum album*); jenes soll der Kern, dieses der Splint seyn. — c) Das blaue Sandelholz oder Griesholz (*Lignum nephriticum*) kommt aus dem südlichen Amerika und hat ein hellbraunes oder röthliches Ansehen, theilt aber dem Wasser eine bläulichbraune oder hellblaue Farbe mit. — Man gebraucht das rothe Sandelholz in der Färberei, und um die färbende Substanz, welche man Santaline nennt, zu erhalten, behandelt man das zu einem feinen Pulver gemahlene Holz mit starkem Weingeiste, worin sich dieselbe auflöst, und dunstet die Auflösung zur Trockne ab. Der Rückstand ist die reine Santaline, welche im kochenden

Wasser wenig, aber im Alkohole, in der Essigsäure, Soda und Pottaschenlage sehr löslich ist.

109) Scharle heißen die Stängel und Blätter der Färberscharle (*Serratula tinctoria*), welche in Nordeuropa wild wächst und hin und wieder auch anderweit angebaut wird. — Man gebraucht die Scharle in Abkochungen, wie den Wau, zum Gelbfärben, und mit Indig giebt sie ein schönes Grün. — Auch der färbende Ginster (*Genista tinctoria*), welcher durch ganz Europa wild wächst, wird zum Gelbfärben, unter dem Namen der gelben Scharle, benutzt, und aus den Stängeln und Blättern, wenn man sie mit Kalkwasser kocht und das Abgekochte von Neuem mit Kreide und Alaun einsiedet, erhält man das sogenannte Schüttgelb (s. d.).

110) Scheelsches oder Schwedisches Grün, eine zeisiggrüne, angenehme, aber giftige Farbe, welche durch die Verbindung des weißen Arsens mit dem schwefelsauren Kupfer erzeugt wird.

111) Scherwolle oder Scheerwolle, auch Scherhaare, Staub- und Tuchwolle ist die kurze Fadenwolle, welche bei dem Scheeren der fabricirten Wollentücher abfällt. Sie ist entweder weiß oder gefärbt, und dient zu den bestäubten Tapeten, wo das Weitere vorkommt.

112) Schieferweiß oder Schulpweiß (*Schiefera alba seu Cerussa in lamellis*) ist das reine, noch nicht gemahlene Bleiweiß, welches im Handel in kleinen, ziemlich harten Stücken vorkommt, während das gewöhnliche Bleiweiß in geschlämmten Zustande verkauft wird. Soll es recht fein werden, so reibt man es mehrmals mit reinem Wasser so schnell, als möglich, auf einem harten Steine ab und trocknet es wieder, in kleine Häufchen auf Kreide gesetzt, an einem staublosen Orte. — Der Papierfärber braucht das Schieferweiß nur zur Vermischung

anderer Farben, um solche lichter zu machen. Vergl. Nr. 15 d. Cap.

113) Schmalte heißt der aus gerösteten Kobalterzen mit einer Pottasche und Kiesel Erde zusammengesmolzene blaue Glasfluß, der zu einem sehr feinen Pulver gemahlen worden ist, und wovon viele Sorten in dem Handel vorkommen. Sie dient mit einem Zusatze von Stärke zu hellblauen Farben, auch wird daraus das Kobaltblau und Kobaltgrün (s. Nr. 61.) versertigt.

114) Schüttgelb (*Lutium factitium*), eine hellgelbe, mehr oder weniger in das Goldgelbe fallende, feine, etwas abfärbende, Farbe, welche aus feiner Kreide und einem vegetabilischen Pigmente besteht, das entweder aus dem jungen Birkenlaube, oder aus der gelben Scharte (*Genista tinctoria*), oder aus der Curcumawurzel, oder aus den Wignonbeeren, dem Bau u. f. mit einem Zusatze von Alaun gezogen ist. Es kommt gewöhnlich in zugespitzten, oder kegelförmigen, oder schneckenförmig gewundenen, leicht abfärbenden, im Bruche ganz glanzlosen Stücken in den Handel, und namentlich liefert die Sattler'sche Fabrik in Schweinsfurt ein äußerst zartes, glattes und deckendes Schüttgelb, welches zugleich mit Mineralblau zu Grün mischbar ist.

115) Schwarze Erde, eine schwarzgraue, aus verwittertem Kohlenschiefer entstandene Erde, die als Anstrichfarbe benutzt wird. — Verschieden davon ist die schwarze Kreide (*Argilla nigrica seu ampelites*), ein feiner, weicher, dunkelgrauschwarzer, abfärbender Thonschiefer, die man auch künstlich aus einer Mischung von Ruß, schwarzer Erde u. f. nachmacht. Hierher gehört auch das Schieferschwarz; eine geringe Erdfarbe von sehr spröder und sandiger Natur.

116) Schwefelsäure oder Vitriolöl (*Acidum sulphuricum seu Oleum Vitrioli*), eine ätzende, Thier- und Pflanzentkörper verkohlende, in manchen Fällen dabei auch entzündende, in reinem Zustande wasserhelle mineralische Säure, welche entweder durch die Destillation aus dem grünen Eisenvitriole geschieden, oder durch die Zusammensetzung ihrer bildenden Elemente, dem Schwefel- und dem Sauerstoffe, durch den Weg des Verbrennens, bereitet wird; jene ist rauchend und wird rauchendes Vitriolöl, oder nach den Ländern, wo man es fabricirt, Schlesiſches, Sächsisches und Nordhäuser Vitriolöl genannt; diese ist nicht rauchend und heißt nicht rauchendes, oder weißes, auch Engliſches Vitriolöl. Eine dritte Sorte ist die verdünnte Schwefelsäure. Das rauchende oder Nordhäuser Vitriolöl ist zuweilen farbenlos, zuweilen gelb, auch wohl braun, dickflüssig wie Del und bei Berührung mit der Luft rauchend. Gewöhnlich wird es in steinernen, mit Schrauben verschlossenen Flaschen versendet. Das gemeine, weiße oder Engliſche Vitriolöl ist wasserhell, geruchlos und nicht rauchend. Das verdünnte Vitriolöl kommt jetzt nur selten zum Handel, da man es vorzieht, die Schwefelsäure erst beim Gebrauche zu verdünnen. Um den Säuregehalt der Schwefelsäure zu prüfen, darf man nur untersuchen, wieviel von derselben nöthig ist, eine bestimmte Menge reiner Kalkerde, oder reiner Pottasche, zu sättigen. — Der Verbrauch der Schwefelsäure ist sehr bedeutend; besonders gebrauchen die Färber viel zum Auflösen des Indigs, wozu man die Deutsche der Engliſchen vorzieht, weil jene denselben besser und schöner auflöst.

117) Schweinfurter Grün, eine aus Kupferoryd, Arsenik und etwas Essigsäure bestehende schöne grüne Farbe, die in verschiedenen Sorten in den Handel kommt. Das Bessere übertrifft alle an-

dem grünen Farben an Schönheit. Man hat jetzt auch ohne Arsenik bereitetes, welches aber theurer ist, und nennt das ganz dunkle destillirte oder gereinigte. Nicht zu verwechseln ist es mit dem ihm ähnlichen Wiener-, Kaiser- und Mittisgrün. Der beste Beziehungsort ist die Sattler'sche Fabrik zu Schweinfurt; es wird aber jetzt an mehrern Orten nachgemacht.

118) Soda (Sal. Sodae) ist ein eigenthümliches Pflanzenkali, das einen bildenden Bestandtheil aller im Meere, oder an den salzigen Ufern des Meeres wachsenden Pflanzen ausmacht, und durch Kunst in Substanz erhalten wird. Sie stellt dann eine trockene, feste, klingende Masse dar, welche, wenn sie noch Unreinigkeiten enthält, rohe Soda, davon befreit gereinigte Soda genannt wird. Es giebt aber auch natürliche Soda, und sowohl diese, als auch die künstliche kommt in vielen Sorten von verschiedener Güte vor. — Sie dient, wie die Pottasche, in der Färberei, zur Bereitung von Lackfarben u. s.

119) Spanischweiß, eine feine, aus dem Wismuth bereitete, blendend weiße Farbe, welche aber keine beigemischte Kreide, Bleiweiß oder Stärke enthalten darf. — Das Spanischschwarz ist eine sehr feine, dem besten Frankfurterschwarz (s. d.) gleichstehende, schwarze Farbe, welche aus verkohltem Korkholze bereitet wird.

120) Stärkemehl oder Amidam nennt man das aus dem Weizen u. a. mehrlartigen Früchten und Wurzeln abgeschiedene und gewonnene Sahmehl, welches die feinsten und besten Bestandtheile jener Vegetabilien enthält, eine sehr weiße Farbe, im feuchten Zustande eine gewisse Zähigkeit und Durchsichtigkeit besitzt, im trockenen Zustande eine feine, lockere, glänzende, körnige, geschmack- und geruchlose, luftbe-

ständige Substanz darstellt, die sich weder im Weingeiste noch kaltem Wasser auflöst, sondern schnell zu Boden sinkt, aber mit kochendem Wasser einen guten Kleister giebt, der einer halbdurchsichtigen Gallerte ähnlich ist; der weiße, reine, große und dünnshälige Weizen giebt die meiste und beste Stärke, und ist zum Anmachen des Kleisters das geeignetste Material. Gute Stärke muß aus großen Stücken oder Stangen, die beim Zerbrechen ein Geräusch von sich geben, bestehen, leicht, weiß, geruchlos und ohne Geschmack seyn und im Wasser leicht zerfallen. Bei der Aufbewahrung muß man dafür sorgen, daß die Stärke trocken ist und an keinen feuchten Ort kommt, da sie sonst leicht schimmelt und von Milben zerfressen wird. — Wie ein guter haltbarer Kleister, der bei der Papiersfärberei mit Nutzen und Vortheil oft angewendet wird, herzustellen sey, findet sich ausführlich in unserer Buchbinderkunst 2c, vierte Auflage. Weimar, 1844. 8.

121) Streuglanz nennt man die feinen Feilspäne von verschiedenen Metallen, denen man durch Glühen und Anlaufen allerlei Farben gegeben hat. Man hat auch Streuglanz von gestoßenem blauen, grünen, rothen und gelben Glase. Man benutzte den Streuglanz bei der Papiersfärberei vorzüglich zur Verzierung der Papiertapeten und bezieht ihn von Nürnberg. Vergl. Nr. 45 und 46.

122) Talk, ein dem Specksteine sehr ähnlicher, fettig anzufühlender Stein. Man unterscheidet: a) gemeinen, der silberweiß oder gräulich- und grünlichweiß, im Bruche wellenförmig, blättrig und perlmutterartig glänzend ist; b) stänglichen, der grün, derb, im Längenbruche fettig, grobsaserig und dünnstänglich ist, und c) verhärteten, der dem gemeinen ähnelt, aber härter, im Bruche schiefrig und schwach perlmutterglänzend ist. — Der Talk wird

gewöhnlich in der Nähe des Serpentin, namentlich in Sachsen, Böhmen, Tyrol, Salzburg, Steyermark, Italien, in der Schweiz u. f., angetroffen; indessen kommt der meiste und beste aus Venedig und Rußland. Er färbt wie Silberschaum ab und wird deshalb in China zu den gestäubten Papiertapeten gebraucht, denen er einen matten Silberglanz giebt. Wegen seiner Fettigkeit dient er als ein vorzügliches Mittel, durch das Reiben Glanz zu erzeugen und eine leichte und regelmäßige Bewegung bei'm Glätten zu befördern, daher man ihn vorzüglich bei Fertigstellung der Satiné-Papiere anwendet, zu welchem Behufe er fein pulverisirt und dann durch ein Haarsieb aufgestreut wird.

123) Terpenthinöl, ein flüchtiges, sehr flüßiges, wasserhelles, farbloses, eigenthümlich und stark riechendes und schmeckendes ätherisches Del, welches durch Destillation aus Terpenthin, seltener aus terpenthinhaltigen Hölzern, oder als Nebenerzeugniß bei'm Pechsieden und Theerschweelen erhalten wird. Wenn man das gewöhnliche Terpenthinöl durch fernere Destillation reinigt, so heißt es dann gereinigtes oder rectificirtes Terpenthinöl. Ausführlich hiervon handelt unsere Lackkunst, und bei der Papiersfärberei kommt es nicht direct, sondern nur als Behülfel zu Lackfirnissen in Anwendung.

124) Tornesel oder Tournesel sind gefärbte, dünne, leinene Zeugstücke von verschiedener Größe, denen man eine rothe oder blaue Farbe gegeben hat, die jedoch nicht fest daran gebunden ist, sondern sich im Wasser leicht auflösen läßt, und dazu dient, solche auch andern Sachen mitzutheilen, weshalb sie ihre Anwendung bei der Papiersfärberei finden.

125) Ultramarin oder Lasursteinblau, eine durch Schlämmen und Ausseifen aus dem Lasursteine abgetriebene, sehr schöne himmelblaue, den

schönsten Kornblumen oder Veilchen ähnliche Farbe, welche vor den meisten blauen Farben Vorzüge in Hinsicht der Deckung und der Haltbarkeit hat, in der Papierfärberei, wegen des hohen Preises, aber nur höchst selten und bloß zu ganz feinen Papieren zur Anwendung kommt, um so mehr, als ihn Theophrast's Kobaltblau (Nr. 61.) vollkommen ersetzt. Wie diese Farbe verfertigt wird, welche man sehr schön aus der Porcellanfabrik zu Meissen oder deren Niederlagen erhält, findet man in den *Annales des arts et manufactures* Nr. 48, An. XII. und in Joh. Konr. Gütle's Vorschriften für Fabricanten, Künstler und Handwerker 10. Nürnberg, 1817. 8. Seite 151—155.

126) Umbraun, eine leicht abfärbende, mehr oder weniger braune, mürbe, zerreibliche, undurchsichtige, torfartige Erde, welche meistens durch Vermittlung unterirdischen, von Erdharz durchdrungenen Holzes entstanden ist; doch ist nicht aller Umbraun gleichen Ursprungs, sondern es giebt auch braun gefärbte eischüssige Thongattungen, die mit jenem gleiche Wirkung haben. Man hat hauptsächlich folgende Sorten zu unterscheiden: a) Italienisches Umbraun, welches leicht, sehr fein, etwas thonig, heller, weniger harzig und wohlriechender, als das Kölnische, ist, durch schwaches Glühen brauner und weicher wird und bei stärkerem einen unangenehmen Geruch verbreitet; b) Kölnisches Umbraun, welches mehr oder weniger dunkelolivbraun, zerreiblich und Wasser einsaugend ist, auf glühenden Kohlen sich entzündet, einen erdharzigen Geruch verbreitet und nach dem Glühen nur etwas weiße Asche zurückläßt; c) Saalfelder Umbraun oder Kesselbraun, leicht, hell- bis dunkelbraun, in große Kugeln geformt. — Vergl. unsere Buchbinderkunst, vierte Auflage.

127) Vitriol nennt man im Allgemeinen jedes aus Schwefelsäure und irgend einem Metalloxyde gebildete Salz; in der specielleren Bedeutung werden aber darunter nur drei metallische Salzverbindungen begriffen, nämlich: der Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol. a) Der Eisenvitriol, auch grüner Vitriol (*Vitriolum Martis seu viride*) ist ein besonders geartetes Metallsalz, welches aus 23 Theilen Eisenorydul, 39 Theilen Schwefelsäure und 38 Theilen Wasser zusammengesetzt ist, im reinen Zustande hell- oder meergrüne, durchsichtige rhomboidische Krystalle bildet, die styptisch zusammenziehend schmecken. Gewöhnlich kommt er mit Kupfervitriol, häufig auch mit Zinkvitriol verunreinigt vor, und hiernach unterscheiden sich die verschiedenen Sorten. Er findet in den Künsten und Manufacturen eine mannigfache Anwendung, vorzüglich in der Färberei, Vitriolölbrennerei und Scheidewasserbrennerei; auch dient er zur Bereitung des Berlinerblaus und einiger gelben und rothen Eisenfarben u. f. b) Der Kupfervitriol, auch blauer oder Cyprischer Vitriol (*Vitriolum Cupri*, *V. caeruleum*, *V. de Cypro*) ist aus 40 Theilen Kupferoryd, 31 Theilen Schwefelsäure und 29 Theilen Krystallisationswasser zusammengesetzt, bildet in seinem reinsten Zustande längliche Rhomben von saphirblauer Farbe, und ist in 4 Theilen kaltem oder schon in 2 Theilen siedendem Wasser lösbar. Der im Handel vorkommende ist gewöhnlich mit etwas Eisen verunreinigt, was man an dem Uebergange der lasurblauen Farbe in's Grüne erkennt. Der Kupfervitriol findet weit weniger Anwendung, als der Eisenvitriol; doch ist derselbe in der Färberei, sowie in der Fabrication einiger Malerfarben, unentbehrlich. c) Der Zinkvitriol, auch weißer Vitriol (*Vitriolum Zinci*, *V. album*) ist aus 40 Theilen Zinkoryd, 20 Theilen Schwefelsäure und

40 Theilen Krystallisationswasser zusammengesetzt, und bildet bei regelmäßiger Krystallisation vierseitige, säulenförmige Krystalle von völlig farbenerloser Beschaffenheit, die zwei einander entgegengesetzte, breite und schmale, Seitenflächen besitzen und sich in vierseitige, pyramidalische Spitzen endigen. Er löst sich in 3 Theilen kaltem, aber schon in $1\frac{1}{2}$ Theilen siedendem Wasser auf, und dient zu Zinkweiß, in der Färberei zu einigen Beizen, unter Firnisse u. s. In dem Handel kommt er gewöhnlich in unregelmäßigen, schmutzigweißen Stücken vor, die an der Luft gelblich und wie mit Mehl bedeckt werden. Diese gelbe Farbe rührt vom Eisen her, mit dem der gewöhnliche Zinkvitriol stets verunreinigt ist.

127b) Wachs wird vom Papierfärber beim Glätten der Papiere gebraucht, und zwar in der Vermischung mit Seife und Pottasche unter dem Namen Wachsseife, die auf folgende Weise bereitet wird: Man weiche in einem gut glasurten Topfe $\frac{1}{4}$ Pfund beste Pottasche in 3 bis 4 Pfund Regenwasser einige Stunden lang ein, lasse dann die Pottasche einige Minuten über Kohlen kochen und schütte hierauf 4 Loth fein geschabtes, weißes Wachs, unter beständigem Umrühren, in dieselbe und lasse nun dieses so lange recht langsam kochen, bis das Wachs so geschmeidig wie Butter ist. Da diese Wachsseife sehr schnell überläuft, so darf der Topf nur halb voll seyn. Sobald nun das Wachs gekocht ist, so lasse man es so lange an einem kühlem Orte stehen, bis es kalt geworden, wo dann das Wachs von der Flüssigkeit abgenommen wird und ohne Weiteres angewendet werden kann. — Eine andere Art Wachsseife wird also bereitet: Man nehme 4 Loth gute weiße Seife, schabe solche fein, schütte sie in einen gut glasurten Topf, gieße 3 Pfund Regen- oder Flußwasser darüber und lasse sie eine Nacht lang weichen. Hernach

koche man diese Seife über Kohlen so lange unter beständigem Umrühren, bis sie völlig zerkoht ist. Nun rühre man 4 Loth fein geschabtes weißes Wachs in die zerkohte Seife, und lasse Alles unter Umrühren noch ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde gut kochen. Ist das Wachs mit der Seife zu einer syrupähnlichen Masse zusammengefloßen, so ist die Wachsseife zum Gebrauch fertig. — Die Wachsseife ist in der Papiersfärberei bei dem Glätten der Papiere nicht zu entbehren, denn man müßte jeden Augenblick befürchten, daß das durch die Farbe rauh und hart gewordene Papier durch den Druck des Glättsteins leiden, entweder Streifen bekommen, oder zerreißen würde, aber durch die geschmeidige Wachsseife erhält die Oberfläche des Papiers eine so schlüpfrige Beschaffenheit, daß der Glättstein, bei aller angewandten Gewalt, leicht und ohne Nachtheil darüber wegrutscht. Wir kommen im 10. Capitel, wo vom Glätten der gefärbten Papiere die Rede ist, noch einmal auf diesen Gegenstand zurück.

128) Waid nennt man die durch eine leichte Gährung veränderten, klargemahlenen und dann gewöhnlich in faustgroße Ballen geformten Blätter des in Europa wild wachsenden und angebauten Färberwaides (*Isatis tinctoria*). In dem Handel unterscheidet man vornehmlich Südfranzösischen und Thüringer oder Langensalzer Waid. Gute Waidkugeln sind mehr grün oder grüngelb, als blau, leicht, und geben, schwach beneßt, auf Papier einen hellgrünen Strich. Mit dem Alter verbessert sich der Waid, und vierjähriger färbt doppelt so viel, als einjähriger; selbst zehnjähriger ist noch gut. Ehe man von dem Waid in der Färberei zum Blausärben Gebrauch macht, weicht man ihn einige Zeit in dem Wasser ein.

129) Wallnußschalen sind die grünen, dicken, fleischigen, glatten, hautartigen Schalen, welche die Früchte oder Nüsse des in Persien wild wachsenden,

jetzt bei uns angebauten gemeinen Wallnußbaum (Juglans regia) umgeben. Die Nüsse müssen vollkommen reif geworden seyn, wenn die abgelösten Schalen sich halten sollen. Man schüttet sie dann in ein Faß und gießt einige Finger hoch Wasser darüber; so kann man sie länger, als ein Jahr, erhalten. Um eine Auskochung der Nußschalen zu bereiten, kocht man sie ungefähr eine halbe Stunde lang in Wasser. Die durchgeseigte bräunliche Auskochung wird an der Luft dunkelbraun. Auch die Wurzel, Rinde und Blätter dieses Baumes geben eine beständige, gelbbraune oder fahle Farbe, und aus ihnen wird eine Saftfarbe bereitet, die unter dem Namen Nußbraun bekannt ist.

180) Waschfarben bestehen in weißer Stärke, die durch den Beisatz irgend eines Pigments gefärbt worden ist. — Die blaue Waschfarbe (Neublau) bereitet man aus Stärke und mit in Vitriolöl aufgelöstem Indig; die rothe mit einer Abkochung von Fernambukholz, Alaun, Wasser und Stärke; die gelbe mit einer Abkochung von Bau, Alaun, Wasser und Stärke; die grüne aus Gelb und Blau, mit Stärke verbunden. Alle Waschfarben, die gewöhnlich die Form kleiner, viereckiger, leicht zerbrechlicher und stark abfärbender Täfelchen haben, werden in der Papierfärberei wenig gebraucht, denn sie decken schlecht. Sollen aber dennoch zuweilen solche Waschfarben auf Papier in Anwendung kommen, so müssen sie, mittelst Auskochens, von der Stärke befreit werden, und man gießt dann die Brühe von solchen Farben rein ab und wirft den Stärkesatz als unbrauchbar weg. So wird, z. B., Neublau öfters unter Saftgrün, oder andere ausgekochte gelbe Tincturen gemischt und eine grüne Saftfarbe auf Papier dadurch erzielt.

113) Waschschwamm (*Spongia marina*), eine weiche, leichte, durchlöcherzte, schmutzig-grüngelbe, braune, oder rothgelbe Substanz, welche an der Luft und Sonne verbleicht, und elastisch ist, wenn sie angefeuchtet wird. Je heller die Farbe der Waschschwämme ist, je kleiner die Löcher, je weicher, wohlgeformter und größer die Stücke sind, um desto höher stehen sie im Preise. Die frischen Waschschwämme sind gewöhnlich mit kleinen steinigen Massen angefüllt, die weggeschafft werden müssen. — In dem Handel kommen vielerlei Sorten von Waschschwämmen vor. Die feinste heißt Brodschwamm (*Spongia panicea*); die gelbe, feingelöcherzte führt den Namen *Spongia officinalis*; die harten, groben, großen und weittöcherigen, welche eine braune Farbe und viele Steine bei sich haben, nennt man Roß- oder Pferdeshwämme (*Spongiae equorum*). Vgl. Nr. 17 des ersten Cap.

132) Wasser, das bekannte Lösungsmittel aller Salze, der Gummen, Schleime, des vegetabilischen Extractivstoffes u. s., findet sich in Quellen oder Brunnen, sowie in Flüssen, niemals rein, sondern immer mit fremdartigen Substanzen, das Brunnenwasser fast immer mit Salpeter, welcher den meisten Farben nachtheilig ist, verbunden. Nur allein das Regen- und Schneewasser, wenn beide so aufgefangen werden, daß sie nicht vorher mit den Dächern und Dachrinnen in Berührung kommen, zeigen sich rein und frei von fremdartigen Beimischungen. In Fällen, wo man zu Erweichung und Ausziehung des Farbestoffes kein Regen- oder Schneewasser haben kann, nehme man destillirtes Fluß- oder Brunnenwasser. Um die Destillation zu veranstalten, wird eine gewöhnliche Destillirblase mit dem zu reinigenden Wasser angefüllt und solches daraus der Destillation so weit unterworfen, daß nur noch der sechste

Theil in der Blase zurückbleibt. Was dabei in die Vorlage übergeht, ist völlig reines Wasser, ebenso rein, als das reinste Regenwasser. Um destillirtes Wasser möglichst lange unverdorben aufzubewahren, muß man es in Flaschen mit weiten Oeffnungen, am Besten in steinzeugenen Krügen, die bloß mit Papier verbunden sind, an einem sehr kühlen Orte aufheben und bei der Destillation nicht zu starkes Feuer geben. Wer aber mit keiner Destillirgeräthschaft versehen ist, nehme weiches Flußwasser, welches wenig salzige und erdige Theile enthält, und worin sich die Hülsenfrüchte gut weich kochen lassen, koche es etwas ein, lasse es wieder erkalten und gieße es dann mit Vorsicht ab. Zur Wasserprobe nimmt man einen Topf oder ein Glas, in welches ungefähr $\frac{1}{2}$ Maasß geht, füllt es nicht ganz mit Wasser voll, schneidet etwa $1\frac{1}{2}$ Loth gute harte Seife hinein, quirlt es $\frac{1}{2}$ Stunde lang und stellt es darauf 24 Stunden hin. Ist es nach Verlauf dieser Zeit noch ebenso schaumreich, so ist das Wasser gut; hat es sich aber in Molken verwandelt und ist flockig geworden, so kann dieses Wasser nicht angewendet werden.

133) Bau sind die getrockneten Stängel und Blätter der in Europa wild wachsenden *Baureseda* (*Reseda luteola*). Er muß schön gelb oder gelbgrünlich, blüthen- und blätterreich seyn; der dünnstielige und gelbe ist besser, als der dickstielige und grüne. Der Bau wird zum Gelbfärben gebraucht und giebt, nächst den Gelbbeeren (Nr. 42 d. Cap.), das schönste Gelb. Er färbt kaltes Wasser gelbbraun, kochendes dunkelbraun; durch Alkalien wird die Auskochung dunkelgelb; durch Säuren und übersaure Salze, namentlich durch Weinstein und Alaun, blaß; durch schwefelsaures Eisen braun; durch schwefelsaures Kupfer grünlichbraun; durch Zinnauflösung hellgelb.

134) Weingeist (*Spiritus vini*) gebraucht der Papierfärber nicht unmittelbar, sondern mittelbar zu Darstellung der Weingeist-Lackfirnisse. Vergl. unsere Lackkunst 1c., 5te Aufl. Weimar 1842. 8. S. 96.

135) Weinstein (*Tartarus*), eine saure salzartige Substanz, welche sich während der unmerklichen Gährung junger, vorzüglich saurer, Weine nach und nach von selbst daraus abscheidet, sich in den Weinfässern an den Wänden ringsumher ansetzt, eine ziemlich harte, aus zusammenhängenden Krystallen bestehende Rinde bildet, welche mit der Zeit immer dicker wird und größtentheils aus weinsteinsaurem Kali besteht, das mit schleimigen, farbigen und extractiven Theilen, sowie mit etwas saurem weinsteinsaurem Kalk verunreinigt ist. Man bringt ihn theils roh, sowie er von den Fässern ausgeschlagen wird, theils gereinigt zum Handel. Den rohen Weinstein unterscheidet man, nach seiner Farbe, in rothen, der sich aus rothen Weinen absetzt, hell- bis dunkel-, oft auch schmutzgroth ist und in schiefrigen, erdig krystallischen Stücken vorkommt; in weißen, aus weißen Weinen, schmutzigweiß, mit mehr krystallischen Puncten, als der rothe, und in Schiller, röthlichweiß schillernd, das Mittel zwischen dem rothen und weißen haltend, doch letzterm näher, als ersterm, stehend. Der gereinigte oder reine Weinstein, von dem alle fremdartigen Theile, durch öfteres Auflösen und Krystallisiren des rohen, abgeschieden sind, erscheint in weißen, durchscheinenden oder durchsichtigen, säuerlich schmeckenden, herben, rechtwinkligen, säulenförmigen Krystallen, welche dicht, schwer, glänzend und trocken sind, sich leicht pülvern lassen und in 90 bis 95 Theilen kaltem und in 14 Theilen kochendem Wasser ganz auflösen. Je nach den verschiedenen Reinigungsarten erhält er verschiedene Eigenschaften, und insbesondere ist der mit Thonerde und

Asche geläuterte in der Färberei nicht so gut, als anderer. Uebrigens erkennt man die Reinheit des Weinstein's daran, daß er sich ohne Rückstand im Wasser auflöst, und daß die Auflösung, bei Zusatz von Schwefelsäure, keinen erdigen Niederschlag bildet. — Der Weinstein wird vornehmlich in der Färberei als Beize und veränderndes Mittel, fast immer mit Alaun verbunden, ferner bei der Bereitung einiger Farben u. f., angewandt.

136) Weinsteinsäure (*Acidum tartaricum*), eine eigenthümliche Säure, welche sich nicht allein im Weinstein findet, sondern auch einen Bestandtheil in dem Saft der unreifen Weine und Johannisbeeren, des Sumachs u. a. sauern Obst- und Beerenfrüchte ausmacht, aus denen sie geschieden werden kann. Die reine Weinsteinsäure erscheint in vierseitigen oder sechsseitigen Krystallen, welche einen starken, angenehm sauern Geschmack haben und sich leicht in kaltem und, in größerer Quantität, in warmem Wasser auflösen. Sie ist wohlfeiler, als die Citronensäure, und kann in mehreren Fällen die Stelle derselben vertreten. — Auch das Weinstein Salz (*Sal tartari depuratum*), welches ein weißes, trockenes, geruchloses, scharf bitterlich und laugenhaft schmeckendes Salz darstellt, wird, wegen seiner Reinheit, der gewöhnlichen Pottasche zu manchem Gebrauche vorgezogen.

137) Wienerlack ist eine schöne rothe, in's Carmoisin fallende Lackfarbe, welche entsteht, wenn 2 Theile Fernambukholz und 1 Theil Alaun mit der erforderlichen Masse Wasser ausgekocht, hierauf die filtrirte Brühe mit Kalialösung präcipitirt, der Niederschlag aber ausgefüßt und getrocknet wird. — Hierher gehört auch der sogenannte Carmoisinlack, welcher ebenfalls aus Fernambuk verfertigt und in mehreren Sorten, fein, mittel und ordinär, verkauft

wird. Er deckt gut und ist billig, weshalb man ihn häufig gebraucht.

138) Zinkweiß, oder weißes Zinkoryd, ist zwar nicht ganz so weiß, als Bleiweiß, aber leichter, unveränderlicher, unschädlicher und wohlfeiler.

139) Zinnauflösung, Sinnsolution, Zinnbeize oder Composition entsteht, wenn man Zinn in Salpetersäure (Königswasser), oder in Salpetersäure, die man mit Salmiak versetzt hat, auflöst. In der Bereitung der Zinnauflösung herrscht eine große Verschiedenheit; stets hat man aber dabei Folgendes zu bemerken: a) Das Zinn muß von bester Qualität seyn; b) es muß in gehörig zerkleinertem Zustande und, nach und nach, in kleinen Portionen, wie sich solche aufgelöst haben, zugesetzt werden, damit alle Erhitzung vermieden werde; c) beide Säuren müssen miteinander in richtigem Verhältnisse stehen, denn ist der Antheil von Salpetersäure zu groß, so fällt das Zinn als ein weißer Niederschlag zu Boden, bei einem Ueberschusse von Salzsäure erzeugt sich hingegen auf dem Boden ein schwarzes Pulver; d) ist die Auflösung vollendet, welches daraus ersichtlich ist, wenn die Flüssigkeit so gesättigt ist, daß sie kein Zinn mehr auflösen kann, so wird sie noch mit einigen Theilen Wasser verdünnt, wobei sich kein Zinnkalk absetzen darf, und mittelst eines gläsernen Trichters durch reines Löschpapier in ein sauberes Glas filtrirt, welches dann mit einem gläsernen Stöpsel verwahrt wird. — Von den vielen Vorschriften, eine Zinnauflösung zu bereiten, wollen wir nur einige mittheilen, und verweisen wegen der übrigen auf Güttele's Vorschriften für Fabricanten, Künstler und Handwerker etc., Nürnberg 1817. S. 65—87. Man nehme 16 Loth rauchende Salpetersäure, versehe solche mit 16 Loth Wasser und löse darin, in kleinen Portionen, 1 Loth feingestossenen Salmiak und 1 Loth Salpeter

auf. Während der Auflösung raspelt man 2 Loth feines englisches Zinn und setzt solches in kleinen Quantitäten der Flüssigkeit bei, wiederhole den Zusatz aber niemals früher, als bis der vorige sich aufgelöst hat. So lange diese Operation dauert, wird die Flasche mit Blase verbunden, diese aber mit einer Stecknadel durchstochen, damit das Glas durch die Erhitzung nicht zerspringe. Nach Verlauf von 24 bis 36 Stunden wird die goldgelbe Solution behutsam in ein anderes Glas gegossen und solches wohl verstopft. — Oder man löst 2 Loth Zinn in einer Salpetersalzsäure auf, welche aus 8 Loth Salpetersäure und 4 Loth Salzsäure zusammengesetzt und mit 4 Loth Wasser verdünnt ist. Oder man thut 6 Loth Salzsäure, 8 Loth Salpetersäure und 8 Loth reines Wasser in eine starke, gläserne Flasche, setzt 4 Loth gekörntes Zinn, in kleinen Theilen, nach und nach hinzu, und wenn es sich gänzlich aufgelöst hat, mische man 1 Loth Bleizucker bei, rühre die Auflösung wohl durcheinander, und nachdem die Unreinigkeiten sich zu Boden gesetzt haben, wird das Klare abgegossen. Diese Auflösung dient vornehmlich zu gelben Farben. Oder man löst Zinnsalz in Wasser auf und setzt soviel Salpetersäure dazu, daß die Auflösung davon hell wird. Diese Auflösung wendet man zu den rothen Farben aus Brasilienholz an u. s. f. Die Zinnauflösung macht die Auskochung des Brasilienholzes rosenroth, die Auskochung der Erlenrinde hellgelb, den Absud von Gelbholz blaßgelb u. s. w.

140) Zinnober (Cinnabaris seu Cinnabarum), eine bekannte, schöne, rothe Metallfarbe, die aus der Verbindung des Quecksilbers und Schwefels entsteht. Man unterscheidet ihn in natürlichen und künstlichen. Der natürliche Zinnober, den man auch Bergzinnober nennt (Cinnabaris nativa),

hat nie die Lebhaftigkeit der Farbe und wird daher gewöhnlich auf Quecksilber benutzt. Der künstliche Zinnober (*C. artific. seu factitium*) sublimirt in cochenillerothen, nadelförmig krystallisirten Massen, die an der Seite, wo sie an dem Glase gesessen haben, einen starken Glanz zeigen. Durch das Feinreiben erhält der Zinnober erst seine lebhafteste Röthe, und die Holländer haben es, nebst den Chinesen, vorzüglich dahin gebracht, ihrem gemahlten Zinnober eine brennende Röthe zu geben, und nennen den feinen dunkelrothen Vermillon, wiewohl einige Fabriken diesen noch besonders bereiten. Man darf aber den englischen Vermillon nicht mit dem holländischen verwechseln; jener ist bei Weitem weniger schön und roth, als dieser. Von den gemahlten unterscheidet man einmal, zweimal, dreimal, viermal zc. gemahlenen, oder auch ordinär, mittel, fein, feinflein in 24 Nummern. Man kann dem Zinnober leicht eine sehr hohe Röthe geben, wenn man ihn mit Wasser fein reibt, dann in einer Porcellanschale mit Wasser bedeckt, mehrere Wochen lang, vor den Sonnenstrahlen geschützt und öfters umgerührt, stehen läßt, dann das Wasser abgießt und ihn im Schatten trocknet. Die Einwirkung des Lichtes muß dabei durchaus vermieden werden, sonst wird die Farbe braun, anstatt an Schönheit zu gewinnen. Noch leichter kommt man zum Zweck und erhält ein schöneres Roth, wenn man den Zinnober in einem gläsernen Mörser mit dem vierten Theile seines Gewichts reiner Salpetersäure so lange reibt, bis die Masse trocken geworden ist, und dann das Ganze mit Wasser auslüßt. Der gemahlene Zinnober wird vorzüglich mit Mennige, Ziegelmehl, rothem Eisenoryd u. s. verfälscht. Mennige oder Blei erkennt man, wenn man ihn mit Essig behandelt, der das Blei auflöst, oder ihn mit Pottasche glüht, bis kein Dampf mehr entsteht, wo dann

das Blei im Ziegel zurückbleiben wird; Ziegelmehl zeigt sich bei'm Sublimiren des Zinnober's, wobei es zurückbleibt; Eisenoryd entdeckt man durch Anwendung der Salzsäure, welche das Eisen auflöst u. f. — Der sogenannte Spießglanz-zinnober (*Cinnabaris Antimonii*) ist von dem gewöhnlichen Zinnober nicht verschieden. Was man grünen Zinnober nennt, ist eine durch Vermischung von Chromgelb und Berliner- oder Mineralblau erhaltene grüne Farbe, folglich kein Zinnober, da hierunter nur Farben zu verstehen sind, die sich bei'm Sublimiren ganz verflüchtigen. Guter und reiner Zinnober hat weder Geruch noch Geschmack und verflüchtigt sich gänzlich über dem Feuer; findet daher ein Rückstand statt, so kann man daraus mit Sicherheit auf eine Verfälschung schließen, und die nähere Untersuchung ergiebt die fremde Beimischung. Der Zinnober läßt sich mit jedem Bindestoffe behandeln, und kann auch mit Lack, Mennige, Schüttgelb, Erden u. f. vermischt werden, wodurch die verschiedenen Tinten des höchsten oder dunkelsten Zinnoberroths entstehen. Man wendet ihn jedoch in der Papierfärberei, wegen seines hohen Preises, nur zu feinen Papieren, oder in der Mischung mit andern Farben an, und reibt ihn vorher recht fein mit reinem Kornbranntwein ab, trocknet ihn und reibt ihn dann noch einmal mit Leimwasser. Vergl. unsere Buchbinderkunst, 4te Aufl.

141) Zinnsalz, salzsaures Zinn oder salzsaures Zinnorydul (*Stannum oxydulatum muriaticum*) ist ein salzsaures unvollkommenes Zinnoryd, welches entsteht, wenn man einen Theil reines gekörntes oder zerfeiltes Zinn in vier Theilen starke flüssige Salzsäure in einer Retorte durch gelindes Sieden auflöst und die bräunlichgelbe Auflösung nachher durch Verdunsten zur Krystallisation bringt. Wird dieses Salz, welches in glänzenden, regelmässi-

gen, prismatischen Krystallen anschießt, die sich leicht im Wasser lösen, der Luft ausgesetzt, so zieht es Sauerstoff an sich, wodurch ein Theil des in ihm enthaltenen Zinnoryduls mehr oxydirt und in vollkommenes Zinnoryd verwandelt wird, das sich im Wasser nicht auflöst. Man muß es deshalb vor der Luft wohl verwahren. Daher ist auch das käufliche Zinnsalz, welches in den Färbereien angewendet wird, kein reines, salzsaures Zinnorydul, sondern ein Gemisch von diesem und von Zinnoryd; und wenn man Wasser darüber gießt, so erhält man eine trübe Auflösung, aus welcher Zinnoryd als ein weißes Pulver niederfällt. — Es ist dieses Salz in der Färberei zwar auch von großem Nutzen, wird aber nicht so häufig, als die Zinnsolution, angewendet.

142) Zwickauerblau, ein dem Bremerblau ähnliches Hellblau, welches einen schmutzigen, gewöhnlich schieferblauen Anstrich giebt und aus der Desorient'schen Fabrik zu Zwickau bezogen wird.

Drittes Capitel.

Von der Zubereitung oder Bearbeitung, Mischung und Behandlung der Farben und Farbestoffe, welche bei der Papierfärberei in Anwendung kommen.

§. 1.

Begriff und Verschiedenheit der Farben.

Unter Farbe versteht man eine gewisse vom Lichte abhängige Erscheinung, welche sich durch keine Beschreibung angeben, sondern allein durch den Sinn des Gesichts erlangen läßt. Im vollkommensten Zu-

stande der Farbenlosigkeit erscheint ein Körper weiß und wirft dann das darauf fallende Licht unverändert von sich. Ein Körper, der alles Licht einsaugt, ohne solches zurückzuwerfen, erscheint dem Auge schwarz. Alle übrigen farbig-reflectirten Lichtstrahlen bestimmen die Farben der gefärbten Körper. Die Farben sind also nichts Wesentliches, sondern bloß Erscheinungen auf der Oberfläche der Körper. Uebrigens läßt sich jedes farbige Phänomen aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten: einmal nach der dabei zum Grunde liegenden Ursache; zweitens nach der von jener abhängigen Wirkung. Jene — die Ursache — wird das Pigment oder der Farbestoff, letztere — die Wirkung — die Farbe genannt. Im gemeinen Leben sagt man aber oft Farbe für Farbestoff, und umgekehrt. Das Wort Farbe zeigt aber nur die Eigenschaften der Körper an, nach welchen sie, mittelst der Brechung und Zurückwerfung der Lichtstrahlen, gewisse Empfindungen, womit die Vorstellung der Farben verknüpft ist, in unseren Augen erregen. Unter Pigmenten oder Farbestoffen hingegen versteht man alle wirkliche, zum Malen, Anstreichen und Färben brauchbare Materialien, womit man den Körpern eine willkürliche Farbe geben kann. Alle drei Reiche der Natur liefern Pigmente oder Farbestoffe; die wenigsten giebt das Thierreich; mehrere das Gewächsreich; die meisten das Mineralreich. Aus den beiden ersten Reichen müssen die Farbestoffe gemeiniglich durch die Kunst aus den Körpern herausgezogen und bereitet werden; von den Mineralien erhält man viele Pigmente durch bloßes Reiben oder Schlämmen.

§. 2.

Eintheilung der Farben.

Die Farben lassen sich auf sehr verschiedene Art eintheilen. Theils nach ihrer Grundmischung,

theils nach ihrer verschiedenen Anwendung zerfallen sie: a) in Erd- oder Mineralfarben (Metallfarben) (s. Cap. II, Nr. 81); b) in Lackfarben (s. Cap. II, Nr. 69); c) in Lasur- oder Saftfarben (s. Cap. II, Nr. 75); d) in Waschfarben (s. Cap. II, Nr. 130) u. f. Die Farben lassen sich aber auch, nach den drei Reichen der Natur, in drei Klassen bringen, doch nicht ohne Schwierigkeit; denn wenn sie auch ihr Colorit den Thieren oder Pflanzen verdanken, so ist dieses doch immer an etwas Mineralisches — eine Erde oder einen Metalkalk — gebunden, weil die rein thierischen und vegetabilischen Farbestoffe, für sich, keinen Körper haben, sondern ihn erst durch einen mineralischen Zusatz erhalten. Ferner lassen sie sich, jenachdem die Natur oder die Kunst dabei ihr Spiel treibt, in natürliche und in künstliche Pigmente absondern. Am Häufigsten aber werden die Farben in einfache oder Grund-, Elementar-, auch Haupt- oder ursprüngliche Farben, und in zusammengesetzte oder gemischte, auch Nebenfarben eingetheilt. Zu jenen, welche sich durch keine Mischung hervorbringen lassen, während sie, im Gegentheil, durch sich selbst alle nur möglichen Nuancen, ohne Ausnahme, zu bilden vermögen, rechnet man Roth, Gelb und Blau, wozu Einige auch noch Weiß und Schwarz fügen; zu diesen, den Nebenfarben, gehören alle übrigen, welche aus der Vereinigung zweier Hauptfarben, entweder auf dem natürlichen, oder künstlichen Wege, entstehen, namentlich Grün, Braun, Orange, Violett u. f. w. Endlich theilen die Practiker die Farben auch in sogenannte Körperfarben und in flüssige Farben ein. Unter Körperfarben verstehen sie alle Farben, die der Färber oder Maler unmittelbar, ohne vorher einen (chemischen) Proceß anzustellen, verarbeitet, im natür-

lichen Zustande nicht aus flüssigen Auflösungen oder Tincturen bestehen, sich im Wasser zertheilen, ohne sich darin aufzulösen, und welche, nachdem sie mit einer der Absicht gemäßen Flüssigkeit abgerieben oder vermischt worden sind, undurchsichtig bleiben, folglich die Fläche, auf welche sie aufgetragen werden, so decken, daß von derselben nichts mehr zu sehen ist, weshalb sie auch den Namen Deckfarben führen; unter flüssigen Farben hingegen solche, welche man durch Kochen oder Ausziehen aus farbigen, theils vegetabilischen, theils thierischen, Stoffen erhält, und dadurch farbige Tincturen darstellen, deren Farbethellen nur wenig decken, und die Fläche, worauf sie in Anwendung kommen, mehr oder weniger, nach dem Grade ihrer Consistenz, durchscheinen lassen.

Wir folgen hier keiner bestimmten Theorie, sondern handeln die Farben ab, wie solche der practische Künstler bei der Papierfärberei zu gebrauchen pflegt, und lassen zuerst die sogenannten Haupt- oder einfachen Farben und dann die Neben- oder zusammengesetzten Farben folgen.

§. 3.

Haupt- oder einfache Farben.

Viele Theoretiker, welche über die Farben geschrieben haben, nehmen nur drei Haupt- oder Urfarben: Roth, Gelb und Blau, an, und sie mögen Recht haben, wenn bloß von Pigmenten die Rede ist, welche sich auf gewisse Art gegen das Licht verhalten. Allein die Natur liefert mehr selbstständige Farben oder specifische Unterschiede der Lichtstrahlen, als Grün, Braun, und auch das reine Weiß und reine Schwarz lassen sich durch keine Mischung darstellen, machen daher wahre Elementarfarben aus. Auch scheint Schwarz, als Pigment oder Farbe eines

Körpers betrachtet, mehr zu seyn, als bloße Abwesenheit des Lichts, da schwarze polirte Körper viel Licht zurückwerfen können, und Weiß ist nur in prismatischer Hinsicht aus allen Farben zusammengesetzt, obschon dadurch das Recht, eine Urfarbe zu seyn, keineswegs aufgehoben wird, sobald der Character sich getreu bleibt, wie es mit Weiß der Fall ist, welches das Licht rein und ohne alle Veränderung zurückwirft. Aus diesen Gründen, und weil wir es hier nur mit practischen Personen zu thun haben, rechnen wir, ohne auf die Farbenlehre Rücksicht zu nehmen, folgende Farben: Roth, Gelb, Blau, Weiß, Schwarz, Braun und Grün, zu den Haupt- oder einfachen Farben, welche sowohl die Natur, als auch die Kunst aus verschiedenen Stoffen rein und deutlich, in verschiedenen Abstufungen, vom Hellen bis zum Dunkeln, liefert.

A. Rothe Farben.

Es giebt eine große Menge, theils durch die Natur, theils durch die Kunst hervorgebrachte rothe Farben, die der Papiersärber bei Ausübung seiner Kunst gebraucht; die wichtigsten sind folgende:

a. Rothe Körperfarben.

1) Der Zinnober (Nr. 140); 2) die Menzinge (Nr. 80); 3) das Preußischroth (Nr. 99); 4) das Berlinerroth (Nr. 10); 5) das Braun- oder Englischroth (Nr. 20); 6) der Carmin und Carminlack (Nr. 23 und 24); 7) der Florentinerlack (Nr. 38); 8) der Lacklack (Nr. 71); 9) der Kugellack (Nr. 68); 10) der Wienerlack (Nr. 137); 11) der rothe Ocher (Nr. 88); 12) das Offenheimerroth (Nr. 71); 13) das Schönroth (Nr. 20); 14) das Chromroth (Nr. 27) u. a. m.

b. Rothe flüssige oder Saft-Farben.

1) Das Brasilienholz und der Fernambuk (Nr. 19); 2) das Sandelholz (Nr. 108); 3) die Koehenille (Nr. 62); 4) der Kermes (Nr. 59); 5) die Färberröthe oder der Krapp (Nr. 36); 6) der Saflor (Nr. 102); 7) die Dyesen- oder Färberzunge (Nr. 90); 8) die Drseille (Nr. 92); 9) der Orlean (Nr. 91) u. f.

B. Gelbe Farben.

a. Gelbe Körperfarben.

1) Auripigment (Nr. 3); 2) Bleigelb oder Massicot (Nr. 14); 3) Casselergelb (Nr. 25); 4) das Chromgelb (Nr. 27); 5) Königs- gelb (Nr. 63); 6) Neapelgelb (Nr. 85); 7) gelber Ocher (Nr. 88); 8) Schüttgelb (Nr. 114) u. a. m.

b. Gelbe flüssige Farben.

1) Die Acacie (Nr. 1); 2) die Curcuma- oder Gelbwurzel (Nr. 30); 3) die Gelb- oder Kreuzbeeren (Nr. 42); 4) das Gelbholz (Nr. 44); 5) Gummigutt (Nr. 52); 6) Quercitron (Nr. 100); 7) der Safran (Nr. 108); 8) die Scharte (Nr. 109); 9) Wau (Nr. 133) u. a. m.

C. Blaue Farben.

a. Blaue Körperfarben.

1) Berg- oder Kupferblau (Nr. 7); 2) Berlinerblau (Nr. 9); 3) Bremerblau (Nr. 22); 4) Hamburgerblau (Nr. 22); 5) Indig und Indiglaß (Nr. 57); 6) Kobaltblau (Nr. 61); 7) Mineralblau (Nr. 82); 8) Neu- blau (Nr. 86); 9) Neuwiederblau (Nr. 87);

10) Pariserblau (Nr. 94); 11) Ultramarin (Nr. 125) u. a. m.

b. Blaue flüssige Farben.

1) Blau- oder Campecheholz (Nr. 13);
2) Heidelbeeren (Nr. 56); 3) Indig (Nr. 57);
4) Waid (Nr. 128); 5) Lackmus (Nr. 72) u. f.

D. Weiße Farben,

und zwar bloß weiße Körperfarben.

1) Bleiweiß (Nr. 15); 2) Kreide (Nr. 66);
3) Kremsferweiß (Nr. 67); 4) Schieferweiß (Nr. 112); 5) Spanischweiß (Nr. 119).

E. Schwarze Farben.

a. Schwarze Körperfarben.

1) Bein- oder Knochenschwarz (Nr. 5);
2) Compositions- oder Frankfurterschwarz (Nr. 29); 3) Frankfurterschwarz (Nr. 40); 4) Kienrauch (Nr. 60);
5) Kohlen- oder Lampenschwarz (Nr. 65); 6) Schwarze Erde (Nr. 115); 7) Lampenschwarz (Nr. 74);
8) Rabenschwarz (Nr. 101); Spanischschwarz (Nr. 119) u. f.

b. Schwarze flüssige Farben.

1) Eisenschwarz (Nr. 31); 2) Galläpfelschwarz (Nr. 41) u. f.

F. Grüne Farben.

a. Grüne Körperfarben.

1) Berg- oder Kupfergrün (Nr. 8);
2) Braunschweigergrün (Nr. 21); 3) Bremergrün (Nr. 22); 4) die grünen Erden (Nr.

49); 5) Grünspan (Nr. 50); 6) Mineralgrün (Nr. 83); 7) Neuwiedergrün (Nr. 87); 8) das Scheel'sche oder Schwedischgrün (Nr. 110); 9) das Schweinfurtergrün (Nr. 117); 10) das Parisergrün (Nr. 94) u. a. m.

b. Grüne flüssige Farben.

1) Das Saftgrün (Nr. 104); 2) Beeren-
grün und 3) Blättergrün u. f.

G. Braune Farben.

a. Braune Körperfarben.

1) Brauner Ocker (Nr. 88); 2) Umbraun (Nr. 126); 3) Casselerbraun (Nr. 25) u. f.

b. Braune flüssige Farben.

Das Wallnußschalenbraun (Nr. 129) u. f.

§. 4.

Neben- oder zusammengesetzte Farben.

Die Neben- oder zusammengesetzten Farben entstehen aus der Vermischung der Hauptfarben, deren Verschiedenheit von den Verbindungen der Stoffe unter sich abhängt; denn jede der Hauptfarben hat, in Beziehung aufeinander, ihre Nuancen oder Abstufungen, die man aber nicht als Nebensfarben, die allein aus der Vermischung entstehen, ansehen darf. Wenn, z. B., eine rothe Farbe gegen eine andere rothe Farbe, ein höheres oder tieferes Roth, oder eine gelbe Farbe gegen eine andere gelbe Farbe, ein tieferes oder höheres Gelb u. f. behauptet, so ist jede, ungeachtet dieser Abstufung, immer für sich eine Hauptfarbe. Also nicht die Abstufung oder der unmerkliche Uebergang einer lebhaften Farbe in eine sanftere der-

selben, wie, z. B., das Dunkelroth in Braunroth, das Braunroth in Hellroth, das Dunkelblau in Himmelblau u. f., sondern die Verbindung zweier Hauptfarben, z. B., Weiß und Blau, oder Roth und Weiß, oder Gelb und Weiß, oder Blau und Gelb u. f., erzeugt die Nebensfarben. Von der richtigen Vermischung hängt aber nicht allein die wesentliche Schönheit des Anstrichs, sondern auch die richtige Couleur selbst ab. Denn da die Farben sich nicht alle gleich gut miteinander verbinden und nicht alle einerlei Schwere haben, so kann kein gleichförmiger Anstrich entstehen, wenn unpassende, oder schwere und leichte Farben gewählt und zusammengemischt werden; jene werden stets früher, als diese, zu Boden sinken, und selbst das fleißigste Umrühren wird die gleichförmige Vereinigung niemals ganz zu erhalten im Stande seyn. Auch ganz entgegengesetzte Farben, die sich theils nur in Del, theils nur in Wasser vollkommen auflösen, dürfen nicht miteinander in Vermischung kommen. Es ist daher bei der Zusammensetzung der Farben auf diesen Umstand vornehmlich Rücksicht zu nehmen, wenn der Anstrich oder Druck gelingen und eine egale Farbe bekommen soll.

Aber nicht bloß aus zwei verschiedenen Hauptfarben entsteht eine dritte, ganz verschiedene, z. B., aus Gelb und Blau Grün, aus Roth und Schwarz Braun u. f., sondern auch bei einer und derselben Farbe lassen sich durch Beimischung verschiedener anderer Farben in verschiedenem Verhältnisse unzählige Abänderungen hervorbringen. So entstehen bei der rothen Farbe, durch Beimischung von Weiß, mehrere Arten von Roth; bei der gelben Farbe, durch Beimischung von Weiß, mehrere Arten von Gelb; bei der braunen Farbe, durch Beimischung anderer Farben in verschiedenen Quantitäten, vielfache Arten von Braun u. f. Der Raum ist aber viel zu beschränkt

und der Gegenstand viel zu reichhaltig, als daß derselbe hier erschöpft werden könnte; doch wollen wir einige Vorschriften geben, die schon hinlänglich seyn sollen, um selbst weiter zu führen.

§. 5.

Mischung der Farben zu Hervorbringung eines bestimmten Farbetons.

Die meisten Farben, wenn es bloß darauf ankommt, den Localton oder die Tinte zu verändern, können durch Weiß oder Gelb erhellt und durch Schwarz oder Braun verdunkelt werden. Einige, z. B., Braun und Roth, lassen sich auch durch dunklere Arten derselben Gattungsfarben vertiefen; nur muß, wie schon gesagt, dabei darauf gesehen werden, daß man, soviel als möglich ist, Farben von gleicher Schwere, überhaupt von gleichen Eigenschaften, zusammenmische. Wenn wir aber hier von der Mischung der Farben, zu Hervorbringung eines bestimmten Farbetons, reden, so können wir nicht alle möglichen Veränderungen, wie solche die eigentlichen Maler gebrauchen, und die fast in's Zahllose gehen, sondern wollen nur diejenigen, welche bei der Papiersfärberei vorkommen, in der Kürze angeben.

Die weiße Farbe

läßt sich durch Zumischung von etwas Blau besser zusammensetzen und haltbarer machen, und man bedient sich derselben, bald um eine andere Farbe, welche man damit vermischt, heller zu nuanciren, bald wieder, um die höchsten beleuchteten Stellen damit anzudeuten, oder selbst den Grund einer weißen Blume u. s. zu bilden, namentlich beim Drucken der Rattunpapiere und Papiertapeten. Die weiße Farbe giebt auch,

bekanntlich, in der Mischung mit Schwarz die graue Farbe, welche sich in folgenden Nuancen zeigt:

a) Silbergrau entsteht durch Weiß mit etwas Indig oder Nebenschwarz vermischt.

b) Perlgrau wird fast wie das Silbergrau gemacht; nur kann man, statt Indig, auch Berlinerblau nehmen. Der Unterschied dieser beiden Farben beruht bloß auf einem wenig veränderten Verhältnisse, das man am Besten durch Erfahrung kennen lernt.

c) Das Feingrau bildet sich aus Bleiweiß, Lack und etwas Berlinerblau, jedes besonders abgerieben und hernach im rechten Verhältnisse zusammengemischt, um die gehörige Abstufung zu erhalten. Die Menge dieser beiden Stoffe richtet sich nach der hellern oder dunklern Farbe, welche man dem Fein- oder Flächsgrau geben will.

d) Das gemeine Grau wird aus Weiß und Kohlschwarz zusammengemischt.

Die rothen Farben

bieten unendliche Veränderungen, sowohl unter sich selbst, als auch in der Zusammensetzung mit andern Farben, dar. Der Zinnober, z. B., bekommt durch Vermischung des Florentiner Lacks eine dunklere Farbe, welche durch Zusatz von etwas Kienruß noch mehr vertieft werden kann; erhellt wird derselbe durch Bleiweiß, auf andere Art durch Blei- oder Schüttgelb. Ebenso ist die Mennige durch rothe Lackfarben oder durch Zinnober der Erhöhung, im Gegentheile durch Bleiweiß der Erhellung fähig. Durch Beimischung von Gelb erscheinen verschiedene Abänderungen von Rothgelb, worunter die Pomeranzenfarbe eine der vorzüglichsten ist. Die rothen Lackfarben geben, in der Regel, eine sehr dunkelrothe Farbe.

a) Die Carmoisinfarbe giebt Wiener oder Florentiner Lack, Carmin und ein Wenig Schieferweiß; man kann auch den Carmin, wegen seiner Kostbarkeit, weglassen. Als Lasurfarbe muß hier eine Unterlage von Zinnober oder Kreide gegeben werden.

b) Die rosenrothe Farbe entsteht durch mehr Bleiweiß, etwas Carmin und einen geringen Zusatz von Zinnober (Vermillon).

c) Die violette Farbe geht aus rother Lackfarbe, Carmin und ein Wenig Blau, oder aus Wiener Lack, Berlinerblau und sehr wenig Bleiweiß (Kreide) hervor.

d) Columbin, Purpur und Amaranth läßt sich aus der Vermischung des Carmoisinroths und der blauen Farben darstellen, nur muß das Blau nach und nach in ganz kleinen Quantitäten zugemischt werden.

e) Zimmet-, Tabaks- und Kastanienfarbe ist die Folge der Vermischung von Roth und Gelb.

f) Orange bildet sich aus Carmin, oder Zinnober, oder Mennige, mit Chromgelb oder Neapelgelb, oder man macht es aus Mennige und etwas Gelb.

Die gelben Farben

unterliegen nicht minder sehr mannigfaltigen Veränderungen. An sich trifft man sie schon von sehr verschiedenen Abstufungen an, und man kann sie durch Bleiweiß oder Kreide noch mehr verändern und nach Gefallen lichter machen; Braun verdunkelt sie aber.

a) Das Eiergelb und Chamois, eine hellrothe, in's Gelbliche spielende Farbe, setzt man aus Schieferweiß, viel Neapelgelb oder Schüttgelb, etwas Zinnober und ein Wenig Ocher von Berri zusammen.

b) Jonquillegelb bildet sich aus Bleiweiß und Schüttgelb.

c) Citrongelb und Aurorenfarbe entsteht aus Schüttgelb, Bleiweiß und sehr wenig Wiener Lack.

d) Goldgelb wird aus Bleiweiß, ebensoviel Neapelgelb und Ocher von Berri, oder aus Chromgelb, Neapelgelb und Auripigment, ohne Beimischung anderer Farben, oder aus Bleiweiß, Rauschgelb und etwas rothem Auripigmente verfertigt. Statt des Auripigments läßt sich auch Zinnober anwenden.

e) Orange macht man aus Mennige und etwas Gelb.

f) Stroh- oder Paillegelb stellt sich durch Mineralgelb und Bleiweiß oder Kreide dar.

Die grüne Farbe

läßt sich, als Gegensatz des natürlichen Grüns, durch die Vermischung von Gelb und Blau hervorbringen, und in diesem Falle ist sie Nebensfarbe. Ein solches herrliches Grün giebt Chromgelb mit Berlinerblau vermischt. Vertiefen lassen sich der Grünspan und andere natürliche Farben durch etwas Berlinerblau, oder Indig. Die blaugrünen, aus Kupfer bereiteten Farben verändern sich durch Beimischung von Gelb und fallen in's Grasgrüne. Nach Verschiedenheit des Verhältnisses der beigemischten, sowohl gelben, als weißen Farbe, verändern sich die Nuancen außerordentlich.

a) Dunkelgrün erhält man durch Auripigment und etwas Berlinerblau, oder man mischt Indig mit Rauschgelb zu gleichen Theilen zusammen.

b) Bouteillengrün entsteht durch Berlinerblau und Schüttgelb.

c) Das Wassergrün geht aus Bleiweiß in Verbindung mit mehr oder weniger Berggrün, je nachdem man es dunkel oder hell haben will, hervor.

Ein noch helleres Wassergrün bildet sich aus Bleiweiß, blauer Asche und Schüttgelb.

d) Das Meergrün wird aus Bleiweiß und Berggrün, oder aus Bleiweiß, Berlinerblau und Schüttgelb;

e) das Apfelgrün aus Blau, krystallisirtem Grünspan und Gelb;

f) das sogenannte Sächsische Grün aus Weiß, krystallisirtem Grünspan, Gelb und Blau erzeugt.

g) Grasgrün giebt krystallisirter, mit Essig abgeriebener Grünspan mit Safran vermischt.

h) Das Blättergrün wird am Besten durch Saftgrün hervorgebracht.

Die übrigen grünen Nüancen lassen sich durch Indigoauflösung und Gummigutt, durch Berlinerblau und Quercitronrinde u. s. w. darstellen; oft werden diese u. a. Farben auch noch mit Saftgrün versetzt, wenn es darauf ankommt, dunklere Nüancen hervorzubringen, denn eigentliche hell- und kupfergrüne Nüancen lassen sich nie durch Saftfarben erzielen.

Die blauen Farben

vertiefen sich durch dunklere derselben Gattung, z. B., Bergblau durch Vermischung mit Indig oder Berlinerblau. Blau und Weiß giebt ein liches Blau. Ein geringer Zusatz von Gelb macht sie in's Grüne fallen.

a) Sanftblau, Himmelblau, Königsblau, Türkischblau u. s. hat immer Berlinerblau zum Grunde, und es wird mit mehr oder weniger Schieferweiß oder Kreide vermischt, je nachdem die Farbe verschieden ausfallen soll. Zum Himmelblau kommt nur wenig Blau; zum Königsblau mehr, und für Türkischblau ist die Vermischung von Blau am

Stärksten. Statt des Berlinerblaus kann man auch Indig anwenden.

b) Das Reilchenblau wird aus Lack, Berlinerblau, ein Wenig Carmin und noch weniger Bleiweiß zusammengesetzt.

Die braune Farbe

wird theils natürlich gefunden, theils erhält man sie aber auch durch die Vermischung von Roth und Schwarz. Hieraus fließen sehr mannigfaltige Veränderungen, die sich am Besten durch Schütt- oder ein anderes Gelb erhellen lassen.

a) Die Eichenholzfarbe bildet sich durch 3 Theile Bleiweiß, 1 Theil braunen Ocher, Umbraun und gelben Ocher von Berri, oder Schüttgelb. Je nachdem man die Farbe wünscht, muß man mehr oder weniger Zuthat von dieser oder jener Substanz nehmen.

b) Die Nußbaumholzfarbe giebt Bleiweiß, brauner Ocher, Umbraun, rother und gelber Ocher von Berri; oder Bleiweiß, Ocher und Schwarz.

c) Die Maronenfarbe entsteht von braunem Ocher, Englisch Roth und Elfenbeinschwarz. Man hellt sie auf, daß man mehr Roth, als Schwarz, hinzuthut.

d) Die Kastanienbraune Farbe ist Folge von Umbraun, Braunroth und Schwarz. Englisch Roth, gelber Ocher und ein Wenig Schwarz geben eine dunkel kastanienbraune Farbe.

e) Die Olivenfarbe wird aus Gelb, Indig und Spanisch Weiß, oder aus Schwarz, ein Wenig Blau und Gelb zusammengesetzt.

Die schwarze Farbe

bietet, mit Vermischung von Weiß, die nämlichen Veränderungen, wie die weiße Farbe, unter Zusatz

von Schwarz, dar. Uebrigens geminnen auch die schwarzen Farben durch eine Beigabe von Indig, oder Berlinerblau, oder Königsblau.

Hierher gehören die vornehmsten Vermischungen der Hauptfarben, je 3 und 3 zusammengenommen.

a) Aus Blau, Roth und Gelb entstehen röthliche Olivenfarben, ein grünliches Grau und einige ähnliche Schattirungen.

b) Aus Blau, Roth und Falb entspringen die Olivenfarben von den dunkelsten bis zum hellsten, und wenn man nur ein Wenig Roth nimmt, das Schiefergrau, Lavendelgrau u. f.

c) Aus Blau, Roth und Schwarz bildet sich ein Grau von mancherlei Schattirungen, als Salbeigrau, Bleisarbengrau, Schiefergrau u. f.

d) Aus Roth, Braun und Falb erhält man orangirte Farben, Blättergelb, braune Zimmetfarbe u. f.

e) Roth, Gelb und Schwarz geben fast eben die Nuancen u. f. w.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man durch zweckmäßige Mischung der Hauptfarben, als Weiß, Gelb, Roth und Blau, die meisten der erforderlichen Nuancen hervorzubringen im Stande ist; dennoch zieht man es vor, die zusammengesetzten Farben schon in fertig gebildetem Zustande anzuwenden, wenn die Natur oder Kunst sie darbietet. Aus dieser Ursache bedienen sich die Fabricanten noch der nachstehenden Substanzen: des Blau- oder Campecheholzes, welches mit Alaun eine schöne violette Farbe liefert; des Berggrüns, natürlich oder künstlich als grüne Erdfarbe; des arseniksauren Kupferoxyds, welches in Oesterreich unter der Benennung Kirchberger oder Mittisgrün bekannt ist; des gebrannten Elfenbeins oder Beinschwarzes, welches, mit Bleiweiß mehr oder weniger gemischt, die verschiedenen grauen Farben hervorbringt.

§. 6.

Von den Flüssigkeiten, welche zum Reiben, Ausziehen und Versetzen der Farbestoffe gebraucht werden.

Die Farbestoffe können ohne Mitwirkung von Flüssigkeiten auf keine Weise behandelt werden; denn nicht allein das nothwendige Reiben der Mineralfarben würde weniger gut von Statten gehen, indem einestheils viele feine Theile derselben zerrieben oder verloren gehen würden, anderntheils auch die Gesundheit beim trocknen Reiben giftiger Farben, z. B., des Auripigments, des Bleigelbs, der Meninge u. f., ungleich mehr leiden müßte, sondern es würde auch unmöglich seyn, die flüssigen Farben, welches Abkochungen vegetabilischer Farbestoffe sind, zu erhalten; nicht zu gedenken, daß sich die Farben ohne Flüssigkeiten den Flächen weder dauerhaft, noch gleichförmig mittheilen lassen. Es sind also bei der Papierfärberei, wie überhaupt bei der Malerei, gewisse Flüssigkeiten, welche die Farbestoffe erweichen und auflösen, ihre feinen Theile während des Reibens zusammenhalten und nachher den Farbestoff in sich aufnehmen, um ihn wieder auf der Oberfläche anderer Gegenstände, die damit angestrichen oder überzogen werden, dauerhaft und fest abzusetzen, durchaus nothwendig.

Die Flüssigkeiten, deren man sich als Behälter bei der Papierfärberei bedient, um theils damit die Mineralfarben (Körperfarben) durch das Reiben hinreichend zu zerkleinern und gehörig zu verdünnen, um sie auf das Papier dauerhaft und gleichförmig auftragen zu können, theils damit die Tincturen aus den farbigen Vegetabilien herzustellen, sind: a) das reine Wasser und b) das mit Leim,

Gummi oder Stärke versetzte Wasser. Jenes dient vorzüglich zum Erweichen, Auflösen, Reiben und Verzehren der Farben; dieses ist hingegen zum Binden und Zusammenhalten der Farben wesentlich nothwendig, denn bloßes Wasser würde die feinen Theile derselben nicht hinreichend miteinander vereinigen und würde die damit verdünnten Farbtheile auf dem damit angestrichenen Gegenstande nicht gehörig festhalten.

a) Das reine Wasser.

Unter allen Wassern, womit nicht allein die Mineralfarben gerieben und zerkleinert, sondern auch die Farbholzger gekocht oder ausgezogen werden, ist das filtrirte Schnee- oder Regenwasser das vorzüglichste; den zweiten Rang behauptet das gereinigte Wasser süßer Flüsse, welches entweder durch die Destillation, oder auch durch das bloße Kochen, noch geschickter gemacht wird. Das Brunnen oder Quellwasser ist gewöhnlich hart und mit fremdartigen Theilen vermischt, welche auf die Schönheit der Farben nachtheilig wirken. Vergl. Capitel II. Nr. 132.

b) Das mit Leim, Gummi oder Stärke versetzte Wasser.

Sämmtliche Farben würden wenig Haltbarkeit und Glanz auf dem Papiere bekommen, wenn man ihnen nicht ein Bindemittel zusetzte. Um aber die Farben gehörig zu binden, daß sie auf dem Papiere haften und weder abfärben, noch abspringen, versetzt man das reine Wasser entweder mit Leim, oder mit Gummi, oder mit Stärke, in richtiger Quantität. Im Allgemeinen wendet man bei den Mineral- oder Körperfarben Leim oder Gummi, bei den flüssigen oder vegetabilischen Farben hingegen

Stärke, in Verbindung von Leim, oder besser Gummi, an.

a) Das Leimwasser

besteht in einer Auflösung von Leim in reinem Wasser.

Am Meisten wird der sogenannte Tischlerleim angewendet, und man hat verschiedene Methoden, denselben aufzulösen und zum Gebrauche geschickt zu machen, die wir hier nicht alle wiederholen, sondern nur die Beste, in Rücksicht der Papierfärberei, angeben wollen. Man bringe in ein Geschirr, welches von aller Fettigkeit befreit ist, ein oder mehrere Pfund guten, reinen, durchsichtigen Leim in kleinen Stücken, gieße hinlänglich reines, helles, kaltes Wasser darauf und lasse beides 24 Stunden stehen. Hat sich nach dieser Zeit der Leim erweicht und ist er wie Gallerte geworden, so wird das Wasser abgegossen, der erweichte Leim in einer Art Mörser, oder in einem aus hartem Holze verfertigten, muldenartigen Gefäße mit einer hölzernen Keule zu einem völligen Breie zerührt und mit der gehörigen Menge Regen- oder Flußwasser über Feuer, das keinen Rauch verursacht, unter stetem Umrühren, so lange gekocht, bis Alles gehörig aufgelöst ist. Nachher wird das fertige Leimwasser durch ein dichtes wollenes Tuch oder durch grobe ungebleichte Leinwand geseiht, um eine völlig reine und helle Substanz zu erhalten. — Ueber das Verhältniß der Ingredienzien, woraus das Leimwasser besteht, herrschen verschiedene Meinungen, welche wir hier nicht beurtheilen, sondern den Ungeübten anrathen wollen, auf 1 Pfund Leim höchstens 16 Pfd. Regen- oder Flußwasser zu nehmen, welches nach dem Kochen die gehörige Stärke haben wird und leicht mit etwas Wasser verdünnt werden kann, wenn es zu consistenz seyn sollte. Einige setzen dem erweichten

Leim auf jedes Pfund 1 Loth durchgeseichte weiße Kreide zu und arbeiten beides mit der hölzernen Reule so lange durcheinander, bis es sich gehörig vereinigt hat. Aber ein Zusatz von Alaun oder Brantwein, zu größerer Bindekraft, muß im Allgemeinen unterlassen werden, weil dadurch die Nuance gewisser Farben gestört wird. Wenn es aber darauf ankommt, den Farben Festigkeit zu geben, daß sie sich nicht verwischen lassen, so überzieht man sie mit erkaltetem Alaunleime, der auf folgende Weise bereitet wird: Man kocht $\frac{3}{4}$ Pfund guten Nördlinger Leim mit 10 Pfund Wasser, der dann durch ein Haarsieb geschlagen wird; hierauf rühre man nach und nach 2 Loth fein pulverisirten Alaun hinzu, ohne diese Quantität zu überschreiten. — Eine andere Art des Alaunleims, mit dem aber nur die gar nicht oder schlecht geleimten Papiere auf Buchbinderweise planirt werden, besteht darin, daß man $\frac{1}{4}$ Pfund guten Leim in 10 Pfd. Wasser kocht und $\frac{1}{4}$ Pfd. gestoßenen Alaun in abermals 10 Pfd. heißen Wassers auflöst, dann die Alaunauflösung unter den fertigen Leim gießt und das Ganze gut umrührt. Nächstdem ist noch zu bemerken, daß das Leimwasser frisch bereitet am besten ist. Vergl. unsere Buchbinderkunst 2c., vierte Aufl. 2c. 2c. Weimar 1844, wo mehrere Methoden, einen guten und haltbaren Leim zu bereiten, angegeben sind. Hierher gehört auch der Knochenleim, welcher aus Knochen durch Abscheidung der Kalkerde mittelst Auflösung in Salzsäure und nachheriges Kochen der zurückgebliebenen und ausgesüßten Gallerte dargestellt wird, und dem Papiersärber als ein vortreffliches, reines, farbenloses und wohlfeiles Product, das sehr gut bindet, nicht genug empfohlen werden kann. Vergl. unsere Staffirmalerei 2c. Weimar 1836, 8. S. 118.

Ein anderes Leimwasser wird von den Abgängen der weißgegerbten Schaffelle bereitet und ist unter dem Namen Handschuhleim bekannt. Man weicht solche in kochendem Wasser ein, läßt sie während 3 und mehreren Stunden sich auflösen und filtrirt dann die Flüssigkeit durch eine Leinwand, welche, wenn sie kalt geworden, die Consistenz einer Zuckergallerte haben muß. Man gebraucht es zum Einrühren solcher Farben, die keinen Glanzüberzug erhalten und bei Fabrication der Rattunpapiere in Anwendung kommen.

Das Pergamentleimwasser macht man von den Abgängen des neuen, noch nicht beschriebenen Kalb- und Schafpergaments, welches man in kleine Stücke zerschneidet und, wie den Handschuhleim, 3 und mehrere Stunden in einer verhältnißmäßigen Quantität kochenden Wassers einweicht oder kocht, bis sich Alles aufgelöst hat, worauf die Flüssigkeit filtrirt wird. Der Pergamentleim schwillt stärker auf, als der Handschuhleim, und verdirbt auch nicht so leicht, wie dieser. Man gebraucht ihn zu Farben, die einen Glanzüberzug erhalten sollen, und unter die Druckfarben der Papiertapeten, die man mit einem Lackfirnisse überziehen und vergolden will.

Um die Hausenblase aufzulösen und daraus ein Leimwasser zu bereiten, übergießt man die ganzen Stücke erst mit heißem Wasser und läßt sie damit eine Nacht lang in gelinder Wärme stehen; dann rollt man sie voneinander, zerschneidet sie in kleine Stücke und löst sie entweder durch fortgesetztes Digeriren, oder auch durch's Kochen auf, worauf der Leim durch ein leinenes Tuch geseiht und abgeschäumt wird. Auf eine andere Art wird die Hausenblase auf einem Kloße mit einem hölzernen Hammer weich oder zu ganz dünnen Blättchen geschlagen, mit einer Scheere in kleine Stücke zerschnitten, eine Nacht in warmem Wasser

eingeweicht und solche in einem irdenen Topfe mit Wasser, bei gelindem Feuer, so lange gekocht, bis sich Alles aufgelöst hat, worauf die Auflösung ebenfalls filtrirt wird. — Die Hausenblasenauflösung wendet man nicht allein zur Verdünnung der Farben an, sondern gebraucht sie auch häufig zur Grundirung, wie an seinem Orte vorkommen wird.

Uller Leim, der zur Papierfärberei angewendet wird, darf niemals kochend heiß, sondern nur lauwarm gebraucht werden, weil sonst dadurch die Farben ihren Glanz und ihre Lebhaftigkeit verlieren. Uebrigens muß der Leim in neuen, gut glasirten Gefäßen und diese an einem trockenen, kühlen, der Sonne nicht ausgesetzten, Orte aufbewahrt werden. Am Besten wirkt der frisch zubereitete Leim; doch läßt er sich in kühler Jahreszeit einige Zeit aufbewahren, wenn man ihn einen Tag über den andern im Wasserbade aufwärmt und umrührt. Aber im Sommer, besonders wenn Gewitter am Himmel stehen, hält er sich nicht lange und schlägt leicht um, daher man nicht mehr, als zu einem Tagesgeschäfte nöthig ist, verfertigen muß.

β) Das Gummivasser.

Von den vielen Gummiarten wird in der Papierfärberei nur das Arabische und Senegalische Gummi, ferner das sogenannte Tragantgummi gebraucht. Vergl. Cap. 2 Nr. 51.

Das Arabische und Senegalische Gummi löst sich leicht im Wasser auf, und man erhält aus 8 Maas oder 16 Pfund Wasser und 1 Pfd. Gummi eine brauchbare Auflösung, welche, wie das Leimwasser, durch reine, dichte Leinwand geseiht werden muß. Das Senegalgummi ist sehr rein, aber auch sehr spröde; deshalb wird fast immer ein reines, weißes Arabisches Gummi vorgezogen.

Statt dieser theuern Gummi's läßt sich auch der Absud von Lustmalz mit Vortheil anwenden, der die Farben nicht im Mindesten verändert. Um solchen brauchbar zu erhalten, verfährt man auf folgende Weise: Auf 1 Maas oder 2 Pfund Wasser, welches man in einem gut gläsernten Topfe zwei Finger breit einkochen läßt, nimmt man eine reichliche Hand voll in einem Mörtel wohlzerstoßenes Lustmalz, rührt solches, indem man den Topf etwas vom Feuer abrückt, in das heiße Wasser und läßt dann beides, mit einem Deckel verschlossen, eine Stunde lang behutsam kochen, damit nichts überlaufe. Während dieser Zeit befestigt man auf einem andern reinen Topfe einen Filtrirbeutel von reiner Leinwand, gießt dann den Absud nach und nach dahin ab, und wenn Alles durchgelaufen ist, nimmt man den Filtrirbeutel weg und drückt ihn gelind aus. Hierauf wird die geseihete Flüssigkeit in einer flachen Schale von Porcellan oder Steinzeug, die im Wasserbade steht, unter fleißigem Umrühren bis zur gehörigen Consistenz eingedickt, und kann nach dem Erkalten sogleich gebraucht, oder auch in gläsernen Flaschen, die man gut verkorkt, einige Zeit aufbewahrt werden, besonders wenn man der Flüssigkeit eine stärkere Consistenz giebt, die sich nachher wieder beliebig verdünnen läßt.

Was den Tragant anbelangt, so quillt solcher im kalten Wasser bloß auf, ohne jedoch damit eine wahre Auflösung zu geben; mit warmem bildet er einen dicken Schleim, der nicht klebrig, wie der des Arabischen Gummi's, sondern schlüpfrig ist. Man kann mit einem Theile Tragant 12 Theile Wasser völlig verdicken und schleimig machen. — Der Tragantleim bindet zwar, allein er wird bei der Papierfärberei nicht zum Einrühren der Farben, sondern zum Marmoriren gebraucht, wie bei der Fabrication der Marmorpapiere vorkommen wird.

γ) Das Stärke- oder Kleistervasser.

Man nimmt eine Quantität weiße feine Stärke von der besten Art, thut solche in einen gut glasirten irdenen Topf, gießt etwas kaltes reines Wasser darauf und rührt es mit einem Quirl oder hölzernen Spatel so lange um, bis die Stärke zu einer dicklichen Milch zerweicht ist. Hierauf nimmt man kochendes Wasser und gießt es mit einem Sturze auf die aufgelöste Stärke, welche, während dieses geschieht, mit dem hölzernen Spatel fleißig umgerührt wird. Ein auf diese Weise bereiteter Kleister ist völlig knollenfrei; bei der andern Methode, wo man nur nach und nach kochendes Wasser beimischt, erfolgt leicht eine Trennung der Theile, und sehr oft bilden sich Knollen, daß man gezwungen ist, diesen Kleister durch ein grobes Tuch zu drücken. Es geht natürlich zu, denn hier verliert das kochende Wasser durch das langsame Zugießen den gehörigen Temperaturgrad, dagegen dasselbe bei einem Sturze in einerlei Qualität hinzukommt. Uebrigens lernt sich die gehörige Consistenz bald; sollte aber solche zu stark ausgefallen seyn, so mischt man so viel Tischlerleim-, oder noch besser, Hausenblasenleim-Wasser bei, als nöthig ist, denselben hinlänglich zu verdünnen, wodurch die Bindekraft noch erhöht wird. Vergl. Cap. 2. Nr. 120.

In neuern Zeiten ist von dem Französischen Chemiker Alexis Cadet de Baur auch

δ) die Milch

zum Einrühren und Anstreichen der Mineralfarben in Vorschlag gebracht worden, und es läßt sich vermuthen, daß diese Flüssigkeit auch bei der Papierfärberei gute Dienste leistet, doch hat der Verfasser dieser Schrift damit noch keine Proben angestellt, kann also auch kein eigenes Urtheil fällen. Die mit Milch be-

handelten Farben sollen zugleich auch beträchtliche Vortheile gewähren; nicht allein fest, dauerhaft und wohlfeil seyn, sondern auch durch einen zweimaligen Anstrich vollkommen decken, sich schnell zurichten lassen, gut trocknen und keinen übeln Geruch von sich geben. Die Milch enthält nämlich einen käsigten Bestandtheil in sich, der, seiner Natur nach, Eiweiß ist und folglich, einmal ausgetrocknet, nicht in Wasser sich auflöst; auch bleibt dieser käsigte Stoff immer elastisch, wegen der ihm eigenthümlichen und bleibenden Feuchtigkeit, und verhindert, an trockenen Orten das Abspringen, an feuchten das Abfließen der mit Milch behandelten Farben.

§. 7.

Das Reiben der Mineralfarben.

Die Mineral- oder Körperfarben, im Gegensatz der flüssigen oder vegetabilischen Farben, müssen vorher, man mag sie mit der einen oder der andern Flüssigkeit behandeln, recht fein abgerieben werden, denn äußerst selten bekommt man sie in dem Handel schon so fein und zart, daß man sie sogleich anwenden könnte. Dieses Reiben ist äußerst nothwendig, um die Theilchen der Farbe so viel, wie möglich, zu trennen, und sie zu der innigsten Verbindung mit den Flüssigkeiten fähiger zu machen. Je vielfacher die Trennung vor sich gegangen, desto dichter werden sich auch die Farbetheilchen bei dem Auftragen, vermöge ihrer eigenthümlichen Schwere, nebeneinander legen und einen größern Theil bedecken. Sind hingegen diese Theile nicht hinlänglich getrennt, so können sie sich nicht so dicht fügen und verursachen Zwischenräume, welche den weißen Papiergrund durchscheinen lassen, daher man gezwungen ist, die Farbe dicker und öfter aufzutragen, wodurch nicht allein Ver-

lust entsteht, sondern auch die Schönheit verliert. Die Erfahrung hat hinlänglich gelehrt, daß sich mit einem halben Pfunde höchst zart geriebener Farbe ebensoviel, als mit einem ganzen Pfunde, welches weniger fein gerieben ist, ausrichten läßt.

Das Reiben der Mineral- und Körperfarben geschieht auf dem, Cap. 1 Nr. 8 beschriebenen, harten, glatten und ebenen Marmor- oder Porphyrsteine und zwar zuerst mit reinem weichen Wasser, worin sie sich leicht erweichen und zertheilen, ohne darin sich aufzulösen, welches den eigentlichen Unterschied zwischen Mineral- oder Körperfarben und flüssigen oder vegetabilischen Farben bildet. Zu dem Ende zerstößt man das Pigment in einem Mörser (Cap. 1 Nr. 14), weicht das noch grobe Pulver eine Zeit in Wasser ein, schüttet dann die helle Flüssigkeit wieder ab und reibt die Farbe nur mit so viel Wasser, daß ein dicker Brei entsteht, und zwar so lange mit dem Läufer im Kreise herum, oder hin und her, bis man bemerkt, daß die Farbe zart und fein genug ist, welches man sowohl unter dem Reiben, als auch durch öfteres Befühlen zwischen zwei Fingern wahrnehmen kann. Während des Reibens muß man nicht vergessen, mit einem schwachen hölzernen Stäbchen (Spatel), welches einen halben bis einen ganzen Zoll breit und vorn scharf zugeschnitten ist, die an den Seiten des Reibesteins und an der Pistille (Läufer) nach oben zu sich anhängende Farbe öfters abzustreichen, damit alle Theile und Körnchen gehörig zerdrückt werden. Wird die Farbe durch ein langes Abreiben zu trocken, so feuchtet man solche wieder mit Wasser etwas an, damit keine, für viele Farben nachtheilige, Erhigung geschehe, nur niemals zu viel, weil sich die Farbe auf dem Reibesteine sonst zu sehr ausbreitet, das Abreiben erschwert und die Arbeit verlängert. Nur manche Farben, wie, z. B., die Men-

nige, können das zu lange Reiben nicht vertragen, ohne dadurch zu leiden, wie im Gegentheil manche sandige Farben nicht genug gerieben werden können. Ist die Farbe fein genug, so wird sie mit dem erwähnten hölzernen Spatel von dem Reibesteine abgenommen, auf ein glatt gehobeltes Bret, das man mit weißem Papiere belegt, in kleine Häufchen gesetzt und an der freien Luft im Schatten, gegen Staub und Feuchtigkeit gesichert, getrocknet. Sind die Häufchen ganz trocken, so reibt man sie zum zweiten Male mit derjenigen Flüssigkeit, welche den Anstrich bilden soll, nimmt aber niemals mehr von der flüssigen Materie, als nöthig ist, die Farbe unter dem Läufer zu erhalten. Soll aber die Farbe recht schön werden, so reibt man sie mehr wie einmal mit reinem Wasser ab und läßt sie jedesmal in kleinen Häufchen wieder trocknen, und in diesem Zustande kann man sie auch bis zum Gebrauche in papiernen Kapseln oder in pappenen Schächtelchen aufbewahren. Uebrigens erleichtert man sich die Arbeit und die Farben werden feiner, wenn man nur kleine Portionen auf einmal reibt, wobei es sich von selbst versteht, daß jede Farbengattung für sich besonders abgerieben werden muß. Werden nächstdem die mit Wasser abgeriebenen Farben vor dem Trocknen durch feine Leinwand filtrirt, so bleiben die allenfalls noch gröbern Theile zurück, die abermals gerieben werden müssen.

§. 8.

Das Schlämmen der Mineralfarben

Oft ist das doppelte, selbst dreifache Reiben bei solchen Farben, die sehr sandig sind, wie, z. B., das Auripigment, Braunroth, Umbraun u. f., oder die, wie das Berlinerblau u. f., fremde Theile enthalten, immer noch nicht hinlänglich, zumal wenn man fein

anstreichen will; sie müssen daher geschlämmt werden, wodurch die mühsame Arbeit des Reibens gar sehr abgekürzt und erleichtert wird. Zu dieser Absicht stößt man die Farben in einem genau verschlossenen Mörser erst zu Pulver, weicht dieses eine Zeitlang in reines Wasser ein, gießt solches dann ab und reibt den nassen Bodensatz auf dem Reibesteine. Hierauf bringt man die geriebene Farbe in ein angemessenes Gefäß, schüttet reines Wasser auf, rührt fleißig um, gießt dann, wenn nach einigen Secunden die groben Theile niedergesunken sind, das gefärbte, mit feinen Farbetheilchen geschwängerte Wasser in ein anderes reines Gefäß, läßt die darin zerstreute feine Farbensubstanz sich völlig setzen und gießt hierauf das reine Wasser behutsam ab, ohne das Gefäß und die zu Boden sitzende Farbe zu erschüttern. Der Bodensatz wird endlich getrocknet und noch einmal abgerieben. Wird auch diese Farbe zum zweiten Male geschlämmt und abgerieben, so wird sie dadurch um so feiner, und man kann auf diese Art die zerriebenen Farbetheilchen nach dem verschiedenen Grade der Feinheit voneinander absondern. Mit den zuerst übrig gebliebenen gröbern Farbethailen verfährt man wieder so, reibt sie zuerst ab, gießt Wasser auf, rührt solches um, läßt es sich etwas setzen, gießt es sodann ab und bewahrt den feinen Bodensatz, wenn das reine Wasser abgesondert worden ist, an der Luft getrocknet, entweder in verstopften Bouteillen, oder in Dosen, welche in- und auswendig lackirt und mit passenden Deckeln versehen sind. Die getrockneten und vor Staub verwahrten Farben müssen aber vor dem Gebrauche jedesmal wieder nachgerieben werden.

§. 9.

Vorsichtsmaaßregeln bei'm Schlämmen und Reiben der Farben.

Es giebt mehrere Mineralfarben, z. B., das Auripigment, das Bleigelb, die Farben aus Kupfer, die Mennige, den Zinnober u. f., welche giftig, mithin der Gesundheit nachtheilig sind; daher muß man bei dem Schlämmen, Reiben und Gebrauche derselben die größte Vorsicht anwenden und folgende Regeln, zu möglichster Unschädlichmachung, genau befolgen:

a) Man reibe giftige Farben niemals trocken, weil der feine aufsteigende Staub sich durch das Athmen leicht und unbemerktbar einzieht, sondern immer mit Wasser, bis sie fein genug sind;

b) halte das Gesicht niemals während des Reibens über die Farben, verbinde vielmehr Mund und Nase mit einem Tuche;

c) setze man sich während des Reibens dem Luftzuge so wenig, als möglich, aus;

d) fasse niemals einen Pinselstiel, der selten ganz rein von Farbe ist, oder ein anderes Farbenmaterial in den Mund;

e) nehme während des Schlämmens und Reibens der Farben keine Speisen zu sich und reinige nach diesem Geschäfte Gesicht und Hände sogleich wieder sorgfältig;

f) endlich beschäftige man sich mit solcher Arbeit niemals nüchtern, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß der Körper im nüchternen Zustande empfänglicher und reizbarer ist.

In großen Farbefabriken hat man eigene Vorrichtungen erfunden, welche dazu dienen, die mit schädlichen Farbetheilen beladene Luft von den Athmungsorganen der Arbeiter abzuhalten und sie dahin zu

führen, wo sie auf Niemand nachtheilig wirken kann. Eine solche Einrichtung ist in unserer Staffirmalerei zc. Weimar, 1836. 8. Seite 132 zc. beschrieben.

§. 10.

Vom Versetzen oder Anmachen der geriebenen Mineralfarben.

Hierunter versteht man das Verfahren, einen zart genug geriebenen Farbestoff mit einer schicklichen Flüssigkeit so innig zu vereinigen, daß beide Substanzen nunmehr als ein Ganzes mit dem Pinsel, einer Bürste oder einem andern Instrumente auf irgend einen körperlichen Gegenstand gehörig aufgetragen werden können. Da man bei der Papierfärberei die Mineralfarben nur als Wasserfarben anwendet, so geschieht die Versetzung derselben kurz vor deren Gebrauche entweder mit Pergamentleim oder mit einem andern Leime, der die gehörige Consistenz hat, folglich nicht zu stark und nicht zu schwach ist. Die richtige Consistenz erkennt man, wenn die Farbe, auf den Nagel oder auf den Ballen der Hand gestrichen, sich nicht wegwischen läßt, ohne einen farbigen Fleck zu hinterlassen, und nicht abspringt, wenn sie trocken geworden ist.

Um die geriebene Farbe mit Leim zu versetzen, thue man jene in ein gut glasiertes irdenes, oder besser, porcellanenes Gefäß, dessen Größe sich nach der Menge Papier richtet, welches man zu färben gedenkt, und gieße, unter immerwährendem Umrühren mit einem weißen hölzernen Stabe, von dem zu ihrer Verdünnung erforderlichen warmen Leimwasser nach und nach so viel hinzu, bis die Farbe pinselgerecht ist und die gehörige Consistenz hat. Es gehört aber Erfahrung und Übung dazu, theils nicht mehr Farbe einzurühren, als man bedarf, theils der Farbe die hin-

längliche Consistenz zu geben. Ueber beides wird bei der Fabrication der verschiedenen einfarbigen und bunten Papiere besonders die Rede seyn; im Allgemeinen mache der Anfänger aber lieber zu viel, als zu wenig Farbe an, denn der Vocalton ist oft nicht so leicht wieder zu treffen, und wenn ja etwas Farbe übrig bleibt, läßt sie sich immer einige Zeit flüssig und gut erhalten, wenn man auf die übrig gebliebene Farbe, sobald sie sich gesetzt hat, Wasser gießt, welches sich bei fernerm Gebrauche leicht wieder trennen läßt. Die Consistenz der Farbe wird aber dadurch leicht verbessert, wenn man bei einem Ueberflusse reines Wasser, bei einem Mangel etwas starkgekochten Leim zusetzt.

§. 11.

Herstellung der flüssigen Farben aus vegetabilischen und thierischen färbenden Substanzen.

Die sogenannten flüssigen Farben werden dargestellt, wenn vegetabilische oder thierische Substanzen, welche ein Pigment in sich enthalten, mit Wasser gekocht, mit Alaun und Gummi versetzt und filtrirt werden. Sie sind folglich partielle Auflösungen färbender Stoffe aus Vegetabilien und einigen thierischen Substanzen, mittelst einer Flüssigkeit durch Absud oder Aufguß, und sie bleiben in ihrer flüssigen Gestalt, ohne sich zu Boden zu setzen.

Von vegetabilischen Substanzen benutzt man in der Papiersfärberei: das Brasilien-, Campesche-, Gelb- und Sandelholz, die Blüthen und das Holz der Acacie, die Curcuma, die Färberröthe, die Galläpfel, die Gelb- und Heidelbeeren, den Indig, die Quercitronrinde, die Scharle, den Waid, den Bau u. f.; von thierischen Substanzen: den Lack, den

Kermes, die Cochenille u. f., welche man im zweiten Capitel, soviel, als nöthig, beschrieben findet.

Um bei den Farbehölzern und Wurzeln den Zweck zu erreichen und den färbenden Stoff desto leichter zu erhalten, müssen die färbenden Substanzen, aus denen flüssige Farben bereitet werden sollen, gehörig zerkleinert werden, und dieses um so mehr, je fester und härter sie sind, damit der zu lösende Stoff dem Lösungsmittel möglichst viele Berührungspuncte darbiete; harte Hölzer werden daher fein geraaspelt, oder zu dünnen Spänen gehobelt, Wurzeln kleingeschnitten u. f. Hierauf wird die verkleinerte Substanz in einem schicklichen Gefäße, z. B., in einem kleinen kupfernen Kessel, oder in einem messingenen Topfe u. f. mit einer hinreichenden Menge kaltem Wasser über Nacht eingeweicht und dann damit ausgekocht. Dieses Auskochen muß sich immer nach der Beschaffenheit der abzukochenden Ingredienzien richten, und man sieht leicht ein, daß sehr feste und harte Körper einem längern Sieden unterworfen werden müssen, als weichere Substanzen, und folglich auch mehr Wasser dazu genommen werden muß. Das Kochen selbst muß durchaus nicht heftig, sondern langsam verrichtet werden, auch muß man Sorge tragen, daß die zu extrahirende Substanz beständig in der Flüssigkeit schwimme und daß sie mittelst eines weißen hölzernen Stabes öfters ungerührt werde, damit alle Theile vom Feuer gleichmäßig stark angegriffen werden. Kürzer gelangt man zum Ziele, wenn die vegetabilischen Ingredienzien anfangs nur mit wenig Wasser behandelt und mehr dem Dampfe ausgesetzt werden und erst später, wenn sich der Farbestoff gehörig aufgelöst hat, der erforderliche Zusatz von Wasser geschieht und dann erst die Auskochung bis zur rechten Consistenz fortgesetzt wird. Gewöhnlich ist ein Absud zur Ausziehung aller extractiven Bestandtheile nicht hinreichend, und

man muß nicht selten zwei und mehrere vornehmen, um alle färbende Stoffe zu erhalten. Man sondert daher die Farbebrühe von den ausgekochten Spänen oder Wurzeln mittelst des Durchsiehens ab und bedient sich dazu eines von geschältem Weidenholze geflochtenen Korbes, der nach unten zu eine zulaufende Gestalt hat, inwendig mit einem groben Leintuche belegt und über ein Gefäß, welches die Farbebrühe aufnimmt, aufgehängt wird. Die einmal abgekochten Späne oder Wurzeln werden sodann in das Gefäß zurückgebracht, mit der Hälfte Wasser übergossen und abermals gut ausgekocht, worauf man die Farbebrühe zu der vorigen siehet. Wenn sich dann kein Farbestoff mehr extrahiren läßt, so wird die gesammte Farbebrühe in weiten, flachen, offenen Gefäßen von Metall oder Porcellan, mit Zusatz von gepulvertem Alaun, um die Farben haltbarer zu machen, über gelindem Feuer, oder besser, im Wasserbade, unter beständigem Umrühren, bis zur rechten Consistenz abgedampft, worauf man das Gefäß vom Feuer abhebt, eine Nacht lang ruhig stehen läßt, dann die helle Flüssigkeit von dem entstandenen Bodensatz durch ein wollenes Tuch in ein reines Gefäß abgießt und den Rest durch dichte Tücher hinzufiltrirt, damit Alles durchaus helle sey. — Die flüssigen Farben haben aber zu wenig Körper, um hinlänglich decken zu können; man muß sie daher, so weit, als nöthig ist, mit Arabischem Gummi oder auch Stärke verdicken, ohne welches sie am Papiere nicht haften würden. Hierdurch wird ihnen zugleich das Durchsichtige benommen und die Eigenschaften der Körperfarben gegeben, denn man kann die flüssigen Farben in ihrem natürlichen, unveränderten Zustande bei der Papiersfärberei nicht gebrauchen. Wenn die Stärke auch nicht bei allen Sorten bunter Papiere angewendet wird, in Fällen, wo man nämlich flüssige, in Lacke umgeänderte Farben gebraucht;

so ist sie doch beim Kattun- und Tapetendrucke nothwendig, wo häufig die verschiedensten Farben aufeinander gesetzt werden und eine jede derselben die unter ihr befindliche vollkommen decken muß. Solche flüssige, in Lacke umgeänderte Farben, welche keine Stärke erfordern, erhält man, wenn der durchgeseihten kochenden Farbebrühe, außer einem Ueberschusse von Alaun, noch so viel Pottaschenauflösung beigemischt wird, als zur chemischen Zerlegung des Alauns gehört. Die Theorie dieses Verfahrens ist einfach, und das Resultat ist die durch das Pigment der Flüssigkeit gefärbte Thonerde des Alauns. Bei der Ausföhrung des Processes muß die Pottaschenlauge nur allmählig, d. h., portionenweise und unter Umrühren, zugefögt werden, damit durch das entstehende Aufbrausen kein Ueberlaufen erfolge. Der niedergefallene Lack wird durch Filtriren abgesondert; man gießt zu diesem Ende die Flüssigkeit auf ausgespannte, mit Löschpapier bedeckte Leinwand und bedient sich des zurückbleibenden Lackes wie einer Erdsfarbe. Hierher gehören: der gelbe Lack aus Curcuma, Gelbholz, Kreuzbeeren, Quercitronrinde oder Bau; der rothe Lack aus Krapp, Fernambukholz oder Cochenille; der blaue Lack aus Indigo, aus dem Lasursteine u. s. w. Vergl. Cap. 2. Nr. 69; ferner Nr. 101, 112, 10, 24, 3, 57, 68, 125, 137 u. a. m.

Aber nicht alle Substanzen, welche flüssige Farben geben, lassen sich auf einerlei Weise mit gleichem Vortheile behandeln; wir wollen daher die besondern Fälle, wo sich Abweichungen von der oben beschriebenen Operation nothwendig machen, namentlich an-
geben.

Mehrere Arten von Brasilienholz (Cap. 2. Nr. 19.) enthalten, neben der rothen, eine fahle oder braune Substanz; um die Ausföchung davon zu befreien, verföhrt man auf folgende Weise: Man extra-

hirt aus dem geraspelten Holze, entweder durch Kochen im Wasser, oder durch heißen Wasserdunst, alle färbende Substanz heraus und dampft die erhaltene Farbebrühe so weit ab, daß auf 1 Theil Holz nur 5 bis 6 Theile Flüssigkeit übrig bleibt. Nach 12 bis 18 Stunden rührt man unter diese erkaltete concentrirte Brühe 1 Theil abgerahmte Milch, kocht das Gemisch einige Minuten und gießt es dann in einen spitzigen Beutel von dichtem Flanell. Die fahle oder braune Substanz bleibt, mit der käsigen Masse verbunden, in dem Beutel, und die rothe fließt vollkommen gereinigt, ohne allen Verlust, in das untergesetzte Gefäß. Wenn man von dieser Tinctur Gebrauch machen will, so verdünnt man sie mit einer zureichenden Quantität reinem Wasser und wendet sie, unter Zusatz von Alaun und Gummi, wie die bloße Auskochung an. Auf eine andere Art wird das Brasilien- oder Fernambukholz, welches dem Papiere eine gesättigte Carmoisinfarbe ertheilt, wie nachstehend behandelt: Man wäscht das geraspelte und gesiebte Fernambukholz in Flußwasser so lange, bis das Wasser mit einer blassen rosenrothen Farbe abläuft. Dann trocknet man es, bringt es in einen Topf, übergießt es bis zu völliger Bedeckung mit Weinessig, läßt es eine Nacht stehen, bringt es hernach mit dem Topfe auf ein Kohlenfeuer, bedeckt den Topf mit Fließpapier, läßt es so lange kochen, bis die Brühe eine gesättigte gelbrothe Farbe angenommen hat, und filtrirt die Flüssigkeit durch ein Stück Leinwand. Unter diese Farbenbrühe mischt man soviel gesättigtes Alaunwasser, bis die verlangte rothe Farbe herauskommt, nimmt aber lieber zu wenig, als zu viel Alaunwasser, weil die Farbe auf dem Papiere sonst in's Bläuliche spielen würde. Einige Proben werden am Besten belehren. — Die Herren Spörlin und Rahn zu Wien wenden ein anderes, aber schwierigeres, Verfahren an,

um aus den gemeinen Sorten des Brasilienholzes ein eben so schönes Pigment zu erhalten, als sonst nur das eigentliche Fernambukholz liefert. Es beruht auf dem bekannten Grundsatz: die Pigmente mit Kali auszuziehen. Sie kochen das Brasilienholz mit Wasser und einem Zusatze von Kalk aus und schlagen den Kalk mit verdünnter Schwefelsäure als einen Gyps aus der Farbeflüssigkeit nieder. Dieses Verfahren erfordert aber schon einen geübten Arbeiter.

Das Gelbholz (Cap. 2. Nr. 44.) giebt dem Wasser, wenn man es stark kocht, eine röthlichgelbe Farbe; verdünnt man die Auskochung mit Wasser, so wird sie orangegelb. Die Säuren bewirken darin einen leichten grünlichgelben Niederschlag; die Alkalien und das Kochsalz geben derselben eine dunkle, röthlichgelbe Farbe; der Alaun und der Weinstein wirken auf sie beinahe ebenso, wie die Säuren und machen die gelbe Farbe heller; die Zinnauflösung bringt darin einen schönen gelben Niederschlag hervor. Stärker, lebhafter und schöner soll die Farbe des Gelbholzes ausfallen, wenn man mit demselben etwas Abgang von alaugahrem Leder oder starkem Leim kocht.

Das rothe Sandelholz (Cap. 2. Nr. 108.) theilt dem Wasser nur sehr wenig färbende Substanz mit, wenn man es auch noch so lange darin kocht. Um diese Substanz, welche man die Santaline nennt, zu erhalten, behandelt man das zu einem feinen Pulver gemahlene Holz mit starkem Weingeiste, worin sich dieselbe auflöst und dunstet die Auflösung zur Trockne ab; der Rückstand ist die reine Santaline, welche im kochenden Wasser wenig, in der Pottaschenlauge, im Alkohol, in der Essigsäure, in der Soda u. s. f. sehr löslich ist. Wenn man sich daher schicklicher Auflösungsmittel, wie der Alkalien und vornehmlich des Alkohols, bedient, so kann man den rothen Sandel zum Färben nützlich gebrauchen.

Der Saflor enthält zwei färbende Substanzen: eine gelbe, welche im Wasser auflöslich ist und in der Färberei keinen besondern Nutzen hat, und eine rothe, welche sich nicht in Wasser und Alkohol, wohl aber in reiner und kohlensaurem Pottasche und Soda auflöst und zuerst eine gelbliche Farbe giebt, die man durch jede Säure, vornehmlich aber durch vegetabilische Säuren, in das schönste Rosenroth verwandeln kann. Wie die rothfärbende Substanz des Saflors gewonnen wird, ist bereits oben Cap. 2. Nr. 102. umständlich angegeben worden.

Die Curcuma (Cap. 2. Nr. 30.) enthält eine beträchtliche Menge gelb färbender, und eine geringe braun färbender Substanz, welche man durch Alkohol und Aether voneinander scheiden kann. Wenn kaltes Wasser 24 Stunden auf der gepulverten Wurzel gestanden hat, so hat es eine bräunlichgelbe Farbe angenommen. Kochendes Wasser wirkt weit stärker darauf, und die Auskochung ist klebrig, in Folge des in der Wurzel enthaltenen Gummi's. Die gelb färbende Substanz verbindet sich sehr leicht mit den Alkalien und wird dadurch im Wasser sehr auflöslich. Die alkalische Auflösung hat eine bräunlichrothe Farbe, und die färbende Substanz fällt ohne Veränderung zu Boden, wenn man die Alkalien mit schwachen Säuren verbindet.

Der Indig (Cap. 2. Nr. 57.) muß zum Färben des Papiers vorher mit Schwefelsäure aufgelöst und nachher mit Wasser behandelt werden; aber das Verhältniß der beiden ersten Bestandtheile wird sehr verschieden angegeben, welches wohl größtentheils davon herkommt, daß sowohl der Indig, als auch die Schwefelsäure von sehr abweichender Qualität angetroffen wird. Man bediene sich des Indigs von Guatimala (Cap. 2. Nr. 57), der aus Neuspanien (Mexico) zu uns gebracht wird, und ei-

ner Schwefelsäure (Cap. 2. Nr. 116.), die durch-
 aus nicht mit Wasser verdünnt ist, weil sonst die
 Auflösung langsam und unvollkommen von Statten
 geht. Die Sächsishe oder Nordhäuser Schwefelsäure,
 welche sehr stark ist, verdient den Vorzug vor der
 Englischen. Das Verfahren, den Indig aufzulösen,
 ist folgendes: man gieße 4 Theile oder 1 Pfund con-
 centrirte rauchende Schwefelsäure in eine Schale von
 Porcellan oder Glas, nehme 1 Theil oder 8 Loth
 guten Indig, pülvere solchen recht fein, thue ihn in
 kleinen Portionen nach und nach in die Schwefel-
 säure, rühre beides mit einem Stängel von Glas oder
 einem thönernen Pfeifenstiele fleißig und so lange
 um, bis sich Alles aufgelöst hat, und lasse die Flüs-
 sigkeit eine Zeitlang, ungefähr 24 Stunden, mit einem
 Brete bedeckt, ruhig stehen, damit die Indigauflösung,
 wie man zu sagen pflegt, die gehörige Gare oder
 Reife erhält. Es muß diese Arbeit aber mit großer
 Vorsicht und ohne Uebereilung geschehen, weil der In-
 dig sonst aufbraust und durch die zu große Erhitzung
 verdirbt; auch thut man wohl, das Gefäß mit dem
 Vitriolöl zur Vorsorge in eine große leere Schüssel
 zu stellen, um das etwa Ueberlaufende aufzufangen,
 und während der Operation das Gesicht, der aufstei-
 genden Dämpfe wegen, etwas entfernt zu halten. Da
 das Vitriolöl das Papier bei'm Färben mürbe ma-
 chen oder wohl auch durchfressen würde, so ist es nö-
 thig, die Indigauflösung auszusüßen, damit die Säure
 wieder aus der Farbe hinwegkomme. Zu dem Ende
 rühre man die breiähnliche Masse in dem Gefäße
 tüchtig um, thue solche in ein leeres Ankerfäßchen,
 fülle es zum vierten oder halben Theile mit Wasser
 an und mische alle 4 bis 6 Stunden eine Hand voll
 fein gepülverte Kreide hinzu, bis kein Aufbrausen mehr
 stattfindet, welches anzeigt, daß die Kreide die Schwe-
 felsäure eingeschluckt hat. In der Zwischenzeit darf

man aber nicht vergessen, die Mischung öfters umzurühren, damit jedes Stäubchen Kreide seine Wirkung thun könne. Erfolgt durch den Zusatz von Kreide kein Aufbrausen mehr, so verdünne man die Farbe, nach dem Grade der erforderlichen Stärke, nochmals mit Wasser, rühre Alles gut um und lasse es 24 Stunden oder länger stehen, bis sich die Kreide fest zu Grund gesetzt hat. Das obenauffstehende blaue Wasser ist nun die Farbe, welche man zum Färben des Papiers, unter Zusatz von Gummi und, nach Beschaffenheit der Umstände, auch mit Stärke verdickt, anwendet. Will man aber eine solche verdünnte Indigauflösung zum spätern Gebrauche aufheben, so füllt man sie auf Flaschen und stellt solche, wohl verstopft, an einen kühlen Ort. Auf den im Fasse zurückgebliebenen Bodensatz gießt man noch ein- oder zweimal kaltes Wasser, rührt Beides gut um, läßt die Kreide sich gehörig setzen, gießt hernach die blaue Brühe ebenfalls in Flaschen ab, die man gut verkorkt, und verbraucht diese mehr verdünnte Indigauflösung entweder als himmelblaue Farbe, oder statt des Wassers bei einer neu anzusetzenden Farbe. — Auf eine andere Art löst man 8 Loth zart gepulverten feinen Indig in 32 Loth rauchender Schwefelsäure auf vorbeschriebene Weise gehörig auf, versetzt die Auflösung mit 16 Pfund Wasser, erwärmt sie nachher bis zum Sieden und legt dann weiße wollene Lappen hinein, welche während eines Zeitraums von 24 Stunden allen blaufärbenden Stoff in sich ziehen und eine schmutziggraue Farbebrühe zurücklassen. Hierauf wäscht man die blau gefärbten Lappen so oft mit kaltem Regenwasser aus, bis solches völlig klar davon abfließt, übergießt sodann die Lappen mit 8 Pfund Wasser, worin 8 Loth Pottasche aufgelöst ist, und erhitzt Alles bis zum Sieden, da sich dann die blaue Farbe auflöst und die Lappen ungefärbt zurückblei-

ben. Bei'm Gebrauche wird die erhaltene blaue Tinctur mit Alaun und Gummi auf bekannte Weise behandelt.

Die Kreuzbeeren (Cap. 2, Nr. 4. und 42.) zerquetscht man, kocht sie $\frac{1}{2}$ Stunde lang mit Weinessig, setzt Alaun hinzu und filtrirt die Brühe.

Die Acacienblumen (Cap. 2, Nr. 1.) trocknet man über gelindem Kohlenfeuer in einer kupfernen Pfanne, kocht sie mit Wasser, filtrirt sie und mischt unter die Brühe auf 12 Theile Blumen 1 Theil Alaun und 2 Theile gepulverte und calcinirte Austerschalen.

Der Drlean oder Ropou (Cap. 2, Nr. 91.) löst sich leicht in kochendem Wasser auf, und die Auflösung hat eine gelblichrothe Farbe. Die Alkalien befördern die Auflösung und färben die mit reinem Wasser bereitete hellorange gelb; die Säuren machen sie dunkelgelb; der Alaun und die Zinnauflösung citronengelb. Gewöhnlich wird der Drlean mit $\frac{3}{4}$ seines Gewichts guter Pottasche eine Viertelstunde lang in Wasser gekocht.

Die Quercitronrinde (Cap. 2, Nr. 100.) wird, nachdem die äußere Haut, die eine bräunliche Farbe giebt, abgezogen worden, zu Pulver gestoßen und kurze Zeit mit Wasser gekocht. Die Säuren machen die Auskochung heller, die Alkalien und der Alaun dunkler, die Zinnauflösung lebhaft gelb u. f.

Der Bau (Cap. 2, Nr. 133.) wird so lange im Wasser gekocht, bis solcher zu Boden fällt. Durch Alkalien wird die Auskochung dunkelgelb, durch Alaun blaß, durch Zinnauflösung hellgelb u. f.

Der Lack in Körnern, zu Pulver gestoßen, giebt eine sehr rothe Tinctur; der Lacklack und Lackdye oder Färberlack (Cap. 2, Nr. 71.) kann nur dann mit Wasser in Anwendung kommen, wenn man das Harz zuerst durch Schwefelsäure oder Alcohol

absondert und dann die Wirkung des Wassers durch ein Alkali unterstützt. Deshalb pulvert man den Lacklack, beneht ihn mit 2 Drittheilen seines Gewichts Wasser, gießt dann auf 1 Pfund feuchtes Pulver 8 Loth Schwefelsäure und rührt Beides mit einem gläsernen oder bleiernen Stabe untereinander. Das Gemisch läßt man nun im Sommer 24, und im Winter 48 Stunden ruhig stehen, gießt hernach kochendes Wasser darauf, rührt die Materien durcheinander und zieht, nach Verlauf von 24 Stunden, die klare gefärbte Flüssigkeit davon ab. Auf den Rückstand gießt man wieder, nach Verhältniß, kochendes Wasser und zieht die gefärbte Flüssigkeit, wie das erste Mal, davon ab. Vermischt man einen kleinen Theil des Rückstandes mit der Hälfte seines Gewichts kohlenstoffsaurer, in wenig Wasser aufgelöster Soda, und zeigt das Gemisch noch rothe Farbe, so rührt man wieder etwas Schwefelsäure darunter und wäscht es, nach 12stündiger Ruhe, ebenso, wie vorher, mit kochendem Wasser aus. Hierauf gießt man alle gefärbte Flüssigkeit in ein Gefäß zusammen, schüttet soviel feingepulverten lebendigen Kalk hinzu, als man Schwefelsäure genommen hat, und rührt die Materien wohl durcheinander. Diese Quantität Kalk ist hinreichend, sich mit Schwefelsäure zu verbinden und einen Niederschlag zu geben, in welchem nicht das geringste Theilchen von der färbenden Substanz enthalten ist. Endlich wird die klare Farbetrübe mit Vorsicht abgegossen und mit einem Bindemittel versehen.

Die Cochenille (Cap. 2, Nr. 62.) enthält einen rothen Farbestoff, der sich durch siedendes Wasser ausziehen läßt. Die Farbe der wässerigen Auflösung spielt ein Wenig in das Carmoisin, welche durch die Säuren erhöht und durch Alkalien in ein Violett verwandelt wird. Wenn man eine schöne hochrothe Farbe erhalten will, so muß in der oxydirten salzsäuren

Zinnauflösung, welche zu dieser Färbung angewendet wird, das Zinn im höchsten Grade oxydirt seyn. Man darf auch keinen Alaun dabei anwenden, weil dieser die Farbe jederzeit in das Carmoisin zieht, was auch die reinen Alkalien und die erdigen Salze thun. Will man also Carmoisin färben, so darf man der Farberbrühe nur Alaun zusetzen, oder die Cochenille in einer Alaunauflösung kochen; dann muß man aber die Quantität des oxydirt salzsauren Zinns verringern, oder solches ganz weglassen, weil es der Wirkung des Alauns widersteht. — Nur selten wird die Cochenille, wegen ihrer Kostbarkeit, bei der Papiersfärberei angewendet.

§. 12.

Allgemeine Regeln, welche bei dem Auftrage der Farben zu beobachten sind.

a) Zum Anstreichen der Mineral- oder Körperfarben bediene man sich jedesmal der Bürsten mit weichen Borsten, welche in mehrfacher Hinsicht den Pinseln vorzuziehen sind (vergl. Cap. 1, Nr. 16.); zu flüssigen Farben hingegen eines Waschschwammes, oder einer sehr weichen, langhaarigen Bürste. Im Allgemeinen dürfen diese Instrumente nicht zu klein seyn, damit die Arbeit nicht aufgehalten werde. Nach dem Gebrauche müssen sowohl diese, als jene, sogleich wieder mit warmem Wasser ausgewaschen werden.

b) Bei dem Gebrauche rühre man nie mehr Farbe ein, als eben zum Anstreichen auf einen Tag nöthig ist, doch auch nicht zu wenig, damit keine zweierlei Farbe entstehe. Setzt man aber mehr Farbe an, als man braucht, so entstehen zwei Nachteile: erstlich verliert die Farbe an Schönheit und Güte, wenn sie lange steht, weil sich Staub ansetzt und die Luft und das Licht die Lebhaftigkeit, vorzüglich bei

grünen Farben, mindern; zweitens hält es bei eingetrockneten Wasserfarben, die wieder verdünnt werden sollen, schwer, mit Zuverlässigkeit den erforderlichen Grad neuen Bindestoffs zu bestimmen. Hat man jedoch zuviel Mineralsfarbe eingerührt, so wird sich solche besser halten, wenn man sie, nachdem sie geronnen ist, mit frischem Wasser übergießt, welches verhindert, daß sich auf der Oberfläche eine Leimhaut ansetzen kann. Später, wenn man die Farbe anwenden will, wird das aufstehende Wasser abgegossen und dafür ein mit Leim versetztes Wasser eingerührt.

c) Das Einrühren der abgeriebenen Mineralsfarben geschieht, wie schon bei dem Versetzen gesagt worden ist, in reinen Gefäßen von Porcellan, Fayence oder Steinzeug, welche sich gut reinigen lassen, und man vermischt die Farbe mit soviel Flüssigkeit, bis diese, in Folge einer Probe auf Papier, genug deckt, rührt auch, während des Anstreichens, die verdünnte Mineralsfarbe im Napfe oft um, damit solche eine gleiche Couleur behalte; doch darf dieses Umrühren nicht mit dem Anstreichpinsel, sondern muß mit einem besondern Pinsel oder hölzernen Stabe geschehen. Damit aber beim Einrühren oder Anmachen der gehörig geriebenen Farbe nicht die geringste Unreinigkeit, welche sich etwa im Leimwasser befinden könnte, Nachtheile zu stiften vermag, so muß man es noch lauwarm entweder durch ein dichtes Tuch laufen lassen, oder die damit versetzte Farbe, mittelst eines kleinen Pinsels, durch ein enges Haarsieb schlagen.

d) Man trage die Farbe nicht ängstlich und langsam, sondern mit dreiften, langen und stets nach einerlei Richtung gehenden Pinselzügen auf, damit der Anstrich überall gleich und einsörmig werde. Deshalb nehme man die Bürste oder den Pinsel auch niemals zu voll, sondern streiche ihn jedesmal am Rande des Gefäßes, soviel, als nöthig ist, ab. Ohne diese Vor-

sicht würde man die Farbe zu dick auftragen, welches verhindert, daß sie bald und gleichförmig genug trocknen kann.

e) Man schreite niemals früher zu einem zweiten Anstriche, bevor der erste vollkommen trocken ist, weil man sonst die Arbeit verderben würde, und gebe dem letzten Aufstrage besonders eine so dünne und gleichförmige Haltung, als möglich.

f) Der Ort, wo angestrichen werden soll, muß sehr reinlich und soviel, als thunlich, vor allem Staube gesichert seyn; denn die Farben, so lange solche noch nicht trocken und hart sind, halten den Staub fest, der auf keine Weise, wenn er mit eintrocknet, wieder fortzuschaffen ist. Ein angefeuchteter Fußboden sichert sehr gegen das Emporsteigen des Staubes; auch muß man die Thüren und Fenster während des Anstreichens und Trocknens zugeschlossen halten, weil ein Luftzug den Staub in Bewegung setzt. Der beste Ort zum Anstreichen ist ein ruhiges, der Erschütterung nicht unterworfenen Zimmer, so geräumig, als es für das Geschäft erfordert wird, mit einem gut heizenden, nicht rauchenden Ofen zur Erwärmung, und hinlänglich großen, genau schließenden Fenstern versehen, welche im Stande sind, hinlängliches Licht für den Arbeiter einzulassen.

g) Die Farben werden, in der Regel, lauwarm aufgestrichen, und damit sie während des Verbrauchs gehörig warm bleiben, so setzt man den Farbennapf in heißen Sand, welcher eine gleiche Wärme zu erhalten im Stande ist; außerdem muß man im Winter für eine solche Temperatur sorgen, daß der Leim nicht friere, weil sonst alle Bindkraft verloren geht.

Viertes Capitel.

Die Fabrication der einfarbigen Papiere.

Einfarbige Papiere nennt man solche Papiere, deren Oberfläche vom Papierfärber, entweder auf einer Seite, oder auf beiden Seiten, mit irgend einer Farbe dauerhaft und gleichförmig bedeckt worden ist. Jene heißen einfach gefärbte Papiere, diese zweifach oder doppelt gefärbte, auch gefärbte Postpapiere. In diesem Capitel ist nur von solchen gefärbten Papieren die Rede, welche auf einer Seite, entweder durch den Anstrich mittelst einer geeigneten Bürste, oder eines Pinsels oder Schwammes, oder durch das Auflegen auf eine flüssige Farbebrühe, mittelst des Abzugs, irgend eine Farbe erhalten haben.

Die einfach gefärbten Papiere zerfallen:

1) in ordinäre einfarbige oder sogenannte Sandpapiere, die entweder eine matte Oberfläche behalten, oder durch das Glätten und Pressen nur einen gewöhnlichen ordinären Glanz bekommen;

2) in extraordinäre einfarbige, die eine sehr glänzende Oberfläche erhalten und daher vorzugsweise Glanzpapiere, auch Atlas- oder Satinetpapiere genannt werden.

1) Ordinäre einfarbige oder sogenannte Sandpapiere.

Die Fabrication der ordinären einfarbigen Papiere ist sehr einfach. Man streicht irgend eine schöne, in Wasser aufgelöste oder mit Wasser sehr abgeriebene und mit einem Bindemittel versetzte Farbe auf das Papier, oder man zieht es auf

einer flüssigen Farbebrühe ab, trocknet, glättet und preßt es.

Die einzelnen Gegenstände, welche hierbei in Betrachtung und Anwendung kommen, sind:

a) Das Papier, dessen Wahl und Behandlung vor dem Färben;

b) die Farben, deren man sich zum Anstreichen oder Abziehen des zugerichteten Papiers bedient;

c) die Art und Weise, die Farben auf die eine oder andere Methode dem Papiere dauerhaft und gleichförmig mitzutheilen, und

d) das Trocknen, Glätten und Pressen der gefärbten Papiere.

a) Vom rohen Papiere, dessen Wahl und Behandlung vor dem Färben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das rohe Material, wie es aus der Papiermühle zum Handel kommt, bei der Papierfärberei von großem Einflusse ist, und daß man nicht jede Sorte gleich gut, und auch diese nur unter Voraussetzung besonderer Eigenschaften, dazu gebrauchen kann; denn auch das Papier ist, wie jede Sache, gewissen Fehlern und Mängeln unterworfen.

Ein Papier, welches zum Färben mit Vortheil angewendet werden soll, muß weiß, rein, fest, glatt und ohne Wolken, weder zu dick, noch zu dünn, gleichförmig stark, unbeschädigt und nicht allein gehörig, sondern auch gleichförmig, geleimt seyn. Vergl. Cap. 2, Nr. 93. Ein graues Papier wird niemals die Farben so schön darstellen, wie ein weißes; ein ungleichförmiges wird an den leichtern Stellen die nas- sen Farben leicht durchschlagen lassen, wodurch eine ungleich gefärbte Oberfläche entsteht; ein ungleich geleimtes wird die Farbe mehr oder weniger einsaugen

und einen gleichen Nachtheil bewirken. Nicht selten enthalten die geleimten auch viel Alaun, Kalk, oder Erden und Salze, wodurch die Farben verändert werden. Noth, z. B., wird auf solchem Papiere, wegen des Kalks und Alauns, leicht carmoisin u. f. Es würde daher ein weißes, gehörig starkes, ungeleimtes Papier vor Allem den Vorzug haben, wenn das Feinmen oder sogenannte Planiren für den Papierfärber nicht mit so viel Aufwand und Zeitverlust verbunden wäre. Wie ein ungeleimtes oder schlecht geleimtes Papier, welches beides zum Färben ganz unbrauchbar ist, planirt wird, haben wir in unserer Buchbinderkunst 2c. vierte Aufl. Seite 172 umständlich angegeben und wird, der Kürze wegen, dahin verwiesen. Um ein geleimtes Papier, welches viel Kalk und Alaun enthält, zu verbessern und für die Färberei geschickter zu machen, legt man es in reines Flußwasser, nimmt es nach einiger Zeit wieder heraus, bringt es dann 24 Stunden lang in ein Bad, das aus 200 Theilen Wasser und 1 bis 2 Theilen Schwefelsäure besteht, läßt es abtropfen, legt es wieder einige Zeit in reines Wasser, trocknet und preßt es. Natürlich ist mit dieser Operation ebenfalls viel Zeitverlust verbunden, und sie kann nur bei feinen Papieren zur Feinfärberei angewendet werden; hingegen zu ordinären einsfarbigen Papieren kann sich der Papierfärber, da der Preis der gefärbten Papiere gering ist, mit dieser Zurichtung nicht befassen, und er muß entweder ein geleimtes Papier, wie es ist, gebrauchen, oder ein ungeleimtes, welches stark genug ist, eigens bestellen und fertigen lassen. Natürlich müssen in diesem Falle die Farben auch mehr Bindestoff erhalten. Endlich lasse sich kein Fabricant bunter Papiere einfallen, ein in Papiermühlen gefärbtes Papier anwenden und nochmals färben zu wollen; denn es werden zu solchem gewöhnlich nur schlechte, fleckige und farbige

Pumpen genommen, und wenn auch das Ganzzeug besonders gefärbt wird, so nehmen die daraufgetragenen anderweiten Farben fast niemals eine gleichförmige Tinte an, sondern erscheinen meistens in verschiedenen Nuancen, je nachdem der Grund mehr oder weniger Farbe einsaugt, nicht zu gedenken, daß man ein zweifach oder doppelt gefärbtes Papier erhält.

Was die Behandlung des Papiers vor der Färbung anbelangt, so ist es durchaus nothwendig, daß solches, welches man entweder auf der Farbebrühe abziehen, oder marmoriren, oder bedrucken will, vorher mit reinem Wasser geseuchtet wird, damit sich die Farben gut und gleichförmig einziehen und auslegen, welches bei diesen Arten von Färbungen auf trockenem Papiere nur unvollständig geschehen würde. Dieses Papierseuchten geschieht auf dieselbe Art, wie die Buchdrucker ihre Papiere anfeuchten, und wir wollen hier deren Methode, ein für allemal, mit der nöthigen Ausführlichkeit beschreiben. — Ordinäres Schreibpapier wird zu 8 bis 12 Bogen, und starkes dergleichen zu 6 Bogen geseuchtet, d. h., in so starke Lagen gelegt und durch eine Mulde voll reines Wasser gezogen. Ist das Papier sehr stark, so zieht man jede Lage Papier einigemal in der Mulde hin und her, damit sich das Wasser besser einziehe. Feine, dünne Papiere, z. B., Postpapier u. f., werden etwa nur ein Buch um das andere durchgezogen, also zwischen jedes geseuchtetes Buch Papier ein Buch trockenes gelegt. Ist das Papier stark und hart, so besprengt man das trockene Buch noch mit einer Hand voll Wasser, oder man zieht das zweite Buch gleichfalls, aber sehr rasch, durch das Wasser. Schreibpapiere, welche wenig Leim haben, und sogenannte halbgeleimte Papiere müssen weniger Wasser bekommen, und es ist bei den halbgeleimten schon genug, wenn jedes Buch, und bei ganz ungeleimten, wenn

ein Buch um das andere durch das Wasser gezogen wird. — Will man einen Haufen Papier feuchten, so wird auf das Feuchtbret zuerst ein Bogen reines, großes Maculatur gelegt, damit das geseuchtete Papier nicht schmutzig werde, und dann ein ganzes oder halbes Buch, je nachdem das Papier es erfordert, durch das Wasser gezogen und auf den Maculaturbogen gelegt, hierauf das zweite Buch durchgezogen oder trocken, gleichfalls nach den Umständen, etwas zurück daraufgelegt und so fortgeföhren, bis der ganze Haufen geseuchtet ist. Das letzte ganze oder halbe Buch wird jedesmal durchgezogen, auf den Haufen wieder ein reiner Maculaturbogen gelegt, derselbe mit einem Feuchtbrete bedeckt, nach Verlauf von 2 Stunden mit einem schweren Steine oder Gewichte beschwert und das Papier an einen Ort gesetzt, wo es im Sommer kühl und im Winter so temperirt steht, daß es nicht friert. Damit jedoch in die Mitte der Lagen Papier, welche man durchzieht, kein Wasser hineinlaufe, so wird jede Lage Papier zwischen sogenannten Feuchtspänen, womit sie an der rechten Seite zusammengehalten wird, geseuchtet. Nachdem der geseuchtete Papierhaufen etwa 16 bis 24 Stunden unter dem Gewichte gestanden hat, wird das Papier auf folgende Art umgeschlagen: Man setzt den Haufen Papier vor sich hin an einen hellen Ort, um das Papier genau besehen zu können, nimmt das obere Feuchtbret mit dem Maculaturbogen ab und legt es sich zur Seite, theilt nun die erste Lage in zwei Hälften, schlägt die obere Hälfte von der Linken zur Rechten hinüber auf das leere Feuchtbret, streicht alle Falzen behutsam aus dem Papiere und legt die etwa ungleich liegenden Bogen accurat aufeinander; die andere Hälfte der Lage legt man, nachdem auch darin alle Falzen ausgestrichen sind, auf die erste Hälfte einen Finger breit weiter zurück, und so, daß die vor-

her in der Mitte gelegene Seite jetzt obenauf liegt, wodurch die nassen Stellen der einen Hälfte der Lage auf die trockenen Stellen der andern kommen. Auf diese Art wird fortgefahren, bis der ganze Haufen umschlagen ist. Findet der Feuchter beim Umschlagen des Papiers zu trockene Stellen, wo er keine feuchte Lage hinlegen kann, so muß er dieselben mit einem nassen Schwamme beträufeln oder mit einem großen Pinsel besprengen, damit alles im Haufen gleich feucht werde. Nachdem der umgeschlagene Haufen, wie bei dem Feuchten, gehörig zugedeckt und mit Steinen oder Gewichten beschwert ist, wird er bis zum Färben wieder an seinen Ort gesetzt. Ein Haufen geseuchtetes Papier darf, besonders im Sommer, nicht zu lange stehen, wenn er nicht anlaufen oder Flecke bekommen soll, welches geschieht, wenn der im Schreibpapiere befindliche Leim in Fäulniß geräth. Oft muß man das Papier, um es durchaus gleich feucht zu bekommen, zweimal umschlagen, welches nicht selten bei dicken, sehr fest geleimten und harten Papieren der Fall ist. Hat aber der Feuchter einen Papierhaufen zu naß geseuchtet, so muß er zwischen jede geseuchtete Lage ein halbes Buch trockenes Papier legen, damit sich die überflüssige Nässe in letzteres einziehe. — Auf eine andere Art geschieht das Feuchten mit einem großen, weichen, mehr oder weniger nassen, Schwamme, womit man jeden Papierbogen einzeln überfährt und zuletzt die ganze angefeuchtete Papiermasse auf angegebene Weise gehörig beschwert. Papiere hingegen, auf denen die Farbe entweder mit der Bürste oder dem Pinsel aufgetragen wird, dürfen nicht geseuchtet werden, denn die feuchte und dadurch weich gewordene Oberfläche würde durch die unvermeidliche Reibung wollig werden, oder auf andere Weise Schaden nehmen, wo nicht hier oder dort zerreißen.

b) Von den Farben, deren man sich zum Anstreichen und Abziehen bei der Fabrication der ordinären einsfarbigen Papiere bedient.

In dem zweiten Capitel sind zwar die färbenden Stoffe, welche man bei der Fabrication farbiger und bunter Papiere gebrauchen kann, alphabetisch angegeben worden, und das dritte Capitel hat von der Zubereitung und Behandlung der Farben und Farbestoffe im Allgemeinen gehandelt; hier ist nun von den Farben und deren Verhältnisse insbesondere die Rede, welche bei Fabrication der ordinären einsfarbigen Papiere in Anwendung kommen.

Wie früher schon erörtert worden ist, werden bei der gesammten Papierfärberei nicht allein Mineral- und Körperfarben, sondern auch sogenannte flüssige Farben gebraucht; es ist daher nöthig, nicht allein jene, sondern auch diese, wiesern sie sich zur Darstellung der ordinären einsfarbigen Papiere eignen, nach ihren verschiedenen Erscheinungen, einzeln anzugeben, und wir wollen zuerst der Körper- und Mineralfarben, welche, in der Regel, mit einer weichen Bürste, seltener mit dem Pinsel aufgetragen werden, und dann der sogenannten flüssigen Farben, welche man entweder mit einem Schwamme anzustreichen, oder mittelst des Auflegens auf die Farbebrühe dem Papiere mitzutheilen pflegt, gedenken.

a) Mineral- und Körperfarben.

Diese werden, wie bekannt, zuerst mit reinem Wasser, oder auch in manchen Fällen mit Brauntwein, recht fein gerieben, worauf man sie über Nacht in einem gut glasurten Napfe ruhig stehen läßt, am andern Tage das abgesonderte Wasser, als unbrauch-

bar, von der zu Grund gesetzten Farbe abgießt und diese dann mit einem Leimwasser, wozu man gewöhnlich guten Tischlerleim nimmt, versetzt oder anmacht; aber die Quantität des Leimes läßt sich nicht für alle Fälle genau bestimmen, weil, außer der verschiedenen Güte desselben, auch viel von der Beschaffenheit des Papiers, welches man anwendet, abhängt, denn eine Sorte ist fester und besser, die andere weicher und schlechter geleimt u. f. Im Allgemeinen ist auf 1 Pfund Flüssigkeit 3 Loth Leim, und zu einem Ries Papier von gewöhnlichem Formate, um solches einmal zu überfärben, wenigstens 4 Preussische Quart oder 10 Pfund Eöln. Flüssigkeit erforderlich, worin 1 Pfd. Leim enthalten ist. Da jedoch die ordinären einfarbigen oder sogenannten Sandpapiere oft zweimal mit Farbe angestrichen werden, damit ihre Oberfläche um so besser bedeckt sey, so hat man bei Anstellung der Farben hierauf Rücksicht zu nehmen, doch erfordert der zweite Farbenauftrag, wenn solcher nothwendig ist, weniger Flüssigkeit, als der erste, weil der Papierkörper jetzt nicht soviel einsaugt, und es dürften daher auf 1 Ries Papier zum doppelten Anstriche 6 Preussische Quart, à $2\frac{1}{2}$ Pfd., oder 15 Pfd. Flüssigkeit ausreichend seyn, und nach diesem Verhältnisse wollen wir nunmehr für die verschiedenen Hauptfarben mit ihren vornehmsten Nuancen die besten Vorschriften und Recepte mittheilen, wobei in der practischen Anwendung, nach Rücksicht der besondern Umstände, wenn, z. B., ein Papier das gewöhnliche Format sehr überschreitet, oder eine Farbe mehr, wie die andere, Flüssigkeit einsaugt und Leim verlangt, sich leicht ein größeres Quantum ausmitteln läßt, und es wird dabei, wie stets, ohne Ausnahme, vorausgesetzt, daß die Farbe auf das Feinste gerieben worden ist, denn nur in dieser Beschaffenheit wird man ausreichen und die gehörige Deckung erzielen. Endlich ist

noch zu bemerken, daß 10 Pfd. Flüssigkeit einen einmaligen und 16 Pfd. dergleichen einen zweimaligen Anstrich bewirken soll.

Rothe Anstrichfarben.

Dunkelroth.

4	Pfund	Carmoisinlack,	} zu 1 Ries Papier und zweimaligem Anstriche.
1	—	Leim,	
16	—	Flüssigkeit,	

Mittelroth.

1½	Pfund	Carmoisinlack,	} zu 1 Ries Papier.
3	—	Bleiweiß,	
1	—	Leim,	
16	—	Flüssigkeit,	

Dranger oder Feuerroth.

6	Pfund	Mennige,	} zu 1 Ries Papier.
1	—	Leim,	
16	—	Flüssigkeit,	

Drangeroth auf andere Art.

6	Pfund	gute türkische Mennige,
2	—	ordinäres helles Chromgelb,
½	—	Pergamentspäne,
14	—	Wasser.

Rosenroth.

4	Pfund	Bleiweiß,	} zu 1 Ries Papier.
¾	—	Carmoisinlack,	
1	—	Leim,	
16	—	Flüssigkeit,	

Der feine Zinnober giebt zwar ein viel schöneres Roth, wie die Mennige, und man reibt, schlämmt

und versetzt ihn mit einer dünnen Auflösung von Gummi; allein zu ordinären einfarbigen Papieren wendet man ihn, wegen seines hohen Preises, nicht an, sondern bedient sich der Mennige, die aber nicht so lange geliebt werden darf, weil sie sonst blaß wird. Andere rothe Körperfarben sind: der rothe Ocher, das Berlinerroth, der Kugellack, das Braunroth u. a. m.

Gelbe Anstrichfarben.

Schön Hochgelb.

- | | |
|--------------------|---------------------|
| 2 Pfund Chromgelb, | } zu 1 Ries Papier. |
| 1 — Leim, | |
| 16 — Flüssigkeit, | |

Das Chromgelb gehört unter die theuren Farben und wird nur in besonderen Fällen angewendet. Man kann es mit bloßer Milch als Bindungs- und Verdünnungsmittel gebrauchen.

Ordinäres Gelb.

- | | |
|---------------------|---------------------|
| 3 Pfund Schüttgelb, | } zu 1 Ries Papier. |
| 1 — Leim, | |
| 16 — Flüssigkeit, | |

Feines Gelbgrün.

- | | |
|--|----------------|
| 2 $\frac{1}{4}$ Pfund feines helles Chromgelb, | } zu einem An- |
| 2 Loth Schweinfurtergrün, | |
| $\frac{1}{2}$ Pfund Pergamentspäne, | |
| 10 — Wasser, | |

Drangelgelb.

- | | |
|---|--|
| 1 $\frac{1}{4}$ Pfund feines helles Citron-Chromgelb, | |
| 1 — Orange-Chromgelb, | |
| 2 Loth türkische Mennige, | |
| $\frac{1}{2}$ Pfund Pergamentspäne, | |
| 10 — Wasser. | |

Manquinfarbe.

- 4 Pfund geschlämmte Kreide,
 $\frac{1}{2}$ — gelben Ocher,
 2 $\frac{1}{2}$ Loth helles Citron-Gchromgelb,
 1 Pfund Nördlinger Leim,
 10 — Wasser.

Andere gelbe Farben lassen sich durch Auripigment, Bleigelb, Casselergelb, Königsgelb, Neapelgelb, Neugelb u. s. darstellen, wenn man diese Materien fein reibt, mit Leim- oder Gummiwasser gehörig verdünnt und sie dann mit der Bürste oder dem Pinsel aufträgt. Das richtige Verhältniß wird sich nach unsern Angaben leicht ermitteln lassen.

Blaue Anstrichfarben.

Hellblau.

- 4 Pfund helles Mineralblau,
 1 — Leim,
 16 — Flüssigkeit, } zu 1 Ries Papier.

Oder:

- 4 Pfund Bremergrün,
 1 — Leim,
 16 — Flüssigkeit, } zu 1 Ries Papier.

Man kann dieses Blau durch einen Zusatz von dunklem Mineralblau oder Berlinerblau nach Gefallen dunkler machen, u. man bricht, dem Gewichte nach, soviel vom Bremergrün ab, als man ein dunkleres Blau nimmt.

Mittelblau.

- 4 Pfund dunkleres Mineralblau,
 1 — Leim,
 16 — Flüssigkeit, } zu 1 Ries Papier.

Dunkelblau.

3	Pfund Berlinerblau,)	} zu 1 Rieß Papier.
1	— Leim,	
16	— Flüssigkeit,	

Ist die Farbe noch nicht dunkel genug, so nimmt man, statt 3 Pfund, 4 Pfund Berlinerblau, löst es in Salzsäure oder Schwefelsäure auf, vermischt die Auflösung mit ihrem sechsfachen Gewichte Wasser, läßt die Mischung 48 Stunden in einem gläsernen Kolben stehen, während man denselben oft umschüttelt, worauf die Flüssigkeit durch Maculatur über ausgespannte Leinwand filtrirt und der blaue Rückstand so oft mit Wasser ausgelaugt wird, bis er allen sauren Geschmack verloren hat. Dieser dunkelblaue, ausgelaugte Rückstand giebt nun eine schöne beständige Farbe, welche auf bekannte Art und Weise mit Leim oder Gummi behandelt wird. Andere blaue Körperfarben sind: das Bergblau, das Hamburgerblau, das Kugelblau, das Kobaltblau, das Neublau, das Pariserblau u. s. w.

Blaues Spitzenpapier,
wie solches häufig in Spitzenfabriken gebraucht wird.

5	Pfund extrafeines helles Mineralblau,
$\frac{1}{2}$	— Pergamentspäne,
10	— Wasser.

Desgleichen feiner.

1	Pfund Ultramarin,
$2\frac{1}{2}$	— feines Kremsferweiß,
$\frac{1}{4}$	— Pergamentspäne,
10	— Wasser.

Violette Anstrichfarben.**Hellviolett.**

1	Pfund	feiner Carmoisinlack,
1	—	feines helles Mineralblau,
1½	—	ordinäres Bleiweiß,
1	—	guter Leim,
10	—	Wasser.

Dunkelviolett.

1	Pfund	feines dunkles Mineralblau,
3	—	feiner Carmoisinlack,
1	—	guter Leim,
10	—	Wasser.

Auch Mennige oder Zinnober mit Blau vermischt, geben verschiedene violette Farben.

Grüne Anstrichfarben.**Hellgrün.**

2	Pfund	Bremergrün,	} zu 1 Ries Papier.
1½	—	Castlerygelb,	
1	—	Leim,	
16	—	Flüssigkeit,	

Ober:

1	Pfund	Mineralblau,	} zu 1 Ries Papier.
2	—	Schüttgelb,	
1	—	Leim,	
16	—	Flüssigkeit,	

Mittelgrün.

1	Pfund	Berlinerblau,	} zu 1 Ries Papier.
2	—	Schüttgelb,	
1	—	Leim,	
16	—	Flüssigkeit,	

Dunkelgrün.

- 3 Pfund feines ächtes Parisergeib,
 3 Loth feines Pariserblau,
 1 Pfund guter Nördlinger Leim,
 10 — Wasser.

Kupfergrün.

- 5 Pfund bestes Englischgrün,
 1 — gutes Schweinfurtergrün,
 1 — Nördlinger Leim,
 10 — Wasser.

Kupfergrün auf andere Art.

- 5 Pfund Englischgrün,
 1 — Parisergrün,
 1 — Nördlinger Leim,
 10 — Wasser.

Gelbliches Kupfergrün.

- 3 Pfund Neuwiedergrün,
 18 Loth ordinäres helles Chromgelb,
 1 Pfund Nördlinger Leim,
 10 — Wasser.

Bläuliches Kupfergrün.

- 6 Pfund feines Englischgrün,
 4 Loth feines Bremerblau,
 1 Pfund Nördlinger Leim,
 10 — Wasser.

Bläuliches Kupfergrün auf andere Art.

- 5 Pfund feines Berggrün,
 1½ — Braunschweigergrün,
 1 — Nördlinger Leim,
 10 — Wasser.

Es giebt noch andere grüne Anstrichfarben; allein die hier angegebenen mögen genügen.

Man kann das Grün sehr verschieden darstellen, je mehr Blau und je weniger Gelb genommen wird, und so umgekehrt; auch verändert sich die grüne Farbe durch die verschiedenen Anwendungen von mancherlei Grün, Blau und Gelb. So geben 4 Theile fein abgeriebener Grünspan und 1 Theil mit Essig abgeriebener Indig mit Kleister versetzt eine meergrüne Farbe u. s. w. Von natürlichen grünen Farben, im Gegensatz von Mischungen aus Blau und Gelb, gehören hierher: das Berggrün, das Braunschweigergrün, die grünen Erden, der Grünspan, das Mineralgrün, das Neuwiedergrün, das Scheelsche oder Schwedische Grün, das Schweinfurtergrün u. s. w.

Schwarze Anstrichfarbe.

Es giebt eigentlich nur ein Schwarz, welches dem Auge so sattem dunkel erscheinen muß, daß nicht die geringste Schattirung zu erkennen ist. Ein Körperschwarz kann durch Bein- oder Knochenschwarz, durch Compositionschwarz, durch ausgeglühten Kienrauch, durch Kohlenschwarz, Nebenschwarz u. s. hervorgebracht werden, und wir wollen nur eine Vorschrift geben, nach welcher leicht aus andern Materien ein anderes Körperschwarz hergestellt werden kann.

$1\frac{1}{2}$	Pfund ausgeglühter Kienrauch,	} auf 1 Rieß Papier.
$\frac{1}{2}$	— Frankfurterschwarz,	
1	— Leim,	
16	— Blauholzbrühe,	

Graue Anstrichfarben.

entstehen entweder durch Verdünnung von Schwarz mit Leim, oder Gummivasser, oder körperlich aus Kienrauch oder einem andern Körperschwarz und wohl abgeriebener und geschlämmter Kreide, mit Leim- oder Gummivasser versetzt. Durch einen Zusatz von Gelb, Roth oder Blau kann das Grau willkürlich nuancirt werden. Auch hier wollen wir einige Vorschriften für besondere Nuancen mittheilen:

Blaugrau.

- | | | |
|----------------|-------|----------------------------|
| 4 | Pfund | geschlämmte Kreide, |
| $1\frac{1}{2}$ | — | feines helles Mineralblau, |
| $\frac{1}{4}$ | — | ordinäres Englischgrün, |
| 3 | Loth | gutes Frankfurterschwarz, |
| 1 | Pfund | guter Leim, |
| 10 | — | Wasser. |

Hellgrau.

- | | | |
|---------------|-------|------------------------------------|
| 3 | Pfund | geschlämmte Kreide, |
| $\frac{3}{4}$ | — | guter Kienrauch, |
| $\frac{1}{8}$ | — | ordinäres helles Citron-Chromgelb, |
| 1 | — | guter Leim, |
| 10 | — | Wasser. |

Dunkelgrau.

- | | | |
|----------------|-------|------------------------------------|
| 2 | Pfund | geschlämmte Kreide, |
| $1\frac{1}{2}$ | — | ordinäres helles Citron-Chromgelb, |
| $\frac{1}{2}$ | — | feines Frankfurterschwarz, |
| 1 | — | guter Leim, |
| 10 | — | Wasser. |

Braune Anstrichfarben.

4	Pfund	Umbraun,	} zu 1 Ries Papier.
$\frac{1}{2}$	—	Braunroth,	
1	—	Leim,	
16	—	Flüssigkeit,	

Oder:

2	Pfund	Umbraun,	} zu 1 Ries Papier.
2	—	Schüttgelb,	
1	—	Leim,	
16	—	Flüssigkeit,	

Oder:

2	Pfund	Umbraun,	} zu 1 Ries Papier.
1	—	brauner Ocher,	
$\frac{3}{4}$	—	Braunroth,	
$\frac{1}{4}$	—	Kienrauch,	
1	—	Leim,	
16	—	Flüssigkeit,	

3	Pfund	geschlämmte Kreide,
$\frac{3}{4}$	—	ordinäres helles Citron-Chromgelb,
$\frac{3}{8}$	—	feines Englischroth,
$\frac{1}{4}$	—	feines Frankfurter-schwarz,
1	—	guter Leim,
10	—	Wasser.

Diese Farbe stellt ein Dunkelbraun dar und ist, wie alle andern Vorschriften, auf 1 Ries Papier berechnet.

Nicht allein durch Roth und Gelb, sondern auch durch Roth und Schwarz, läßt sich ein mannichfaltiges Braun produciren. Je weniger Gelb unter das Roth kommt, je dunkler, und je weniger Schwarz unter Roth gemischt wird, desto lichter wird das Braun.

β) Flüssige Farben.

Diese bilden sich durch Abkochungen solcher vegetabilischer und gewisser thierischer Substanzen, welche in sich ein lösbares Pigment enthalten. Sie bekommen meistens einen Zusatz von Alaun, wodurch sie beständiger werden, und man rechnet im Allgemeinen auf 1 preuß. Quart oder $2\frac{1}{2}$ Pfund Farbebrühe 1 Loth Alaun. Die Bindekraft ertheilt man, in der Regel, durch arabisches Gummi, und man rechnet, auf das preuß. Quart oder $2\frac{1}{2}$ Pfund Farbebrühe 4 Loth arabisches Gummi, welches entweder in etwas Wasser, oder in der Farbe selbst, unter Mitwirkung der Wärme, aufgelöst wird. Um ein gewöhnliches Ries Papier mit flüssigen Farben einmal zu färben, sind 2 preuß. Quart oder 5 Pfund Farbebrühe, 2 Loth Alaun und 8 Loth arabisches Gummi erforderlich, und da die einsfarbigen Papiere mit flüssigen oder Saftfarben wenigstens zweimal, wohl auch dreis und viermal gefärbt werden, so ist zu einem Ries Papier das Doppelte und Dreifache u. m. nöthig, und es gilt auch hier, was bei den Mineral- und Körperfarben gesagt worden ist: lieber etwas zuviel, als zuwenig Farbe anzustellen. Zwar kann man die flüssigen Farben nicht in so verschiedenen Nuancen, wie die Mineral- und Körperfarben, haben; inzwischen gewähren sie den zweifachen Vortheil, daß die damit gefärbten Papiere nicht allein wohlfeiler zu stehen kommen, sondern sich auch besser glätten lassen. Wir wollen jetzt ebenfalls nach einem gewissen Verhältnisse die am meisten vorkommenden Farben mit ihren vornehmsten Nuancen in aller Kürze hier mittheilen.

Rothe flüssige Farben.

Rosenroth.

In einem Kessel von reinem Zinn, oder in einem kupfernen Kessel, der gut verzinnt ist, bringt man 5 Pfund reines Regenwasser, setzt 4 Loth Cremor Tartari und 3 Loth zart geriebene Cochenille hinzu, kocht Alles, unter öfterm Umrühren mit einem hölzernen Stabe, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden lang und gießt nun die Brühe durch Leinwand, um sie von allen groben Theilen zu befreien. Den Rückstand bringt man hierauf mit $2\frac{1}{2}$ Pfd. desselben Wassers in den Kessel zurück, kocht ihn nochmals gut aus, filtrirt die Brühe zu der vorigen und setzt ihr 10 Loth Arabisches Gummi hinzu, das in 16 Loth Regenwasser aufgelöst worden ist. Hat sich die Farbebrühe geklärt und ist solche erkaltet, so tröpfelt man 4 Loth Zinnauflösung hinzu, welche aus 12 Loth Salzsäure, 3 Loth Salpetersäure und 8 Loth Regenwasser, worin man nach und nach sattsam geraspeltes Zinn aufgelöst hat, bereitet worden ist. — Dieses Rosenroth kann nach Gefallen nuancirt werden, wenn man mehr Wasser hinzusetzt und etwas Salmiakgeist nach und nach hinzutröpfelt.

Rosenroth auf andere Art.

5 Pfund feine Champagnerkreide,
24 Loth Fernambuk,
3 Stück gute Citronen und
20 Loth Pergamentspäne in Fernambukbrühe gekocht.

Man reibt die Kreide, gießt während des Reibens einige Tropfen Zinnsolution zu, setzt solche dann auf reine Breter und läßt sie an der Sonne trocknen. Ist dieß geschehen, so wird die getrocknete

Kreide in ein Gefäß, worin rother Wein gewesen ist, gethan und die frische Fernambukbrühe, nachdem solche durch Leinwand filtrirt worden, darauf gegossen, wo sich dann sogleich ein schönes Rosenroth zeigen wird. Hierauf gießt man den Saft von 3 Stück Citronen hinzu und rührt das Ganze täglich einige Mal gut um. Will man das Rosenroth von heller Nuance haben, so läßt man es nur 6 bis 8 Tage, außerdem länger, stehen. Die Farbe setzt sich, wenn sie nicht mehr umgerührt wird, zu Boden, wo dann beim Gebrauche die Brühe abgegossen wird und worin der Leim gekocht werden kann. — Diese Farbe stellt ein sehr schönes Rosenroth dar, welches alle andern Rosenfarben übertrifft, wenn feine Champagnerkreide dazu verwendet wird. Nimmt man statt der Champagnerkreide 7 Pfund ordinaires Bleiweiß und verfährt übrigens wie beschrieben, so erhält man ein Pfirsichblüthenroth.

Rosenroth aus Fernambuk.

Man nimmt 1 Pfund Fernambukholz, kocht es mit 10 Pfund Regenwasser und 1 Loth Alaun in einem verzinnnten Kessel gehörig lange aus und filtrirt dann die Brühe in ein anderes Gefäß. Der Rückstand wird hierauf, unter Zusatz von 1 Loth Alaun, mit Wasser noch einmal ausgekocht, die Farbebrühe zu der vorigen geseiht und darin 16 Loth Arabisches Gummi aufgelöst. Von dieser Brühe nimmt man soviel, als nöthig ist und verdünnt sie mit Wasser, wenn sie zu stark seyn sollte; will man sie aber stärker haben, so dampft man sie bis zur rechten Consistenz ab.

Rosenroth aus Saflor.

Man nimmt 1 Pfund römischen oder österreichischen Saflor, weicht solchen über Nacht in einer

großen irdenen Schüssel mit Wasser ein, drückt den andern Tag die gelbe Brühe aus dem Wasser heraus und wiederholt dieses so lange, bis der Saflor keine gelbe Farbe mehr von sich giebt. Alsdann bespritzt man den besagten Saflor mit 2 Berliner Quart, oder 5 Pfund Pottaschenwasser, durchknetet und überstreut ihn noch ein Wenig mit 2 Loth zarter Pottasche, gleichsam als wenn man ihn übersalzen wollte, läßt ihn über Nacht in der Schüssel an einem temperirten Orte zugedeckt stehen und preßt ihn den andern Tag zwischen zwei Bretern über eine Schüssel stark aus. Den Rückstand übergießt man wieder mit 2 Berliner Quart oder 5 Pfd. Pottaschenwasser und verfährt damit auf gleiche Weise, bis sich keine rothe Substanz mehr absondert. Dann gießt man die Farbebrühe zusammen und vermischt sie mit Essig, worin 16 Loth arab. Gummi aufgelöst worden sind. Das Verfahren, mit Saflor roth zu färben, besteht demnach darin: daß man die Blüthen durch reichliches und sorgfältiges Waschen von ihrer gelben Substanz befreit; daß man die rothe Substanz durch kohlensaure Soda, oder kohlensaures Kali auszieht, und daß man diese durch Essigsäure abscheidet, damit sie sich mit dem Papiere verbindet. Oder man nimmt ausgewässerten Saflor, übergießt ihn in einem Topfe mit Wasser, setzt etwas Pottasche hinzu, kocht ihn gehörig aus, filtrirt die erhaltene Flüssigkeit, zieht durch diese die vorher mit Wasser angefeuchteten Papierbogen, hängt sie hernach auf die ausgespannten Schnüre, und wenn die Nässe größtentheils verschwunden ist, so überstreicht man die Papierbogen mit gutem Weinessig, wodurch sogleich die schönste rosenrothe Farbe entstehen wird. — Auf eine andere Art färbt man mit Saflor, wenn man das sogenannte Tassen- oder Tellerroth kauft, dasselbe von einem damit bestrichenen Teller durch

16 Loth klarem Regenwasser auflöst und es mit einer Flüssigkeit vermischt, die aus $3\frac{1}{2}$ Pfd. klarem Regenwasser, worin 10 Loth Arab. Gummi aufgelöst worden sind, besteht. Diese Farbe reicht zu, 1 Ries Papier einmal damit zu überfärben; zu einer zweiten Färbung muß man noch einmal soviel Farbe anstellen. — Das Saflorroth ist zwar theuer; es fällt aber auch ungemein schön aus und kann sehr gut zum Grundiren verwendet werden, wie solches die Papierfärber gar wohl wissen.

Ein wohlfeiles aber auch minderschönes Rosenroth läßt sich darstellen, wenn man in 4 Berl. Quart oder 10 Pfd. Wasser 10 bis 24 Loth frische Ahorn- und Lindenbaumrinde mit 6 Loth Römischem Alaun stark kocht, in der filtrirten Brühe 16 Loth Arabisches Gummi auflöst, den Rückstand mit etwas Wasser noch einmal abkocht und davon zu jener Flüssigkeit so viel zugießt, als nöthig ist, 1 Ries Papier damit zu färben.

Hochroth aus Krapp.

In 4 Berl. Quart oder 10 Pfund kochendem Wasser löst man 6 Loth Römischem Alaun auf, schüttet 6 Loth feinen Krapp dazu, läßt es mit dem Wasser noch einigemal aufwallen, setzt 16 Loth Arabisches Gummi hinzu und filtrirt die Brühe, wenn sie fast erkaltet ist.

Purpurroth.

Man nehme 16 Loth Dschenzungenwurzel, stoße sie klein und koche sie mit etwas Römischem Alaun in einer Lauge, die man mit 4 Loth gebranntem Kalk und 8 Loth Pottasche mit 5 Berl. Quart Wasser bereitet und filtrirt hat. Die Brühe, der man das nöthige Gummi zusetzt, wird nach dem Kochen wenigstens noch 4 Berl. Quart

Wasser enthalten und zum Färben eines Ries Papiers hinreichen.

Oder man lasse 4 Pfund Heidelbeeren mit 4 Loth Alaun und 2 Loth Kupferasche in 5 Berl. Quart Wasser bis auf 4 Berl. Quart einsieden, filtrire die Brühe und setze die sattsame Quantität Gummi hinzu.

Noch eine andere Purpurfarbe giebt der Deutsche Lackmus, den man in Regenwasser einweicht und mit Fernambukttinctur, die mit Kalkwasser gekocht ist, versetzt.

Carmoisinroth.

Hierzu werden 2½ Loth feine Cochenille in gepulvertem Zustande mit 2½ Pfd. Regenwasser in einem zinnernen Kessel gut ausgekocht, die Brühe filtrirt und über den Rückstand im Durchschlage noch 8 Loth kochendes Regenwasser geleitet. In der noch heißen Brühe werden nun 2 Loth reiner, eisenfreier Alaun und hierauf 16 Loth klares Gummi aufgelöst. Zuletzt wird die Auflösung durch Leinwand gedrückt, derselben noch 4 Loth Salmiakgeist beigegeben und Alles wohl untereinander gerührt. Die Farbebrühe ist hinreichend, um 1 Ries Papier einmal damit zu färben.

Carmoisinroth auf andere Art.

- 4 Pfund feiner Carmoisinlack,
- 1 — Nördlinger Leim,
- 10 — Fernambukbrühe, mit etwas Alaun versetzt.

Setzt man dem in Fernambukbrühe gekochten Leime noch etwas Citronensaft hinzu, so wird die Farbe um so feuriger.

Helles Carmoisinroth.

- 3 Pfd. feiner Carmoisinlack,
- 1 — geschlämmte Kreide,
- 1 — Nördlinger Leim,
- 10 — Fernambukbrühe, mit etwas Alaun versetzt.

Biegelroth.

Hierzu werden 8 Loth gepulverte Curcuma-
wurzel mit 4 Pfd. Weinessig in einem verzinn-
ten Kessel bis zum Sieden erhitzt und 10 Minuten
lang darin erhalten. Hierauf setzt man 5 Loth
Alaun und 8 Loth concentrirte Fernambukbrühe
hinzu, läßt Alles noch ein Paar Minuten lang auf-
wallen und filtrirt die Brühe in ein anderes Gefäß.
Den Rückstand kocht man hierauf mit 5 Pfd. Re-
genwasser nochmals aus und bringt dann Alles,
mit Gummi versetzt, zusammen.

Anmerkungen

in Hinsicht der rothen flüssigen Farben.

Das Brasilienholz und namentlich der Fer-
nambuk, als eine der besten Sorten desselben, wird
bei der Papierfärberei zu rothen flüssigen Farben am
Meisten angewendet, weil das Material weit wohlfeiler,
als die Cochenille ist, und die Farbe bei ge-
höriger Behandlung auch ein schönes Ansehen bekommt.
Es gereicht aber zu großem Nutzen, aus Fernambuk
eine starke Tinctur herauszuziehen, um die Tinte
nach Gefallen modificiren zu können. Die rechte
Farbe läßt sich leicht durch eine Probe auf Papier
erkennen. Ein Zusatz von Safran oder Drachen-
blut, in Weingeist aufgelöst, macht die Farbe et-
was dunkler; ein Zusatz von Wasser hingegen heller.

Auch wird die Brühe heller und feuriger, wenn man den Fernambuk in Kalkwasser kocht. Ein hohes oder Feuerroth bringt die Zinnsolution hervor.

Das rothe Sandelholz giebt ebenfalls eine rothe Farbe, die sich mannichfaltig verändern läßt. Die Tinctur wird mit Kalkwasser ausgezogen und mit Pottasche und Alaun versetzt.

Der Krapp oder die Färberröthe kommt in Ansehung der Standhaftigkeit der Cochenille am Nächsten, ist aber ungleich wohlfeiler. Der Farbestoff läßt sich leicht in lauwarmen Wasser ausziehen und durch Alaun befestigen.

Um ein Kalkwasser herzustellen, nimmt man gut gebrannten frischen Kalk, löscht ihn in einem hölzernen Gefäße mit dem 12ten bis 16ten Theile seines Gewichts Regenwasser zu einem dünnen Brei und rührt dabei fleißig um. Nach dem Löschen setzt man noch mehr Regenwasser hinzu, rührt Alles noch einmal wohl herum und läßt das Ganze 24 Stunden stehen. Nach Verlauf dieser Zeit wird das mit Kalkerde gesättigte Wasser in Gefäße gegossen und unter guter Verstopfung aufbewahrt. Dieses versüßte Kalkwasser löst den Farbestoff der Farbehölzer kräftig auf und erhöht zugleich den Localton der Farbe.

Gelbe flüssige Farben.

Hochgelb.

Zu dessen Darstellung kochte man 1 Pfd. gestoßene Curcuma wurzel mit 12 Pfd. Regenwasser so lange, bis nach der Auskochung noch 8 Pfd. gelbe Brühe übrig bleiben, worin 12 Loth Alaun und 16 Loth Gummi gelöst werden. Dann drückte man das Ganze durch Leinwand und trage es auf. — Um aber ein recht sattes Gelb auf dem Papiere zu erhalten, muß man die Farbe oft mehr als zweimal

austragen. — Mit derselben Farbe läßt sich auch ein Bläßgelb herstellen, wenn man sie mit Gummiwasser mehr verdünnt.

Goldgelb.

Ein Pfund Orlean wird in 4 Berliner Quart oder 10 Pfund vom Bodensatz gereinigten Urin 10 Stunden eingeweicht und eine Stunde lang mit 12 Loth Pottasche, in einem kupfernen Kessel gekocht, wobei man sich aber wegen des Ueberlaufens in Acht nehmen muß. Ist die gelbe Tinctur erkaltet und hell geworden, so verdünnt man sie mit Wasser, worin 16 Loth Arabisches Gummi zerlassen sind.

Man kann den Orlean auch 24 Stunden in einer Lauge einweichen, dann mit Wasser und Pottasche stark auskochen und zuletzt gummiren. Je mehr man Orlean anwendet, desto mehr geht die Farbe in ein Gelbroth über; eine geringe Quantität erzeugt die Rothfarbe.

Orangegelb.

Man zerreiße 1 Pfd. Orlean in einem steinernen Mörser mit einem Zusatz von 8 Loth Pottasche und 2 Pfd. Regenwasser, bis daraus ein dünner orangefarbiger Brei entsteht; dann setze man noch 2 Pfd. Regenwasser hinzu, filtrire die Brühe durch Leinwand und binde sie mit 24 Loth Gummi, in Wasser aufgelöst.

Citronengelb.

Man nehme 2 Pfd. klein gestoßene Kreuzbeeren, koche sie mit 3 Loth Alaun und 4 Pfund Wasser und gieße die Brühe über Leinwand ab. Auf den Rückstand bringt man noch einmal 4 Pfd. Wasser und wenn die Beeren ausgezogen sind, schüttet man die Flüssigkeit zusammen und setzt derselben

noch so viel Wasser hinzu, daß 8 Pfd. bleiben. Das Ganze wird dann mit 16 Loth Gummi verdickt.

Andere gelbe Farben.

Von einem wilden Apfelbaume nehme man die mittellste Schale, schneide sie in kleine Stückchen, gieße Regen- oder Schneewasser darauf, worin Alaun aufgelöst worden und ziehe das Pigment gehörig aus.

Oder man nehme Akazienblüthen, ehe sie ganz aufgegangen sind, trockne sie über gelindem Feuer in einer reinen kupfernen oder messingenen Pfanne und rühre sie ununterbrochen mit Geschwindigkeit um. Wenn sie anfangen gelb zu werden, so gießt man etwas Wasser darauf und läßt es kochen, bis es anfängt, dick zu werden, und eine stärkere Farbe zu bekommen. Jetzt verdünnt man die Brühe mit mehr Wasser, setzt Alaun und zu Pulver gestoßene Austerschalen hinzu, seihet die Brühe durch ein Tuch und giebt ihr das gehörige Gummi.

Ein außerordentlich schönes Gelb giebt die Quercitronenwurzel mit etwas Alaun gekocht und 4 Berl. Quart Brühe davon mit $\frac{1}{2}$ Pfd. Gummi versetzt.

Auch junge Birkenblätter, mit Alaun gekocht; Gelbholz, ebenfalls mit Alaun behandelt; Safran, in Weingeist aufgelöst, dann mit Wasser und einem Zusatze von Weinstein Salz und Alaun gekocht, u. f. geben gelbe Farben.

Blaue flüssige Farben.

Dunkelblau.

Hierzu werden 4 Loth des feinsten Guatimala-Indigs in einem Mörser so klar, als möglich ist, zerrieben und mit 16 Loth rauchender

Schwefelsäure auf bekannte Art aufgelöst. Vergleiche Cap. 3, S. 11. Vier Berl. Quart Indigobrühe, mit $\frac{1}{2}$ Pfd. Arab. Gummi versetzt, wird zu 1 Rieß Papier hinlänglich seyn.

Um ein Hellblau darzustellen, ist es hinreichend, die Indigobrühe mit mehrerm Gummiwasser zu verdünnen, bis die verlangte Nuance von Blau herauskommt.

Blau aus Campecheholz.

Auch aus diesem Holze kann man, wie aus dem Fernambukholze, eine Tinctur durch's Kochen ziehen und damit sehr viele voneinander verschiedene blaue Farben erzeugen, je nachdem man viel oder wenig Wasser, Pottasche, Alaun, Kalkwasser u. s. w. anwendet. Zu Himmelblau, z. B., wird ein Theil Blauholztinctur und 3 Theile Wasser, zu Perlenblau 1 Theil Blauholztinctur und 6 Theile Wasser genommen. Hauptsächlich ist das Blauholz zur Darstellung der violetten Farbe geschikt, wie wir sogleich zeigen wollen.

Violett aus Campecheholz.

Man koche 1 Pfund geraspelttes Blau- oder Campecheholz in einem kupfernen Kessel mit 12 Pfund Wasser so lange, bis dieses auf 8 Pfd. eingekocht ist. Hierauf werden in der durchgegossenen Brühe 8 Loth Alaun und 20 Loth Gummi aufgelöst, dem Ganzen noch 6 bis 8 Loth Salmiakgeist zugesetzt, und nun kann man die Farbe auftragen.

Violett aus Orseille.

Ein Pfund frische Orseille wird in 4 Pfund Regenwasser kalt eingeweicht, die Masse wohl durchknetet, um die Farbestheile im Wasser lösbar zu ma-

den, die Flüssigkeit durch Leinwand geseiht und mit 16 Loth Gummi versetzt. Mischt man Alkalien bei, so geht die rothe Farbe in ein stärkeres Violett über.

Auf eine andere Art erhält man Violett oder Lilla, wenn man Roth und Blau zusammensetzt, z. B., die Fernambukttinctur und die Indigo-tinctur u. s. w.

Blaue Farben aus Eadmus.

Zwölf Loth Eadmus werden mit 5 Berliner Quart Wasser übergossen, in welchen man zuvor lez bendigen Kalk abgelöscht hat. Diese Mischung läßt man bis auf 4 Berliner Quart einkochen, filtrirt sie hierauf und setzt derselben das nöthige Gummi bei.

Zur blauen Farbe lassen sich auch die Heidelbeeren, die Hollunderbeeren, die Kornblumenblätter u. s. w., unter Mitwirkung von Alaun, anwenden.

Grüne flüssige Farben.

Dunkelgrün.

2 Quart Quercitronrindenbrühe,	} auf 1 R. P.
2 — Indigobrühe und	
16 Loth Arabisches Gummi,	

Mittelgrün.

1 Quart Indigobrühe,	} auf 1 R. P.
3 — Quercitronrindenbrühe,	
$\frac{1}{2}$ Pfund Arabisches Gummi,	

Hellgrün.

$\frac{1}{2}$ Quart Indigobrühe,	} auf 1 R. P.
$3\frac{1}{2}$ — Quercitronrindenbrühe,	
$\frac{1}{2}$ Pfund Arabisches Gummi,	

Auf gleiche Art kann man die Indigobrühe

mit der Abkochung von Curcumawurzel vermischen. Je mehr Blau und ein anderes Gelb, z. B., Gelbholz oder Kreuzbeeren, dazu genommen werden, um so verschiedener und mannichfaltiger kann man das Grün erhalten.

Schwarze flüssige Farben.

Um eine satte dunkelschwarze Farbe zu erhalten, kocht man bei gelindem Feuer 8 Loth Galläpfel, in gröblich zerstoßenem Zustande, nebst 4 Loth Blauholz mit 2 Pfd. Essig und 2 Pfd. Wasser so lange, bis noch $2\frac{1}{2}$ Pfund Flüssigkeit übrig sind. Ist diese durchgegossen, so werden darin 6 Loth bis zur mäßigen Röthe calcinirter Eisenvitriol aufgelöst, dann die Flüssigkeit nochmals durchgegossen und zuletzt mit 12 Loth Gummi verdickt.

Oder man kocht 1 Pfund Blauholz in 4 Pfund Wasser, und in einem andern Gefäße 8 Loth Gallus, gröblich zerstoßen, mit 2 Pfund Essig und ebensoviel Wasser, gießt dann beide Brühen zusammen und bringt noch 8 Loth grünen Vitriol nebst dem nöthigen Gummi hinzu. Auch den Rückstand kann man, miteinander vereinigt, wiederholt mit der Hälfte Wasser kochen und die Flüssigkeit zu der vorigen filtriren. Nimmt man bei der zweiten Auskochung statt Wasser verdünnte Indigo-brühe, so wird die Farbe um so dunkler. — Es schadet auch nichts, sondern macht die Flüssigkeit noch dunkler, wenn man derselben 1 Loth krystallisirten Grünspan beimischt, den man in etwas Essig auflöst.

Das Grau.

entsteht durch Verdünnung von Schwarz mit Gummivasser, und es kann durch einen Zusatz

von Gelb, Roth oder Blau willkürlich nuancirt werden.

Braune flüssige Farben.

Die braune Farbe ist mit der rothen sehr nahe verwandt, und oft geht die eine in die andere dergestalt über, daß man kaum zu unterscheiden vermag, ob die Farbe braun oder dunkelroth zu nennen ist. Es lassen sich mehrere Farbestoffe, welche Roth geben, durch Vermischung zur braunen Farbe anwenden, und wir wollen auch hier einige Vorschriften ertheilen. Man nehme und vermische:

2 Quart Fernambukbrühe,	} zu 1 Ries Papier.
$\frac{1}{2}$ — Blauholzbrühe,	
$1\frac{1}{2}$ — Galläpfelbrühe und	
$\frac{1}{2}$ Pfd. Arabisches Gummi,	

Oder:

Man nehme 16 Loth von der Rinde des Pflaumenbaumes, im Herbst gesammelt, zerschnitten und mit 6 Loth Römischem Alaun in 5 Quart Wasser gekocht und mit 16 Loth Arabischem Gummi versetzt.

Oder:

24 Loth von der Rinde des sauren Kirschbaumes gröblich zerschnitten, mit 8 Loth Alaun in 5 Quart Wasser gekocht, filtrirt und mit 16 Loth Arab. Gummi verdickt.

Auf dieselbe Weise geben die dicken Schalen von den Welschen Nüssen, getrocknet und stark in Wasser mit Alaun gekocht; die Rinde des wilden Birnbaumes, in Wasser gekocht, worin Weinsteinrahm aufgelöst worden ist u. f., eine braune Farbe, die sich durch starkes oder geringeres Kochen,

durch mehr oder weniger Wasser, wie bei den übrigen Vorschriften, mannichfaltig verändern läßt.

c) Die Art und Weise, die verschiedenen Farben auf die eine oder die andere Methode dem Papiere dauerhaft und gleichförmig mitzutheilen.

Es giebt zwei Methoden, die Farben dem Papiere mitzutheilen: α) der Anstrich und β) der Abzug.

α) Der Anstrich

geschieht entweder mit der Bürste, oder mit dem Pinsel, oder mit einem Schwamme. Mit der Bürste oder auch mit dem Pinsel werden gewöhnlich die Mineral- und Körperfarben, mit dem Schwamme die flüssigen Farben aufgetragen; doch können letztere auch mit dem Pinsel behandelt werden.

Die Bürsten eignen sich absonderlich zum Aufstreichen der Körperfarben, und ihre rechte Beschaffenheit findet man in Cap. 1, sub Nr. 16 angegeben.

Wie die Pinsel zum Anstreichen der Farben beschaffen seyn müssen, findet sich in Cap. 1, Nr 18, und es ist hier weiter nichts zu erinnern, als daß die Pinsel nicht zu klein und zu kurz in den Haaren, vielmehr recht stark und groß, auch aus langen weichen Haaren verfertigt seyn müssen; denn mit kleinen schwachen Pinseln räumt die Arbeit nicht, auch verdunstet durch das öftere Eintauchen viel Farbe, anderer nachtheiligen Umstände nicht zu gedenken; mit kurzen, harten Pinseln lassen sich aber die Farben nicht sanft und gleichförmig auftragen. Von Pinseln werden, sowohl die aus Borsten, als auch die von Dachshaaaren gemachten, angewendet, und Viele halten letztere für besser; wie denn auch einige Fabricanten die Form einer Bürste be-

quemer finden wollen. Wer aber Bürsten, sie mögen nun rund oder länglich seyn, gebrauchen will, der lasse sich eigens solche aus langen, weichen Haaren fertigen, wo die Haare oder Borsten so enge und dicht, als möglich, zusammen stehen, welche Eigenschaften vorzüglich dann stattfinden müssen, wenn man die Pinsel auch zu flüssigen Farben zu gebrauchen denkt.

Der Schwamm, welcher sich nur allein zu flüssigen Farben schickt, leistet Alles, was sich von demselben nur erwarten läßt. Es erfordert eine besondere Vorrichtung und Einrichtung, worüber das Cap. 1, Nr. 17 nachzulesen und die Fig. 7 nachzusehen ist.

Sowohl mit der Bürste oder dem Pinsel, als auch mit dem Schwamme, müssen die Farben so gleichmäßig wie möglich, und lieber zu mager, als zu fett, auf das Papier aufgetragen werden (vergl. Cap. 3, §. 12.), und folgende Einrichtung befördert die Arbeit gar sehr. In einem hinlänglich großen Tische, der vollkommen glatt und eben ist, muß sich zwischen der linken und rechten Hand, gerade vor dem Anstreichbrette des Arbeiters, ein rundes Loch befinden, welches so groß ist, daß der Farbetopf oder Napf gut hineinpaßt und mit seinem Rande auf der Tischplatte aufliegt, wenn man unter dem Loch nicht einen Boden anbringen läßt, worauf der Topf oder Napf zu ruhen kommt; dadurch kann ein Umfallen oder Zerbrechen des Geschirres nicht wohl statt finden, und der Arbeiter hat es zugleich so nahe und bequem, als möglich. Auf der Vorderseite befindet sich das Farbgeschirr zum Anstreichen, aus dem Grunde, daß man leicht dazu kommen kann und weder von der rechten noch linken Seite behindert ist, die Bürste, den Pinsel oder Schwamm einzutauchen. Wird unter dem Farbenapfe eine solche

Einrichtung angebracht, daß man denselben auf ein Gefäß mit angefülltem heißen Sand stellen kann, so bleibt die Flüssigkeit in gehöriger Wärme und folglich pinselgerecht. Manche Papiersärber ziehen es vor, das Loch auf dem Tische für den Farbenapf mehr zur rechten Hand anbringen zu lassen, um denselben näher zu seyn; allein der Weg ist zu kurz, als daß ein großer Unterschied stattfinden könnte. Wer einen solchen wohleingerichteten Tisch mit passenden Gefäßen nicht hat, lasse sich wenigstens auf einem andern Farbetische einen hinlänglich großen Platz mit nicht zu niedrigen Leisten einfassen, die gehörig aufliegen, wohin das Farbegeschirr zu stehen kommt, damit keine Brühe verloren gehe wenn das Geschirr zufällig umgeworfen wird. Andere verrichten die Arbeit auf einer breiten, feststehenden Bank (vergl. Cap. 1, Nr. 28), die, soweit die Farbegeschirre Platz einnehmen, mit einer Einfassung versehen ist, und die eine solche Höhe hat, daß sich der Särber nicht zu bücken braucht. Bei'm Färben selbst kommt das, zu färbende Papier auf die linke Seite zu liegen und der Särber nimmt einen Bogen ab, breitet solchen auf das vor ihm liegende Streichbret auf, hält ihn unten mit zwei Fingern der linken Hand fest, nimmt dann mit der Bürste oder dem Pinsel etwas Farbe aus dem Napfe, überstreicht damit den Papierbogen, verreibt oder verschlichtet die Farbe mit der kleinen Verschlichtbürste recht gleichförmig, ergreift hierauf den fertigen Bogen oben an seinen beiden äußersten Enden mit den Fingern beider Hände, hängt ihn auf das Kreuz und fährt auf diese Weise fort. Daß die Farbe, so oft eingetaucht wird, mit einem Stabe gut umgerührt werden muß, versteht sich von selbst. — Zum geschwinden Färben der Papiere leistet ein Gehülfe gute Dienste, welcher vom Hausen oder Stöße einen Bogen nach dem andern abnimmt, sol-

den auf ein hinlänglich großes, trockenes und reines Bret, das Anstreichbret, legt, das Bret mit dem aufgelegten Papierbogen dem Anstreicher vorsetzt und dagegen einen angestrichenen Bogen mit dem Brete zurückhält. Während der Anstreicher jeden Bogen auf dem Brete mit Farbe anstreicht, hängt der Gehülfe den angestrichenen Bogen auf das in der Nähe stehende Aufhängekreuz (Cap. 1, Nr. 30), nimmt dann ein anderes Bret, wischt solches mit einem trockenen, reinen Tuche ab, legt einen frischen Bogen darauf und setzt ihn mit dem Brete, gegen Umtausch eines gefärbten Bogens, dem Arbeiter wieder vor. Ist das Aufhängekreuz voll, so bringt der Gehülfe die darauf befindlichen gefärbten Bogen auf die Schnüre (Cap. 1, Nr. 29). So geht die Arbeit mit 2 Bretern, die immer wechseln, rasch von Statuten. Ist ein Ries Papier einmal durchgefärbt und sind sämtliche Bogen trocken, so schiebt man sie auf den Schnüren zusammen, setzt sie wieder auf einen Haufen und beginnt die zweite Färbung, wenn solche nämlich nöthig ist, wie vorher. Es ist aber Grundsatz, niemals zu gleicher Zeit Färbungen mit verschiedenen, d. h., zweierlei Farben, vorzunehmen, weil leicht Versehen und andere Unordnungen vorkommen können, auch das Geschäft, statt gefördert, gehindert wird.

β) Der Abzug

wird nur mit flüssigen Farben unternommen, und es sind ebenfalls zwei Arbeiter, die einander in die Hände arbeiten, nothwendig, wenn das Geschäft rasch von Statuten gehen soll. Hier befindet sich die flüssige Farbe in flachen Geschirren (Cap. 1, Nr. 19), welche von Holz, Porzellan, Kupfer oder Blech, letztere aber wohl verzinnt, seyn können, die Form eines ganzen Bogens haben und soviel Raum

besitzen, daß man auf allen Seiten das hineingelegte Papier mit den Fingern beider Hände bequem ergreifen und es herausnehmen kann, wenn es seine Farbe hat. Die Gefäße sind aus dem Grunde nur flach und kaum 2 Zoll hoch, weil nie mehr als ein Bogen auf die Farbebrühe gelegt wird, worauf derselbe schwimmen muß. Operirt wird auf folgende Weise: Auf einem feststehenden Tische von hinlänglicher Breite und Länge befindet sich das gefüllte Farbegeschirr und hinter demselben der Haufen Papier, der abgezogen und gefärbt werden soll. Der Abzieher nimmt nun einen Bogen vom Haufen ab, indem er ihn mit zwei Fingern jeder Hand an seinen äußersten Ecken anfaßt, den Bogen mit seiner Mitte auf den Rand des Farbegeschirres auflegt, ihn nach sich zu auf die Farbebrühe zieht und ihn, wo es nöthig ist, gelind aufdrückt, damit die ganze Fläche des Bogens von der Farbe berührt werde, ohne daß sich Luftblasen bilden, oder die Brühe über dem Bogen zusammenläuft. Nach einigen Secunden erfaßt der Abzieher mit den zwei Fingern jeder Hand den schwimmenden Bogen wieder an seinen äußersten Ecken, zieht ihn über den andern Rand des Farbegefäßes nach sich zu, hebt ihn dann senkrecht in die Höhe und reicht ihn, wenn er über dem Geschirre abgelaufen ist, dem Gehülfen zum Aufhängen zu, der die Bogen zuerst auf das Aufhängekreuz und dann auf die Schnüre oder Stangen bringt. So werden alle Bogen gefärbt und aufgehängt, und wenn die gefärbten und aufgehängten Bogen fast trocken sind, so werden sie auf gleiche Weise noch einmal auf der Farbebrühe abgezogen und aufgehängt. Ganz dünne dürfen die Bogen bei der zweiten Färbung aus dem Grunde nicht seyn, damit sie sich gut auf die Flüssigkeit auflegen. Hierbei ist aber der rechte und gleichförmige Grad von Wichtigkeit;

denn sind die Bogen zu milde, so hängt die Farbe noch nicht fest genug und der Grund wird leicht wieder aufgelöst; sind die Bogen nicht gleichförmig mild, so deckt die Farbe an einem Orte mehr, wie an dem andern. Man bringt daher die Bogen nach der ersten Färbung, wenn sie noch etwas feucht oder mild sind, auf einen Haufen zusammen und legt ein Bret mit einem Gewichte darauf. Dadurch werden die Bogen gleichförmiger mild, wenn man die milden Stellen auf trockene zu bringen sucht, und die zweite Färbung kann dann mit mehr Vortheil und Geschwindigkeit unternommen werden.

d) Das Trocknen, Glätten und Pressen der gefärbten Papiere.

Das Papier muß, wie wir soeben gesagt haben, nach dem Anstreichen oder Färben auf Schnüre, die keine Knoten, oder auf Stangen, die keine Aeste und Splitter haben, getrocknet werden, damit das mit den Farben verbundene Wasser durch Verdunstung wieder entweiche, und bei dieser Arbeit leistet das Aufhängekreuz gute Dienste, nur hat man sich in Acht zu nehmen, daß keine Runzeln oder Falten in die nassen Bogen kommen, oder etwas gerieben oder zerrissen werde. Es würde, vorzüglich bei hohen Stuben, viel Zeit erfordern; wenn man jeden Bogen einzeln auf die Schnüre bringen wollte; mit diesem Kreuze kann man 4 bis 6 Bogen mit einmal aufhängen. Die Bogen werden so auf das Kreuz gebracht, daß ihr hinterer, herabhängender Theil um ein Viertel kürzer, als der vordere, ist, und man fängt bei der letzten Schnur aufzuhängen an, indem man das Kreuz mit den darauf befindlichen Bogen über die Schnur in die Höhe hebt, das Kreuz in schiefer Richtung an die Schnur anlegt, so daß diese zwischen den Bogen und dem Kreuze eingreift, worauf letztes

reß leer zurückgezogen wird. Die Länge des Kreuzes muß man so einrichten lassen, daß es mit zwei-, drei- oder viermal eine Schnur voll behänge, da es zu umständlich ist, wenn man, um eine Schnur zu füllen, 1, 2 oder 3 Bogen einzeln aufhängen müßte. Das Trocknen der gefärbten Bogen geschieht stets in staubfreien, nicht rauchenden Stuben, wo es im Winter nicht so kalt werden darf, daß der in der Farbe befindliche Leim gefrieren könnte, daher in der Nacht das Feuer unterhalten werden muß. Auch muß die Trockenstube mit einigen Luftlöchern, die man nach Gefallen öffnen und verschließen kann, versehen seyn, damit die Ausdünstungen des trocknenden Papiers abziehen können; ferner dürfen die Schnüre nicht zu niedrig aufgezogen werden, weil sonst die Arbeiter leicht an das Papier anstoßen und von den Ausdünstungen desselben zu sehr leiden. Man sehe also auf ein hohes, geräumiges Local, öffne nach dem Trocknen die Fenster und räuchere mit Essig. Sobald das fertig gefärbte und aufgehängte Papier auf den Schnüren soweit trocken ist, daß es auf keinen Fall mehr abfärbt oder zusammenklebt, aber auch nicht ganz dünne, sondern noch etwas milde ist, so wird es von den Schnüren mit dem Kreuze abgenommen, indem man damit zwischen die hängenden Bogen fährt und solche in die Höhe von den Schnüren auf das Kreuz abhebt. Die Bogen werden sodann mit ihrer ganzen Fläche auf ein hinlänglich großes, mit Maculatur belegtes, glattes Bret recht gerade aufeinander ausgebreitet, daß sämtliche Bogen auf allen vier Seiten einen geraden Stoß bilden. Es ist aber schwierig, die Bogen durch das bloße Legen ganz gerade aufeinander zu bringen; man muß daher, so oft sich eine Unregelmäßigkeit zeigt, die Seiten mit den flachen Händen gerade stoßen, auch den Stoß, wie er sich bildet, von Zeit zu Zeit mit der einen

Hand etwas niederdrücken und die Bogen eben streichen, während man mit der andern den Stoß hält, um das Verrücken zu verhindern. Der letzte Bogen wird wieder mit reinem Maculatur belegt und mit einem Brete bedeckt, auf welches man ein Gewicht bringt, welches vergrößert wird, wie sich der Stoß zusammensetzt. Hat sich derselbe hinlänglich zusammengegeben und ist so trocken geworden, daß nicht die geringste Gefahr wegen einer Abfärbung zu besorgen ist, so bringt man ihn mit den Bretern in die Stockpresse, oder, in deren Ermangelung, in eine große, starke Buchbinderpresse, und preßt den Stoß mittelst des Pressbengels recht fest und gerade zusammen, schraubt auch nach, wie sich derselbe zusammenzieht. So bleibt das Papier 12. und mehrere Stunden eingepreßt stehen, worauf man es entpreßt. Soll die gefärbte Oberfläche matt bleiben, so werden die Bogen, ohne eine Glättung zu erhalten, buchweise zusammengelegt, noch einmal gelind gepreßt und kommen dann unter dem Namen Sandpapier in den Handel; sollen sie aber Glanz bekommen, so ist eine besondere Glättung nothwendig, und in diesem Falle kann das Pressen vor derselben unterbleiben.

Das Glätten ist eine sehr nothwendige Operation, welche dem gefärbten Papier die nöthige Schönheit und den gehörigen Glanz ertheilt. Es geschieht auf verschiedene Art, am Meisten mit der Glättmaschine, deren verschiedene Einrichtung Cap. 1, Nr. 8. beschrieben worden ist. Die Bogen, welche geglättet werden sollen, kommen entweder mit ihrer gefärbten oder mit ihrer ungefärbten Fläche auf den Glätttisch zu liegen, wo sie entweder auf einer Glättbahn von hartem Holze, oder auf einer polirten Marmortafel mit dem Glättsteine (Cap. 1, Nr. 4.) geglättet werden. Dieser Glättstein darf aber weder

Schrammen noch Risse haben, sondern muß sehr glatt seyn, wozu sich am Besten die geschliffenen Feuersteine schicken, weil sie den reinsten Glanz hervorbringen; auch darf während des Glättens nichts von der Stubendecke oder sonst etwas auf das Papier fallen, weil dadurch Risse und Löcher in dem Papiere entstehen würden. Man lehrt daher mit der sogenannten Glättbürste den aufgebreiteten Bogen gut ab, wodurch zugleich auch der raue Farbestaub, wenn Körperfarben angewendet worden sind, hinweggeschafft wird, worauf man den Bogen mit einem reinen Leinwandlappen, der mit etwas Wachsseife bestrichen ist, abwischt, und dieses Bestreichen mit Wachsseife ist besonders bei solchen Farben nöthig, die sich schwer glätten lassen; die Rückseite des Bogens wird hingegen mit einem Lappen überfahren, auf dem sich Glättwachs befindet, damit die Bogen fester liegen und während des Glättens nicht so leicht rutschen. Einige Papiere werden, wie schon gesagt, auf der Rückseite, andere auf der Farbenseite geglättet. Im ersten Falle wird jeder Papierbogen auf der Rückseite mit Glättwachs gehörig bestrichen oder gewichset und dann auf derselben Seite — der Rückseite — geglättet, zu dem Ende der Papierbogen mit der Farbenseite auf die Glättbahn unterwärts zu liegen kommt; im andern Falle wird ebenso, nur entgegengesetzt, verfahren, und hier findet die Farbenseite oberwärts ihren Platz. Das Glätten selbst muß, während man den gefärbten Bogen mit zwei Fingern der linken Hand festhält, recht ebenmäßig, Strich an Strich, ohne Abstufungen verrichtet werden, und da, wo der Glättstein nicht glatt über die Fläche geht, sondern festhängen will, muß man sogleich mit dem Lappen reiben, worauf sich Wachsseife befindet, weil sonst sogenannte Brandflecken entstehen.

Das Glättwachs, womit man das zu glättende Papier auf der Rückseite reibt, wird auf folgende Art bereitet: Man schmelze 8 Loth Wachs, 2 Loth venetianischen Terpenthin, 1 Loth weißes Colophonium und 2 Loth Rosenpomade über Kohlenfeuer zusammen, nehme es, wenn sich Alles genau miteinander verbunden hat, vom Feuer, thue $\frac{1}{2}$ Loth Nelkenöl dazu, kläre das Ganze durch Leinwand in ein reinliches Töpfchen und lasse es erkalten. Wegen des Terpenthins darf der Glättstein nie bis zum Heißwerden gelangen, weil sonst im Papier leicht Flecken entstehen.

Um eine gute Wachsseife zur Politur des Papiers zu erhalten, löse man kleingeschnittenes oder geschabtes weißes Wachs in Regenwasser, beim Feuer auf, gieße dann von einer starken Solution calcinirter Pottasche nach und nach bei starkem Umrühren, etwa den dritten Theil des ganzen Quantum hinzu, lasse es zusammen aufkochen und gieße das Ganze durch verbe Leinwand in ein zu verschließendes Gefäß. Oder man löse 8 Loth calcinirte Pottasche in 8 bis 4 Pfd. Regenwasser über Kohlen auf und sobald die Solution kocht, thue man 4 Loth fein geschabtes weißes Wachs, unter beständigem Umrühren, hinzu, und lasse nun dieses so lange sieden, bis das Wachs so geschmeidig, wie Butter, geworden ist, worauf man die Masse erkalten läßt und dann das aufschwimmende Wachs von der übrigen Flüssigkeit trennt. Statt der Pottasche kann man auch 4 Loth gute weiße, feingeschabte Seife nehmen. Auf einem andern Wege lassen sich die Papiere sehr schnell durch eine Walzmaschine glätten. Die Hauptsache besteht in zwei gleichgroßen, mittelst eines Gestelles übereinander angebrachten Walzen, die sich an ihren Zapfen im Gestelle leicht umbrehen lassen; weshalb der eine Zapfen der obern Walze verlängert

ist, um an diese Verlängerung einen Haspel, wodurch die Walze herumgedreht wird, anbringen zu können. Mit der obern Walze, welche die untere mittelbar berührt, dreht sich die untere zugleich nach der entgegengesetzten Richtung herum. Ein Bogen Papier also, welcher zwischen den beiden Walzen durchgezogen wird, erhält durch den Druck derselben, den man, vermöge einer Einrichtung, nach Belieben verstärken oder vermindern kann, sehr bald die erforderliche Glätte und Glanz. Um nämlich dickes oder dünnes Papier glätten zu können, ist das Gestelle so eingerichtet, daß man die untere Walze etwas heben oder senken kann. Dieses willkürliche Heben und Senken wird entweder durch ein Schraubwerk oder durch solche Zapfenlöcher, wo die Walze durch mehr oder weniger dünne Keile höher oder tiefer gelegt werden kann, bewerkstelligt. Vergl. Cap. 1, Nr. 3.

Nach dem Glätten wird das gefärbte Papier, um ihm seine eigenthümliche Gestalt wieder zu geben, zwischen glatten Preßbretern in einer Stockpresse oder in einer starken Buchbinderpresse einige Zeit möglichst stark gepreßt, worauf es dann buchweise zusammengelegt wird. Und so ist es dann zum Gebrauche und Verlaufe fertig.

2) Extraordinäre einfarbige Papiere, die eine sehr glänzende Oberfläche erhalten und daher vorzugsweise Glanzpapiere, auch Atlas- oder Satinetpapiere genannt werden.

Diese Art einfarbiges Papier, welche aus Frankreich abstammen soll, wenigstens von daher zu uns gekommen ist, unterscheidet sich von den ordinären einfarbigen Papieren, die wir soeben zu fabriciren gelehrt haben, durch einen mehr als gewöhnlichen Glanz, der dem Atlas oder Spiegelglase sehr ähnlich ist, und

woher dann auch die Benennungen: *Atlaspapier*, oder *papier satiné* und *papier glacé* entstanden sind. Nächstdem ist bei diesen Papieren der Glanz so dauerhaft, daß er nicht leicht durch Feuchtigkeit leidet, vielmehr auch dann Stand hält, wenn man damit überzieht, weshalb es zu feinen Papierarbeiten, wo man des Lackirens enthoben seyn will, so allgemeyn beliebt ist.

Um ein glanzreiches Papier dieser Art zu fabriciren, muß man ein sehr schönes, weißes, feines und glattes Papier, welches nicht den geringsten Fehler hat, anwenden, und gern nimmt man sogenanntes *Belin*-Papier dazu, welches äußerst glatt, zart und sanft, einem feinen Pergamente (*Velin*) nicht unähnlich ist, und keine parallele Striche, wie das gewöhnliche Papier, bemerken läßt. Man kann aber auch holländisches Postpapier mit Vortheil gebrauchen, welches die Farben leicht, rein und schön annimmt, wahrscheinlich weil es viel weniger Kalk und mehr saure Salztheile, als anderes Papier, enthält, welches von jenem zuviel und von diesem zuwenig hat. Aber ein ordinäres Schreibpapier ist durchaus nicht zulässig, weil es nicht die gehörige Glätte, Feinheit und Gleichheit besitzt.

Von Farben wählt man nur Körperfarben, und unter diesen solche, welche sehr hell und licht sind: als Rosa, Lilla, Hellgrün, Himmelblau, Hochgelb, Hellbraun, Hellaschgrau, Weiß u. f.; dunkle Farben, als Schwarz, Dunkelbraun, Dunkelgrün u. f. nehmen keinen großen Glanz an, weil der Talc alle dunkle Farben verschlechtert. Daß diese Farben überhaupt fein gerieben und geschlämmt werden müssen, läßt sich auch ohne weitere Erörterung begreifen. Zur Verbindung nimmt man entweder Hausenblasenleim, oder feinen Pergamentleim, oder ein helles Gummiwasser, denn gewöhnlicher Leim würde

nicht allein der Schönheit der Farben schaden, sondern auch zuwenig Glanz verschaffen. Es ist auch vortheilhaft, dem Gummivasser etwas feinen weißen Candiszucker beizusetzen; zu dem Ende löst man Candiszucker in reinem Regenwasser auf, läßt dieses mit dem Zucker kochen, schäumt es ab und gießt es warm durch ein dichtes Filtrum. Uebrigens müssen die Farben nicht zuviel Consistenz haben, einmal, damit viel Gummivasser in Anwendung kommen, zweitens, damit man sie recht dünn, gleichförmig und mehrmals auftragen könne, denn der Glättstein ist über dick aufgetragene Farben sehr schwer und oft nur mit Nachtheil zu bewegen, wenn auch die Vorderseite recht gut mit Wachsseife abgerieben worden ist, ohne welche sich die Körperfarben gar nicht glätten lassen, besonders alle grüne Kupferfarben, z. B., Englischgrün u. s.

Um den hohen atlasartigen Glanz auf diesen Papieren hervorzubringen, der sich durch die gewöhnliche Glättmaschine nicht erzielen läßt, sind vorzüglich folgende Methoden bekannt:

Erste Methode.

Die Bogen werden zweimal, oder, nach Beschaffenheit der Umstände, dreimal so gleichförmig, als nur möglich ist, mit der gewählten Farbe angestrichen. Während diese auf den Schnüren trocknen, bereitet man folgende Wachsseife und Wachsmilch: In einen neuen, gut glasurten Topf gießt man 1 Maas oder 2 Pfund filtrirtes Regenwasser und kocht darin 8 Loth weißes Wachs mit 6 Loth guter Pottasche eine Stunde lang, wobei man darauf zu sehen hat, daß die Masse nicht überlaufe, welches leicht zu geschehen pflegt, daher man nur ein mäßiges Kohlenfeuer gestatten darf und den Topf sogleich zurückziehen muß, wenn die Masse zu steigen anfängt und

überlaufen will. Nachher läßt man das Ganze erkalten, nimmt die Wachsseife, welche sich in der Höhe befindet, ab und schüttet das unten befindliche Wasser als unbrauchbar hinweg. Von dieser Wachsseife reibt man soviel, als nöthig ist, auf einem Reibesteine, verdünnt die Substanz nicht mit mehr Wasser, als dazu erfordert wird, eine Art Milch darzustellen, überstreicht mit dieser milchartigen Flüssigkeit das gefärbte und getrocknete Papier und hängt es wieder auf. Wenn es anfängt, zu trocknen, so daß es nicht mehr naß, sondern nur noch unmerklich feucht (mild) ist, so schichtet man das von den Schnüren herabgenommene Papier auf einen Haufen oder Stoß dergestalt zusammen, daß die feuchtern Stellen auf die trocknern und umgekehrt zu liegen kommen, breitet oben und unten einen etwas feuchten Bogen Maculatur darauf und bedeckt das Ganze mit einem reinlichen Brete, welches man mit einem Gewichte beschwert. Haben sich die Bogen gleichmäßig durchzogen und sind weder zu feucht noch zu trocken, so nimmt man den obersten Bogen vom Stoße ab, breitet ihn auf einem sehr ebenen und glatten Tische horizontal aus, reibt ihn mit einem wollenen Tuche gelind ab und bürstet ihn dann mit einer Bürste so lange, bis der höchstmögliche Glanz hervorgekommen ist, wobei man Anfangs nur eine geringe Gewalt anwendet, die man nach dem Grade verstärkt, wie der Bogen unter dem Bürsten trocken wird. Hierbei hängt Alles theils von der gehörigen Qualität der Wachsseife, theils von dem richtigen Grade der Feuchtigkeit der zu glättenden Bogen ab; denn wenn erstere nicht stark genug gewesen ist, wird der höchste Glanz nicht hervorzubringen seyn und man ist gezwungen, das Papier noch einmal damit zu überstreichen; im andern Falle, wenn die Bogen zu feucht oder zu trocken sind, wird man den Zweck ebenfalls nicht erreichen. Die

Bogen müssen daher so trocken seyn, daß sich durch das Reiben und Bürsten nicht das Geringste von der Farbe abreibt, und wieder so viele Feuchtigkeit noch besitzen, daß erst nach einigem Reiben und Bürsten die Bogen mittelst der Friction ganz zu trocknen anfangen, und während dieses successiven Trocknens und Bürstens tritt der beabsichtigte Glanz nach und nach hervor und erhebt sich zur höchsten Stufe; gerade so, wie es bei der bekannten englischen Stiefelwischse der Fall ist, die naß aufgetragen und in noch feuchtem Zustande bis zur Trockenheit und höchstem Glanze gebürstet wird.

Zweite Methode.

Man reibt die gewählte Farbe zuerst mit etwas Gummiwasser an, setzt dann derselben, dem Gewichte nach, ebensoviel zart gestoßenen und geriebenen Venetianischen Talk (vergl. Cap. 2, Nr. 122) hinzu, als man Farbe genommen hat, reibt beides gehörig zusammen und verdünnt es mit Gummiwasser zur rechten Consistenz. Mit dieser Farbe wird das Papier wenigstens zweimal angestrichen, und wenn nach der letzten Färbung die Masse des Anstrichs so weit verdunstet ist, daß sich auf der Oberfläche kein glänzender Schimmer mehr zeigt, so legt man die Bogen, wie bei der ersten Methode angegeben ist, aufeinander, deckt feuchte Maculatur und ein Bret auf den Stoß; beschwert es mit einem Gewichte, und wenn sich die Feuchtigkeit auch hier gleichmäßig theilt hat, reibt und bürstet man einen Bogen nach dem andern, bis der Glanz nach Wunsch hervorgetreten ist. Gut ist es, den Stoß jedesmal mit dem feuchten Maculaturbogen und dem Brete wieder zu belegen, wenn man einen Bogen davon zur Bearbeitung abgenommen hat.

Dritte Methode.

Man streicht das Papier mit einer willkürlichen und mit Wachseife gut abgeriebenen Körperfarbe gehörig an und läßt die Bogen auf den Leinen so lange trocknen, bis solche nur noch ein klein Wenig feucht sind. In diesem Zustande wichst man dieselben auf der Rückseite mit dem bekannten Glättwachs, worauf sie auf eben dieser Seite geglättet werden. Ist dieß geschehen, so bestreut man den Bogen durch ein feines Haarsieb mit pulverisirtem venetianischen Talk, bürstet solchen mit einer scharfen Roßhaarbürste auf allen Seiten möglichst stark und schüttet dann den überschüssigen Talk wieder vom Bogen herunter. Sodann nimmt man eine weiche, ebenfalls von Roßhaaren gemachte, Bürste und bürstet den aufgesiebten Talk auf der farbigen Oberfläche so lange herum, bis der Bogen den erwünschten Glanz erhalten hat, worauf das Papier mit der Glättbürste gereinigt und über Nacht gepreßt wird.

Vierte Methode.

Die Papiere werden mit einer Farbe, die ohne Wachseife gerieben ist, überstrichen, getrocknet und auf der Rückseite geglättet. Dann giebt man ihnen einen Ueberzug von Pergamentleim, reibt hierauf Wachseife auf dem Reibsteine, verdünnt solche zu einer Art Milch und überzieht die getrockneten Papiere ebenfalls mit dieser Masse. Nach dem Trocknen werden sie mit Talk überstreut und gut gebürstet.

Das Glanzpapier wird zuletzt, es mag nach der einen oder andern Methode behandelt seyn, wie alles Papier, welches angestrichen, gefärbt oder bedruckt worden ist, in eine Presse gebracht, um demselben seine eigenthümliche Form und Gestalt wiederzugeben, und nachher buchweise zusammengelegt.

A n m e r k u n g.

Das französische papier satiné soll seinen täuschenden atlasähnlichen Glanz dadurch erhalten, daß es nach der Färbung mit einer Auflösung von gewissen silbersfarbigen Fischechuppen, die von der Ablette oder Ukelei (*Cyprinus alburnus*), einer kleinen Gattung von Weißfisch, abstammen sollen, überstrichen wird; das sogenannte papier glacé hingegen wird nach der Färbung mit einem Weingeistlackfirnisse überzogen, der vom Gummilack oder Mastix verfertigt ist, und Papier gaufré ist ein gemustertes Atlaspapier, welches entsteht, wenn das Papier durch Walzen, in welche verschiedene Muster gravirt sind, gezogen und dadurch figurirt wird. Vergl. Le Normand: Manuel du Fabricant d'Etoffes imprimées, et du Fabricant de Papiers peints etc. Paris, 1830, 12, welche Schrift wir zwar bei unserer dritten Auflage der Papierfärberei genau durchgesehen, aber Nichts gefunden haben, was von uns nicht früher schon als bemerkenswerth angegeben worden wäre. Uebrigens hat der Verfasser dieser Schrift noch keine Probe mit einer solchen Auflösung von Fischechuppen gemacht, welche man durch verdünnten Ammoniak oder Essig bewerkstelligt; er glaubt aber auch, daß dabei kein Vortheil herauskommen wird, denn 4000 Abletten geben erst 1 Pfd. Schuppen. Aber das Lackiren der Papiere ist eine längst bekannte Sache, wodurch man deren Oberfläche ein eben so glänzendes als dauerhaftes Ansehen verschaffen kann, und der geneigte Leser findet die besten Glanzlackfirnisse von Weingeist auf Papier und Papparbeit in unserer vollständigen Anleitung zur Lackkunst zc., fünfte Auflage, Weimar, 1842, 8. Was aber die sogenannten Gaufrépapiere anbelangt, so hat man nicht allein gemusterte Atlaspapiere, son-

bern auch gemusterte Gold- und Silberpapiere, dergleichen zu Etiquetten, Visitenkarten, Verlobungskarten u. s. w.

Fünftes Capitel.

Die Fabrication der gefärbten Postpapiere.

Unter gefärbten Postpapieren und unter sogenannten Blumenpapieren versteht man solche einfarbigen Papiere, welche auf beiden Seiten gefärbt sind und nicht allein zum Brieffschreiben, zum Drucken von Gelegenheitsgedichten und zu Briefumschlägen (Couverts), sondern auch zu Vorsatzpapieren für Buchbinder, zu Futteralbelegungen, zur Blumenmalerei, zu künstlichen Blumen, Blumenblättern, zu Sonnenfächern und andern Dingen dienen. In Rücksicht dieser mannichfaltigen Bestimmungen bedürfen sie eine weit sorgfältigere Behandlung, als die ordinären geglätteten; vornehmlich muß man dabei auf ein feines, weißes, in allen Stücken fehlerfreies Papier, und auf ganz reine, schöne angemessene Farben sehen.

Was zuerst die Wahl des Papiers anbelangt, so kann man sich derselben Sorten, wie zu den extraordinären einfarbigen Papieren (Glanzpapieren), bedienen, wenn sie nur recht gleichförmig dünn, dabei fest und gut geleimt sind. Vorzüglich schickt sich das Holländische Brief- oder Postpapier dazu, welches ein schönes weißes, in das Bläuliche übergehendes Ansehen hat, die Farben nicht nur besser annimmt, sondern auch solche schöner, lebhafter und unveränderlicher darstellt, weil es, in der Regel,

eine oder die andere Säure enthält, welche die Farben erhöht. Dagegen sind andere Papiere, welche Pottasche, Alaun, Kalk, Kreide und andere alkalische Erden enthalten, wenn sie auch fein und weiß sind, zu verwerfen, weil sich darauf die Farben gern verwandeln, z. B., die hochrothe in Carmoisin u. f.

Die Farben, deren man sich zu dieser Gattung gefärbter Papiere bedient, sind keine Körper-, sondern Saft- oder flüssige Farben, und sie werden entweder angestrichen, oder das Papier wird eingetaucht, und zwar auf beiden Seiten, damit beide Flächen ein gleichfarbiges Ansehen erhalten. Wollte man auch Körperfarben in Anwendung bringen, so würde diese Art von Papier bei der Verarbeitung leicht Brüche bekommen. Auch wählt man meistens nur helle, lichte Farben, damit sich bei'm Schreiben die Tinte, oder bei'm Drucken die Schwärze, besser ausnimmt; in andern Fällen, namentlich zur Blumenmalerei, zu Sonnensächern u. f., kann man jedoch auch dunklere Nuancen anwenden; nur müssen sämtliche Farben viel Farbestoff enthalten, damit sie gut decken.

Es ist zwar schon im dritten Capitel §. 11. die Herstellung der flüssigen Farben aus vegetabilischen und thierischen färbenden Substanzen gelehrt worden, und es können im Allgemeinen auch hier diejenigen flüssigen Farben in Anwendung kommen, die man zur Darstellung der einfarbigen ordinären Papiere gebraucht; inzwischen finden doch, in Beziehung des individuellen Zwecks, noch manche nähere Bestimmungen Statt, und wir halten daher für gemessen, die vorzüglichsten Farbenzusammensetzungen, welche zum Färben des sogenannten Postpapiers dienen, in aller Kürze nach den verschiedenen Hauptfarben anzugeben.

Rosen- und Carminroth.

Man nehme auf ein Pfd. Fernambuk: 4 Loth Zinnsolution, 4 Loth Bleizucker, 4 Loth Weinstein, 12 Pfd. Wasser und ein mit Vitriolöl zur Genüge sauer gemachtes Wasser. — Der Niederschlag durch die Zinn- und Bleizuckersolution darf nicht zu stark seyn, sondern muß von den Farbeththeilen nur soviel im Wasser zurücklassen, als man zur Färbung des Papierees braucht.

Rosenroth auf andere Art.

Acht Pfd. Cochenillenbrühe mit Weinstein gebrochen; $\frac{1}{8}$ Pfd. Wachsseife; $\frac{1}{2}$ Pfund Arabisches Gummi.

Carmoisinroth.

Acht Pfd. alte Fernambukbrühe mit Borax gebrochen; $\frac{1}{8}$ Pfd. Wachsseife; $\frac{1}{2}$ Pfd. Arabisches Gummi.

Wird die Fernambukbrühe mit Alaun und Kupfersolution gebrochen, so erhält man Scharlachroth.

Scharlachroth.

Acht Pfd. Cochenillbrühe mit citronensaurem Zinne versetzt; $\frac{1}{8}$ Pfd. Wachsseife; $\frac{1}{2}$ Pfd. Arab. Gummi.

Hoch- oder Binnoberroth.

Man nehme zuerst auf 8 Loth guten, zerreiblichen Orlean: 8 Loth gute calcinirte Pottasche, 2 Loth Zinnsolution, 12 Pfd. Wasser, auch Bleizucker- und Gummiauflösung zur Genüge, bringe das Papier in diese Mischung und lasse es wohl trocknen. Hierauf mache man eine zweite

Farbebrühe von 1 Pfd. Fernambuk, 8 Loth Englischem Alaun, 4 Loth Zinnsolution, 4 Loth Bleizuckerauflösung, 12 Pfd. Wasser, Gummi und Mundleim zu gleichen Theilen, soviel als nothwendig ist. Die Fernambukspäne dürfen aber nicht gekocht, sondern müssen gehörig extrahirt werden, worauf man die Brühe durch Leinwand filtrirt, und darin, solange sie noch warm ist, den Alaun auflöst. Nach Verlauf von 24 Stunden wird die kalte Flüssigkeit noch einmal durch weißes Löschpapier gelassen und auf das Papier aufgetragen.

Hochorangegelb.

Man nehme auf 8 Loth gut zerreiblichen Dr. lean: 8 Loth gute calcinirte Pottasche, 2 Loth Zinnsolution, 12 Pfd. Wasser und Gummi, soviel als nöthig ist.

Schwefels oder Strohgelb.

Auf 1 Pfd. in Späne geschnittenes oder geraspelttes Gelbholz nehme man 6 Loth Englischen Alaun, 2 bis 3 Loth Zinnsolution und 12 Pfund Wasser. — Das Gelbholz setzt man mit dem Wasser in einem kupfernen Kessel über das Feuer, läßt es bis zur Hälfte einkochen, gießt die Brühe von den Spänen ab, läßt sie mit dem eingerührten Alaune noch $\frac{1}{4}$ Stunde kochen, filtrirt sie dann, setzt die Zinnsolution hinzu und mischt zuletzt noch 1 Maasß frisches kaltes Regenwasser bei.

Goldgelb.

Sechs Pfd. aufgelöstes Gummigutt und 4 Loth Wachseise.

Citronengelb.

Acht Pfund Brühe von cyprischen Kreuzbeeren;
 $\frac{1}{2}$ Pfund Wachseise und $\frac{1}{2}$ Pfund Arab. Gummi.

Helles Citronengelb.

Acht Pfund Quercitronbrühe mit Zinn-
 solution gebrochen; 4 Loth Wachseise und
 $\frac{1}{2}$ Pfd. Arab. Gummi.

Englisches Blau.

Man nehme 1 Loth Guatimalaindig, 1
 Loth feines gutes Berliner Blau, 2 bis 3 Loth
 Zinnsolution, 8 bis 12 Pfd. Wasser, Blei-
 zucker, Gummi- und Mundleimauflösung
 soviel als nöthig ist. — Der klargestoßene und ge-
 siebte Indig wird in rauchendem Vitriolöle auf be-
 kannte Art aufgelöst (Cap. 2, Nr. 57 u. Cap. 3,
 S. 11.); die Auflösung bleibt dann 24 Stunden
 lang stehen, bis man aus der Probe mit einigen
 Tropfen Indigoauflösung in frischem Wasser sieht,
 daß letzteres schön blau gefärbt wird und die aufge-
 lösten Indigotincturtropfen im Wasser nicht zu Bo-
 den fallen. Ist die Auflösung recht bereitet, so gießt
 man nach und nach wenigstens 1 Maas Wasser hinzu
 und hebt sie zum Gebrauche auf. Bei der Anwen-
 dung nimmt man das kleingestoßene Berliner Blau,
 gießt in einem Serpentinmörser die Indigotinctur
 darauf, reibt sie damit ab und läßt es sich 48 Stun-
 den setzen, bis sich die färbenden Theile als eine
 schöne blaue Farbe in der Brühe ausgebreitet haben.
 Nun gießt man die Brühe behutsam ab und rührt
 die Zinnsolution und Bleizuckerauflösung in dieselbe
 hinein.

Dunkelblau.

Acht Pfd. Tinctur von Berlinerblau; 4 Loth Wachseife und 6 Loth Tragantgummi. Je mehr die Farbe mit aufgelöstem Tragantgummi verdünnt wird, je heller wird sie.

Violett.

Diese Farbe wird durch Vermischung von Blau und Roth auf folgende Weise hergestellt. Zur blauen Farbe dient das soeben beschriebene Englische Blau, die rothe gewinnt man aus 4 Loth Cochenille, 6 Loth weißen Weinstein, 8 Loth Zinnsolution, 16 Pfund Wasser, Senegalgummi und Mundleim zu gleichen Theilen, soviel als nöthig ist. Die Cochenille und der Weinstein werden fein gepulvert und gesiebt, und wenn etwa 6 Maaß oder 12 Pfund Wasser in einem kupfernen Kessel handheiß sind, wird zuerst die Cochenille $\frac{1}{2}$ Stunde lang darin gekocht, dann der Weinstein dazu gethan und das Ganze bis zur Hälfte eingekocht. Hierauf gießt man die Zinnsolution dazu, läßt die Brühe noch $\frac{1}{2}$ Stunde sieden, nimmt sie vom Feuer, verdünnt sie mit etwas frischem Wasser und filtrirt zuletzt die warme Flüssigkeit. — Für sich allein ist diese Farbe ein schönes Carminroth; mit dem Englischen Blau vermischt, bildet sich ein Violett.

Die grünen Farben

bereitet man aus Blau und Gelb, und man mischt entweder beide Farben zusammen, oder streicht eine Farbe über die andere, wenn die erste auf dem Papiere trocken geworden ist. — Je nachdem man die grüne Farbe dunkel oder hell haben will, wird bald von der einen, bald von der andern mehr oder we-

niger zugesetzt. Viel Gelb bildet ein schönes Zeisigrün.

Dunkelgrün.

Acht Pfund Saftgrünbrühe, $\frac{1}{2}$ Pfd. aufgelösten Indig, 4 Loth Wachsseife und 16 Loth Arab. Gummi.

Gelbgrün.

Acht Pfd. Saftgrünbrühe, 4 Loth destillirter Grünspan, 4 Loth Wachsseife und 10 Loth Arab. Gummi.

Wird der Saftgrünbrühe Berlinerblau beigelegt, so erhält man verschiedenartige Brechungen.

Braune Farben

nimmt man weder zu Papieren, worauf man schreiben, noch worauf man drucken will, desto häufiger zu solchen, welche zum Zeichnen dienen sollen. Man erhält sie aus Mischungen der flüssigen gelben, rothen und schwarzen Farben. Auch die gedörrten grünen Nusschalen, mit etwas Alaun gekocht, färben braun.

Schwarz

läßt sich in kalten Brühen nicht behandeln, sondern muß angestrichen werden. Zu einem solchen Schwarz nimmt man altes Eisen in kleinen Stücken und löschet es in gutem Weinessig, nachdem man jedes einzelne Stückchen für sich glühend gemacht hat, gehörig ab. Hierauf nimmt man 1 Pfund Blauholzspäne, siedet sie in 12 bis 14 Pfund Wasser ab, kocht die Brühe bis auf die Hälfte ein, filtrirt sie dann durch ein leinenes Tuch, und setzt hierauf 4 Loth gröblich zerstoßene Galläpfel und ebensoviel Eisenbrühe hinzu. — Eine andere sehr gute Ei-

senbrühe zum Schwarzfärben findet sich in Gütle Vorschriften zc. S. 111.

Da in den vorstehenden Farbenrecepten verschiedener Hülfsmittel, namentlich des Bleizuckers, des sauren Wassers, des Mundleims u. s. w. gedacht ist, so wollen wir diese Dinge hier etwas näher beschreiben.

Der Bleizucker, *Saccharum Saturni*,

dient nicht allein zur Befestigung der Farben, sondern auch zum Niederschlagen derselben aus den Farbebrühen. Man bereitet ihn fabrikmäßig in England, Holland, Frankreich u. s. w., indem man Bleiweiß, besser fein zerstoßenes und gesiebtes Schieferweiß, in destillirtem Bieressig auflöst, die Auflösung filtrirt und dann in bleiernen Kasten krystallisiren läßt. — Im Handel kommt der Bleizucker in krystallinischen Klumpen vor, die aus kleinen, dünnen, vierseitigen, nadelförmigen, halbdurchsichtigen, mattweißen Krystallen zusammengesetzt sind, welche einen stark abstringirenden und süßen Geschmack haben und sich selten völlig klar im Wasser auflösen. Da der Bleizucker durch freie Einwirkung der Luft einen Theil seiner Säure und Kraft mit der Zeit verliert, so muß er in wohlverwahrten Gefäßen aufbewahrt werden. Durch Auflösung in destillirtem Wasser entdeckt sich der verlegene Bleizucker, und das am Boden bleibende graugelbliche Bleiweiß wird nach dem Gewichte die verminderte Güte desselben bestimmen. Der gereinigte Bleizucker (*Saccharum Saturni depuratum*) wird durch Auflösung des gemeinen käuflichen essigsauren Bleies in destillirtem Wasser und durch Krystallisation dieser filtrirten, gesättigten Auflösung bereitet. (Vergl. Cap. 2, Nr. 16.) — Noch angenehmer, als der Bleizucker, ist der Binnzucker (*Saccharum Jovis*).

Ein saures Wasser,

welches die Farben erhöht, kann auf verschiedene Weise hergestellt werden. Hierher gehören vorzüglich die aus den vitriolsäurehaltigen metallischen Salzen bereiteten Auflösungen. (Vergl. Cap. 2, Nr. 116 und 127.) Jeder Vitriol verwandelt die rothe Farbe in ein Violett; wird derselbe aber durch einen besondern chemischen Weg zubereitet oder corrigirt, so ist er ein ausnehmendes Mittel, die rothe Farbe in ein noch höheres Roth zu verwandeln. Man nehme, z. B., einen etwas mit Wasser gebrochenen Spiritum vitrioli und gieße davon in die Composition, so wird man das lieblichste Roth erhalten. — Auf eine andere Art wird ein Sauerwasser bereitet, welches besonders bei rothen Farben mit Nutzen zu gebrauchen ist, wenn man in ein Faß 50 Maaf siedendes Flußwasser gießt, 1 Pfd. Weizenkleie, 12 Loth präparirten Weinstein und ebensoviel weißen Brodsauerteig, Alles in kaltem Wasser wohl auflöst, hinzuthut, das Ganze dann fest zudeckt und täglich einigemal umschüttelt; nach Verlauf von 5 bis 6 Tagen ist es zum Gebrauche fertig.

Der Mundleim.

Um diesen zu bereiten, nehme man: Fischleim (Hausenblase) und Pergamentleim, von jedem 1 Unze; Kandiszucker und Gummitragant, von jedem 2 Drachmen; gieße 2 Unzen Wasser darauf und koche Alles miteinander, bis die Mischung, wenn sie kalt wird, die gehörige Consistenz eines harten Leims erhalten hat. Der Kandis- und Gummitragant müssen zuvor besonders in Wasser auflöst, durch Leinwand gedrückt und dann erst unter den Leim gemischt werden. Der fertige Mundleim wird zuletzt in schmale Riemen oder Streifen geschnit-

ten und an der Luft getrocknet. — Nach diesem Verhältnisse kann man sich eine beliebige Quantität Mundleim verfertigen. — Oder man löse 8 Loth schönen hellen Tischlerleim und 2 Loth Hausenblase, jedes besonders, in gutem Weingeiste, und 2 Loth weißen Kandis in reinem Wasser über gelindem Kohlenfeuer auf, gieße dann diese Mischung, wenn sie genug gekocht hat, in Formen und schneide, nach erhaltener Consistenz, die noch weiche Masse in schmale Riemen, die man an der Luft vollends trocknen läßt.

Die Färbung

dieser Art Papiere mit den beschriebenen Farben, wenn letztere gehörig mit Wachsseife und Arabischem Gummi versetzt sind, kann auf verschiedene Weise verrichtet werden: einmal, wenn die Farben mit einem langborstigen Pinsel (Cap. 1, Nr. 18), oder mit einer schicklichen Bürste (Cap. 1, Nr. 16), oder mit dem Schwamme (Cap. 1, Nr. 17.) angestrichen werden; zweitens, wenn man die Bogen einzeln in die Farbebrühe eintaucht, oder sie darin durchzieht.

Erste Methode.

Sollen die Bogen mittelst eines langborstigen Pinsels, oder einer Bürste oder des Schwammes mit Farbe, angestrichen werden, so verfährt man genau so, wie im vorigen Capitel, bei Fabrication der einsfarbigen Papiere, ausführlich beschrieben worden ist, nur mit dem Unterschiede, daß hier beide Flächen angestrichen werden. Zuerst wird die eine Seite des Papiers so oft der Länge und Quere nach überstrichen, bis die gewünschte Nuance getroffen und Alles gehörig gedeckt ist; sodann verfährt man mit der andern Seite auf gleiche Weise, nimmt aber den Pinsel nie-

mals zu voll, weil die überflüssige Farbe schwer mit der Verschlichtbürste zu verwischen ist. Diese Methode nimmt jedoch viele Zeit hinweg und wird aus diesem Grunde in den Fabriken wenig oder nicht angewendet; es wäre denn, daß die Papiere auf ihren beiden Flächen eine verschiedene Farbe bekommen sollten. In diesem Falle werden sämtliche Bogen zuerst mit der einen Farbe und dann, wenn sie gehörig trocken sind, auf ihrer entgegengesetzten Fläche mit der andern Farbe angestrichen. Solche Papiere werden aber nicht für den Handel, sondern nur auf Bestellung zu besondern Arbeiten fabricirt.

Zweite Methode.

Hier werden die Bogen einzeln entweder in die Farbebrühe eingetaucht, oder durch dieselbe gezogen.

In dem ersten Falle, wenn die Bogen in die Farbebrühe eingetaucht werden sollen, bedient man sich der Geschirre, wie solche Cap. 1, Nr. 19 ausführlich beschrieben worden sind. Man zieht dann jeden Bogen einzeln vom Haufen ab, legt ihn auf die im Geschirre befindliche Farbebrühe und taucht ihn entweder etwas unter, daß die Farbebrühe über demselben zusammenfließt, oder man wendet ihn um, wenn die eine Fläche Farbe genug angenommen hat, und letztere Procedur ist die beste, weil kein Bogen unter sinken und von dem etwa abgelagerten Bodensatz eine abweichende Farbe annehmen kann. Die dabei üblichen Handgriffe sind bereits im vorigen Cap. sub c) angegeben, worauf wir uns der Kürze wegen beziehen und nur noch bemerken, daß stets genug Farbebrühe in dem Geschirre seyn muß, und daß die Bogen nicht so tief untergetaucht werden dürfen, daß sie den Boden des Geschirres berühren, weil sich daselbst immer etwas Niederschlag bildet,

der die Farbe der Bogenfläche verzieht. Uebrigens ist es, wenn mit der gehörigen Vorsicht zu Werke gegangen wird, ganz einerlei, ob man die Bogen etwas untertaucht, oder umwendet, weil sie auf der Brühe schwimmen.

In dem andern Falle, wenn die Bogen durch die Farbebrühe gezogen werden sollen, um sie auf beiden Seiten zu färben, gebraucht man zum Farbegeschirr eine hinlänglich große, auf einem ausgeschnittenen Gestelle feststehende Mulde (Cap. 1, Nr. 6), welche an den Tisch, worauf der Haufen oder Stoß Papier liegt, dicht angestellt und mit der filtrirten Farbebrühe angefüllt wird, und man zieht die Bogen, wie es die Buchbinder bei dem sogenannten Planiren zu machen pflegen, durch dieselbe, indem man den Bogen mit zwei Fingern der beiden Hände an seinen äußersten zwei Ecken anfaßt. Damit aber auch diese beiden Ecken Farbe erhalten, so wendet man bei dem Durchziehen folgenden Handgriff an: Man bringt den Bogen zuerst nur halb über den Rand der Mulde, läßt seine vordere Seite in die Brühe fallen, ergreift dann die beiden nassen Ecken und zieht den Bogen durch die Brühe nach sich zu. Man hat sich aber wohl vorzusehen, daß kein Bogen während des Durchziehens zerrissen werde, und daß bei dem Aufhängen der Bogen, die man über dem Geschirre vorher gut ablaufen lassen muß, keine Runzeln entstehen, besonders bei der letzten Färbung; denn meistens sind zwei Färbungen nöthig, weil eine nicht gehörig decken würde. Diese Vorsicht ist um so nöthiger, da diese Papiere nach der Färbung sehr wenig oder gar nicht geglättet werden, wie weiter unten vorkommen wird.

Jeder Bogen, er sey auf die eine oder andere Art gefärbt, muß vor dem Aufhängen und Trocknen durch reines Wasser gezogen werden, um vom Pa-

piere die unreinen Theile der Farbe gleichsam abzuspiülen. Man wendet hierzu eine zweite Mulde oder ein anderes geräumiges und hinlänglich tiefes hölzernes Gefäß an und wechselt das Wasser, so oft es von Zeit zu Zeit unrein wird, mit frischem reinen Wasser.

Das Aufhängen und Trocknen der gefärbten Postpapiere geschieht auf die nämliche Art, wie bei den einfarbigen Papieren im vorigen Capitel unter d) ausführlich angegeben worden ist; aber das Glätten derselben fällt aus dem Grunde weg, weil es sonst zum Schreiben untauglich gemacht werden und die Tinte ausfließen würde; es ist schon genug, wenn man diese Papiere nach dem Trocknen ein wenig glatt walzt und hernach bloß preßt. Zu dem Ende bringt man die gewalzten Bogen zwischen reine Maculatur auf platte, ebene Breter aufeinander, stößt den Haufen auf allen Seiten mit den flachen Händen gerade und setzt ihn dann zwölf und mehrere Stunden in eine Stockpresse oder andere gute, starke Presse.

Was die gefärbten Postpapiere, die bedruckt werden sollen, betrifft, so hat man zwei Wege, den Zweck zu erreichen: entweder wird das Papier erst gefärbt und nachher bedruckt, oder zuerst bedruckt und nachher gefärbt.

Der Farben wegen ist es zwar besser, wenn das Papier erst gefärbt und dann bedruckt wird; aber diese gefärbten Papiere können für den Druck nicht auf gewöhnliche Buchdruckermanier gezeichnet werden, indem die Farben dadurch einen großen Theil ihrer Schönheit und Haltbarkeit verlieren würden. Alles, was man hier thun kann, dem Papiere den zur Annahme der Schwärze erforderlichen Grad von Feuchtigkeit zu verschaffen, ohne den Farben großen Eintrag zu thun, besteht darin, daß

man sie entweder über Nacht, auf Maculatur ausgebreitet und in dünne Lagen gefeßt, in einen feuchten Keller bringt, oder sie eine Stunde vor dem Drucken zwischen schon geseuchtetes und überall gleich durchgezogenes Druckpapier legt, doch so, daß auf einige gefärbte Bogen unmittelbar ein trockner und dann erst ein geseuchteter Druckbogen zu liegen kommt.

Im umgekehrten Falle, wenn das Papier erst bedruckt und nachher gefärbt wird, hat man für die Farben nichts zu befürchten; hingegen nimmt sich dann die Schwärze des Drucks nicht so gut aus, weil diese nicht allein durch den Auftrag der Farbe, sondern auch durch das Pressen oder Schlagen an Schönheit verliert; denn es ist nothwendig, daß solche bedruckte und nachher gefärbte Papiere zwischen Maculatur stark gepreßt oder geschlagen werden müssen, wodurch sich natürlich, in Rücksicht der Frische des Drucks, viel Schwärze abpreßt oder abschlägt.

Die Blumenpapiere endlich erhalten wohl 3 bis 4 Anstriche, werden nur auf einer Seite etwas geglättet und bleiben dann über Nacht in der Presse stehen.

Sechstes Capitel.

Die Fabrication der Saffian- oder Maroquinpapiere, der lactirten oder sogenannten Zetelpapiere, der gepreßten und guillochirten Papiere.

Die Saffian- oder Maroquinpapiere haben ihren Namen von der bekannten gleichnamigen Lederart, dessen Fabrication für eine marokkanische Erfindung angesehen wird, erhalten, und man ver-

sieht im Allgemeinen darunter alle roth, gelb, grün, blau, violett u. f. gefärbte, sehr stark geleimte oder gummirte, glänzende Papiere, mit einer entweder glatten, oder, nach Art des Saffians, genarbten, gekörnten oder geriesten (gerippten) Oberfläche. Im engen oder besondern Sinne nennt man, der Aehnlichkeit wegen, nur diejenigen Papiere Saffian- oder Maroquinpapiere, welche mehr oder weniger enge und tiefe Narben haben; die glatten hingegen heißen Titelpapiere, und hierher gehören auch, streng genommen, die gepreßten und guillochirten Papiere.

Alle diese verschiedenen Sorten sind einfarbige Papiere, welche sich von den gewöhnlichen nur durch die besondere und eigenthümliche Behandlung unterscheiden, wie denn auch ihre Anwendung oder Gebrauch von der individuellen Beschaffenheit abhängt. Die eigentlichen Saffian- oder Maroquinpapiere, sowie die gepreßten und guillochirten Papiere dienen vornehmlich zum Ueberziehen oder Belegen ganzer Papparbeiten, denen man ein vorzüglich schönes Aeußere geben will; die glatten hingegen werden von den Buchbindern meistens nur zu Titeln an Lederbänden verbraucht, wo sie die Stelle des Saffianleders vertreten; doch können auch alle, ohne Unterschied, als Ueberzug der Bücher und Papparbeiten, welche ein elegantes, zierliches Ansehen bekommen sollen, dienen.

1) Die Saffian- oder Maroquinpapiere charakterisiren sich durch die eingedrückten Narben oder Krispeln, womit ihre farbige Oberfläche, gleich dem Saffianleder, bedeckt ist, und die Fabrication derselben ist sehr einfach, kann jedoch ebenfalls auf verschiedene Weise geschehen.

Das Papier, welches hierzu am Dienlichsten ist, muß gut geleimt, stark, dabei weiß, rein und überhaupt fehlerfrei seyn. Vorzüglich eignet sich hierzu das französische Papier.

Die gangbarsten Farben, womit diese Art von Papier gefärbt wird, sind: Roth, Gelb, Grün, Blau, Schwarz und Violett, und man kann sowohl Körperfarben allein, als auch Körper- und Saftfarben, in der Verbindung miteinander, in Anwendung bringen.

Zur rothen Farbe nimmt man entweder Zinnober, türkische Mennige u. f., oder eine ziemlich stark eingekochte Fernambukbrühe, oder wendet die Cochenille an und schärft beides mit Zinnsolution. Das aus türkischer Mennige gefertigte Papier schätzen die Buchbinder höher, als das dunklere von Zinnober; auch geben zwei Theile alte Fernambukbrühe und ein Theil Cochenillbrühe, mehrmal aufgetragen, ein schönes Roth.

Die gelbe Farbe stellt man aus Chromgelb, Quercitronrinde, oder aus Gelbholz, Curcumá, Kreuzbeeren u. f. dar; auch wird zuweilen Gummigutt in Vereinigung eines andern Gelbs gebraucht.

Die grüne Farbe erhält man durch Vermischung einer gelben und einer blauen Farbe, und gewöhnlich wird hierzu die Quercitronrinde und die Indigotinctur genommen, oder man wählt Schweinfurtergrün, Parisergrün u. f. Das Schweinfurtergrün verlangt einen mehrmaligen Anstrich, und um es dunkler darzustellen, überzieht man es öfters mit einer saftgrünen Farbe.

Zur blauen Farbe bedient man sich des aufgelösten und mit Wasser verdünnten Indigs, des Pariserblauen, des Berlinerblauen u. f.

Die violette Farbe wird von stark ausgekochtem Blau- oder Campecheholze gemacht, oder man nimmt zwei Theile helles Mineralblau, 1 Theil Carmoisin und 7 Theile Bleiweiß.

Die schwarze Farbe bildet sich aus Frankfurterschwarz oder ausgeglühtem Kienrauche u. f., dem man etwas feines Pariserblau zusetzt. Soll das Schwarz recht schön werden, so überziehe man die gefärbten Papiere mehrmals mit guter, in Indigo-Brühe gekochter, Galläpfelstinctur; auch kann man die schwarzen Papiere mit einer starken Blauholzbrühe, welche mit Pottasche oder Kupferwasser gebrochen worden ist, überziehen.

Alle diese Farben werden mit Pergamentleimwasser angemacht.

Wie diese oder andere Farben bereitet und verschieden nuancirt werden, ist aus dem Vorhergehenden hinlänglich bekannt, und es wäre ganz unnöthig, deßhalb noch weiter etwas zu sagen; nur ist dabei zu bemerken, daß diesen Farbebrühen kein Alaun zugesetzt wird, wenn man den Leim aus Pergamentspänen kocht.

Die zur Verfertigung unumgänglich nöthigen Geräthschaften und Gefäße bestehen:

a) In 4 bis 8 Farbebretern, welche so groß seyn müssen, daß auf jedem 2 Bogen bequem nebeneinander ausgebreitet werden können und noch einiger Raum am Rande ringsum übrig bleibt. Sie müssen übrigens von gutem, trockenem Tannenholze gemacht, auf der untern Seite mit eingelassenen eichenen oder buchenen Hirnleisten versehen seyn, um das Krummlaufen oder Werseln zu verhindern, und auf der obern Seite an ihrer Kante herum eine, ungefähr 1 Zoll hohe, gut anschließende Leiste haben, die man überdieß noch verpichen muß, damit keine Farbebrühe verloren gehe. Vergl. Cap. 1, Nr. 22.

b) In einem Tische, worauf die Leim- und Farbebreter nebst den Farben zu stehen kommen; man kann sich aber auch einer besonders dazu eingerichteten Bank bedienen. Vergl. Cap. 1, Nr. 28.

c) In einem mit reinem Wasser angefüllten gehörig weiten und tiefen Kasten, worin die gefärbten Bogen abgespült werden, damit man reine Farben erhalte. Das Wasser muß aber von Zeit zu Zeit, sobald es unrein ist, ausgeleert und mit frischem versetzt werden. Man kann sich auch der im Cap. 1, Nr. 6 erwähnten großen Mulde bedienen.

d) In einem Gestelle mit ausgespannten Schnüren, worauf die gefärbten und im Wasser abgespülten Bogen zum Abtropfen gehängt werden, um sie dann auf die in der Höhe angebrachten Schnüre zum Trocknen zu bringen. Vergl. Cap. 1, Nr. 30.

e) In einer Platte oder Tafel von Kupfer oder Messing, worauf eben solche Narben oder Krispeln, wie sie das Saffian- oder Maroquinleder hat, gestochen oder gravirt sind, und welche etwas größer, als der Bogen Papier, seyn muß, der genarbt werden soll. Man kann sich auch einer Zinnplatte bedienen, worin mit einem Punzen lauter kleine Punkte eingeschlagen, oder mit einem Grabstichel lauter kurze abgebrochene Linien gezogen sind. Damit sich die Platte nicht schiebe, sondern auf dem Tische festliege, wird sie etwas eingelassen, aber so, daß noch immer etwas überstehet.

f) In einer gewöhnlichen Kupferdrucker- presse, womit die Narben abgedruckt werden, welche sich von der Presse des Buchdruckers vornehmlich dadurch unterscheidet, daß dieselbe nicht mittelst einer Schraube von oben nach unten zu, sondern vermöge zwei starker Walzen, die sich in einem Gestelle befinden, das aus Seitenhölzern und Riegeln besteht, druckt, wie solche in Krünig's ökonom. Encyclop.

Tbl. LVI. S. 229 näher beschrieben und in **Fig. 3342** abgebildet ist; oder in einer Walzmaschine, mit der man den auf der oben sub c beschriebenen Platte liegenden Bogen walzt, um die Narben in das Papier einzudrücken. Es kann auch das Muster in eine besondere Walze, welche über das angestrichene Papier wegläuft, eingegraben werden. Die sogenannte Maroquinwalze, in welche das Maroquinmuster gravirt ist, besteht aus Messing, ist gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß lang und 6 Zoll stark. Andere ähnliche Walzen, welche dazu bestimmt sind, die Satiné-Papiere zu pressen, enthalten allerlei musirte Dessins, als Arabesken, Blumen, Sterne u. f. Man hat jetzt auch dergleichen Walzen von Eisen mit Messing belegt, in welchen sich die Muster eingegraben befinden, die zwar billiger, als die massiven messingenen, sind, aber auch weniger Dauer haben. In Dresden werden diese Walzen sehr schön gefertigt.

g) In einer Glättmaschine zum Glätten der gefärbten Papiere, welche ohnehin in keiner Werkstätte eines Papierfärbers fehlen darf. Vergl. Cap. 1, Nr. 3.

h) In einer Presse, um die zusammengerollten oder krummgelaufenen Papiere, wieder in ihre rechte Form oder Gestalt zu bringen. Vergl. Capitel 1, Nr. 5. — Ueberhaupt läßt sich das Knittern oder Runzeln der durch die Presse laufenden Papierbogen möglichst verhindern, wenn man ein Stück Blei, das einige Pfund schwer ist und die Länge der Breite der Papierbogen hat, auf dieselben legt, welches sie bei dem Durchgange in ihrer rechten Lage erhält.

Wenn man nun Cassian- oder Maroquinpapier fabriciren will, so bereitet man sich einen starken Leim, auf Art der Buchbinder, entweder aus

hellem sogenannten Tischlerleime (Cap. 2, Nr. 77) oder besser aus Pergamentspänen (Cap. 2, Nr. 95), der zwar ziemlich consistent seyn, sich jedoch bequem auf das Papier anstreichen und vertheilen lassen muß. Vergl. Cap. 3, §. 6. a. Das Treffen der gehörigen Consistenz ist eine Sache der eigenen Erfahrung; auch hängt viel von der Beschaffenheit des Leims mit ab, wieviel Wasser man anwenden muß, um die rechte Consistenz zu erhalten. Am Meisten muß man sich vor dem Zuviel in Acht nehmen, weil man den zu starken Leim wohl leicht verdünnen, aber nicht, umgekehrt, eine zu dünne Auflösung eben so leicht verdicken kann, da das Verdicken nur durch Abdampfen zu bewerkstelligen ist. Es giebt Leim, der sich, wie, z. B., der Eöllnische, schwer auflösen läßt, der aber, wenn er einmal aufgelöst ist, desto mehr Bindekraft besitzt. Solcher Leim verlangt mehr Wasser, als ein anderer, der sich leicht auflöst. Das bloße Kochen ist aber zur Auflösung dieses Leims nicht zureichend, sondern man muß ihn auch nach dem Kochen mit einem breiten Spatel so lange schlagen, bis die Auflösung überall gleichförmiger davon geworden ist. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der gekochte Leim durch Reinwand geseiht werden muß, um alle Schlacken und Unreinigkeiten davon abzusondern. Der Eöllner Leim, wenn man keine Pergamentspäne anwenden kann, eignet sich, wegen seiner Helligkeit, vermöge welcher man ihn auch bei lichten Farben anwenden kann, am Besten zu diesem Gebrauche, nur muß man ihn einige Zeit in Regenwasser eingeweicht haben; auch der gute Nördlinger Leim ist sehr brauchbar.

Mit einem solchen Leime überstreicht man, so gleichförmig, als nur möglich ist, sämtliche Bogen, welche man entweder auf reinliche, starke Pappen,

oder auf glatte, ebene Breter legt, und letztere haben den Vorzug, weil sie sich nicht so leicht werfen und gut mit Wasser rein machen lassen, wenn sich Leim angehängt hat. Solche Leimbretter können zwar unten Hirnleisten gegen das Krummziehen haben, brauchen aber auf der andern Seite nicht mit Leisten eingefast zu seyn. Im Nothfalle kann man auch die Farbebretter zum Leimen anwenden, und der Anstrich geschieht dann auf der Rückseite derselben, wo keine Leisten sind, welche hier hindern würden. Das Trocknen der mit Leim angestrichenen Bogen geschieht aber weder auf einem sogenannten Gestelle (Cap. 1, Nr. 30.), noch auf Schnüren (Cap. 1, Nr. 29.), sondern die Bogen müssen eine horizontale Lage behalten, damit der Leim gleichförmig vertheilt bleibe und an keinem Orte zusammenlaufe. Wenn es in einer Werkstätte an Platz fehlt, um die Bogen vom Anstrichbrette auf eine lange, ebene Tafel zum Trocknen abziehen, so bedient man sich der Rahmen, welcher Cap. 1, Nr. 27. Erwähnung geschehen. Diese mit Faden eng überzogenen Rahmen haben auf einer Seite soviel Vertiefung, daß man den mit Leim angestrichenen Bogen dahin abziehen und einen zweiten und mehrere mit Bogen belegte Rahmen aufeinander stellen kann, ohne daß die bestrichene Fläche berührt wird. Das Trocknen des Leims erfordert keine lange Zeit, wenn die Werkstube den gehörigen Grad von Temperatur besitzt; zu dem Ende muß, wenn die Arbeit im Winter vorgenommen wird, wenigstens 15° R. Wärme unterhalten werden.

Sind sämtliche Bogen mit Leim einmal überstrichen und gehörig trocken geworden, so wiederholt man dieses Anstreichen mit Leim so oft, bis der erforderliche Glanz auf dem Papiere hervorgebracht ist. Bei diesem zweiten und folgenden An-

streichen hat man aber darauf zu sehen, daß der Leim keine stärkere Consistenz, sondern immer einerlei Grad von Flüssigkeit besitze. Die Verdünnung geschieht mit einem schwächern Leimwasser gleicher Art, und man gießt immer nur soviel davon hinzu, als nöthig ist, wobei die gleichförmige Erwärmung des Leims große Vortheile gewährt, weshalb die Einrichtung eines Leimtiegels mit einem Wasserbade hier ganz besondere Empfehlung verdient. Vergl. Cap. 1, Nr. 13. Ferner sehe man darauf, daß sich das Papier während des Bestreichens mit Leim nicht verrücke, weil dasselbe sonst auf seiner Kehrseite Schmutzflecke erhält, und um dieses zu bewerkstelligen, drücke man die Spitzen der ausgebreiteten Finger nahe am nächsten Ende auf das vorliegende Papier fest auf und streiche mit dem Pinsel von sich abwärts nach den entfernteren äußeren Enden zu. Ist Alles, bis auf die Gegend, wo die Finger ausliegen, bestrichen, so setze man nun die äußersten Fingerspitzen, und zwar mit so wenigen Berührungspuncten, als möglich, nahe am äußern Rande auf den bestrichenen Theil auf und streiche in einer der vorigen entgegengesetzten Richtung gegen sich zu. Dieser Handgriff ist auch bei dem Anstriche der Farben zu beobachten. Hat man aber aus Versehen zuviel Leim auf einmal aufgetragen, so streiche man das Ueberflüssige sogleich wieder ab, denn zuviel Leim an einem Orte verhindert die Feinheit der Oberfläche und erschwert das Trocknen.

Die auf solche Art mit Leim überstrichenen und wohlgetrockneten Bogen erhalten nunmehr ihre Farbe auf folgende Weise: Man stellt wenigstens zwei Farbbebreter, welche unter a, d. Cap. beschrieben worden sind, vor sich hin auf den Werkstisch, füllt einen Kasten, der so groß wie die Farbbebreter seyn muß und daher zwei ausgebreitete Bo-

gen aufzunehmen im Stande ist, mit reinem Wasser an, legt zwei geleimte Bogen mit ihrer ganzen Fläche auf das Wasser, dergestalt, daß die geleimte Seite obenauf zu liegen kommt und läßt sie einige Zeit weichen; während dieses geschieht, nimmt man eine reine Bürste oder einen großen Schwamm, taucht eins von beiden in reines Wasser, streicht damit ein Farbebret stark an, bringt nun die auf dem Wasser schwimmenden und gehörig erweichten zwei Bogen nebeneinander auf dasselbe und überfährt sie mit einer beliebigen Farbebrühe so oft, bis sich die gewünschte Farbe auf dem Papiere sattfam genug zeigt. Das Einweichen der geleimten Bögen in Wasser ist deshalb nothwendig, damit die Farben gut und gleichförmig einsaugen; das Ueberstreichen des Farbebrets aber, damit sich die Bogen glatt und fest auf dasselbe auflegen und während des Färbens nicht verschieben. Sind die zwei Papierbogen auf dem Farbbeete hinlänglich mit Farbe überzogen, so nimmt der Gehülfe das Farbebret hinweg, faßt einen gefärbten Bogen um den andern an seinen äußersten zwei Ecken zwischen die Finger der beiden Hände, zieht jeden vom Farbbeete ab, spült ihn in einem andern, ebenfalls mit reinem Wasser gefüllten Kasten ab, legt ihn sodann zum Abtropfen auf einen mit Faden enge überspannten und etwas schief gestellten Rahmen, oder auf ein besonderes Gestelle und hängt ihn endlich über glatte Stangen oder Schnüre zum Trocknen auf. Rasch geht diese Arbeit von Statten, wenn sich zwei Arbeiter mit zugemessenen Geschäften einander in die Hände arbeiten; der eine überstreicht die Farbbeete mit reinem Wasser, nimmt zwei eingeweichte Bogen aus dem Kasten, legt solche auf das Farbebret und überfährt sie mit der Farbebrühe; der andere bringt zwei andere geleimte Bogen zum Erweichen auf das Wasser, nimmt das

Färbebret mit den gefärbten Bogen weg, spült die gefärbten Bogen in Wasser ab, breitet sie auf das Abtropfgestelle, setzt das leere Färbebret wieder vor und hängt die abgelaufenen Bogen zum Trocknen auf.

Sobald die gefärbten Bogen auf den Schnüren gehörig trocken geworden sind, so werden sie mit dem Aufhängekreuze von den Leinen wieder abgenommen, auf der Glättmaschine geglättet, dann schichtweise aufeinander gelegt und 24 bis 36 Stunden in einen feuchten Keller gebracht, damit die getrockneten und krummgelaufenen Bogen einen gewissen und gleichförmigen Grad von Feuchtigkeit annehmen, der im Stande ist, das Papier in seine vorige Lage zurückzubringen; denn da das Papier sich ausdehnt, wenn es naß wird und zusammenläuft, wenn es trocknet: so ist diese Procedur, um ein ebenes und horizontales Papier zu erhalten, durchaus nothwendig. Nach dieser Zeit, wenn das Papier in dem Keller Feuchtigkeit genug angezogen hat und sich leicht, und ohne Brüche zu bekommen, behandeln läßt, so breitet man die Bogen in der Werkstube zwischen zwei gleichgroßen und glatten Bretern, die man mit Maculatur belegt, aufeinander aus und beschwert den zusammengesetzten und gleichgestoßenen Haufen so lange mit einem Gewichte, bis das Papier fast trocken geworden ist und sich in seine vorige Form und Gestalt zurückgezogen hat; oder man setzt den Stoß in die unter h dieses Cap., und unter Nr. 5 des 1sten Cap. erwähnte Presse und schraubt nur mäßig fest zu.

Es ist nun noch übrig, dem Papiere das narbenartige Ansehen des Saiffans oder Maroquins zu geben und dieß geschieht mittelst einer, besonders dazu gravirten Kupfer- oder Messingplatte und einer dazu gehörigen Press- oder Walzmaschine. Man legt nämlich die mit Narben oder Krispeln versehene Kupferplatte auf die mit Pappe und Maculatur ge-

fütterte Tafel der Presse, legt einen Bogen Papier, welcher narbenartige Abdrücke erhalten soll, darauf, bedeckt auch diesen mit einigen Bogen Maculatur und macht nun den Druck. Auch kann das Muster, wie schon oben unter f d. Cap. gesagt, in eine Walze, die über das angestrichene Papier hinweggeht, eingegraben werden. Wird die Platte gelind erwärmt, so ist der Effect stärker. Die gemusterten Bogen werden zuletzt noch einmal gelind geglättet, oder mit einem dünnen Eiweiße überzogen, etwas gepreßt und in Lagen von 12 Bogen gelegt.

So künstlich auch diese Gattung Papier dem fremden Auge erscheint, so leicht ist es darzustellen, wenn man nur erst einige Versuche gemacht und eine gewisse Fertigkeit erlangt hat, um nicht allein den Leim gehörig stark, sondern auch die Farbebrühen sattsam genug zuzubereiten und gleichförmig aufzutragen.

Diejenigen Papiere, welche einen Anstrich zuerst mit Körperfarbe und nachher mit Saftfarbe erhalten, müssen auf folgende Art behandelt werden: Wenn man, z. B., rothes Maroquin darstellen will, so werden die Papiere vorerst mit feinem geriebenen Sinnober einmal gut und recht gleichförmig bestrichen und auf der Rückseite geglättet, damit die Farbe durch das Glätten niedergedrückt werde und sich dem Auge feiner gestalte. Hierauf überzieht man die rothe Sinnoberfarbe mit einem dünnen Pergamentleime und legt sodann die damit überzogenen Papiere zum Abtrocknen auf starke Papiere, und zwar ganz horizontal, damit der Leim nicht abfließen und Streifen bilden könne. Nach dem Abtrocknen werden die Papiere so vielmal mit einer alten guten Fernambukbrühe überzogen, bis das verlangte Colorit hervorgebracht ist, worauf die Bogen nochmals mit Hausenblasenleim zweimal bestrichen und jedesmal auf

obige Weise getrocknet werden. Jetzt überzieht man die Papiere mit einem guten und lichten Lackfirnisse, weshalb das entsprechende Capitel nachzusehen ist, und wenn sie abgetrocknet sind, legt man sie auf einen Haufen zusammen, beschwert sie mit Bretern und bringt sie so lange in einen Keller, bis sie den gehörigen Grad von Feuchtigkeit angenommen haben. Zuletzt giebt man, mittelst einer Maroquinwalze, die sassianartigen Narben. — Statt des Zinnober's kann man auch türkische Mennige, oder Chromgelb, oder Schweinfurtergrün, oder eine andere Körperfarbe zum Grundiren nehmen.

2) Die lackirten oder sogenannten Titelpapiere.

Diese sind von den vorigen oder Saffianpapieren vornehmlich nur dadurch unterschieden, daß ihre Oberfläche nicht genarbt, sondern glatt und eben ist; im Uebrigen weicht die Behandlung von der vorigen wesentlich nicht ab. Es kann auch hierzu ein weniger starkes oder steifes Papier genommen werden; doch muß es fest, fein, rein und weiß seyn, damit sich die Farben auf demselben schön darstellen. Von Farben wählt man insonderheit Roth, Grün, Blau und Violett, und je schöner, feiner und höher solche sind, um so besser fällt diese Papiersorte aus. Was den Leimgrund anbelangt, so muß solcher gleichsam wie ein sanfter Lack auf dem Papiere liegen, und man nimmt hier vorzugsweise einen frisch bereiteten Pergamentleim, wobei sehr viel darauf ankommt, daß derselbe so eben und gleichförmig, als möglich, aufgetragen werde; denn ein nachlässig und ungleich aufgetragener Leimgrund nimmt sich sehr übel aus und verursacht, daß auch die Farben uneben zu liegen kommen. Zur Vermeidung dieses

Fehlers ist besonders darauf zu sehen, daß der Leim die rechte Consistenz habe und dünn genug sey, um ihn mehrmals auftragen zu können, ohne daß die Ein- drücke der Pinselhaare zurückbleiben und Striche und Ungleichheiten verursachen. Ist auch die gewählte Farbe sattsam genug aufgetragen und gehörig trok- ken, so werden die Bogen einzeln entweder auf einer glatten, polirten Kupferplatte mit einer Walzmaschine recht stark überwalzt, oder man giebt ihnen auf der ordinären Glättmaschine, gleich dem andern Papiere, einen möglichst starken Glanz. Zuletzt werden die gefärbten und geglätteten Bogen, um einen lackarti- gen Glanz zu erzielen, mit Eiweiß zwei bis drei- mal, je nachdem es stark oder schwach ist, nach je- desmaliger Abtrocknung überfahren und das Ueber- fahren damit geschieht mit einem nicht zu vollen Schwamme recht ebenmäßig, Strich an Strich, da- mit die Fläche ganz gleich werde. Eignet es sich, daß das Eiweiß im Schwamme während des Ueber- fahrens schäumt, so hilft man diesem Uebel dadurch ab, daß man den Schwamm rein ausdrückt, in die hohle Hand einen oder einige Tropfen reines Baumöl fallen läßt und in diesen den ausgedrückten Schwamm tüchtig einreibt. — Das Eiweiß wird auf folgende Weise bereitet: Man gieße zu dem Wei- ßen oder Klaren von Eiern zweimal soviel Wasser, thue etwas Küchensalz, oder einige Tropfen Scheide- wasser hinzu und schlage das Ganze mit einem klei- nen Besen, oder mittelst eines Quirls zu Schaum. Hat sich der Gäscht oder Gisch abgefondert und die Flüssigkeit gesammelt, so gießt man sie in reine Flas- chen ab, die man gut verstopft: Andere Methoden finden sich in unserer Buchbinderkunst 2c. 2c. Vierte Aufl., Weimar, 1844.

Auf eine andere Art kann zuletzt diesem Pa- piere der hohe Glanz durch die achte Lackirung

gegeben werden, und hierzu schicken sich die Weingeist- und Terpenthinöllackfirnisse am Besten, welche nicht allein schnell trocknen, sondern auch einen sehr hohen Glanz hinterlassen. Es ist aber nöthig, die Farben vorher durch ein Leimwasser zu fixiren und alle Zwischenräume gegen den eindringenden Lack gleichsam zu verstopfen. Das beste Leimwasser giebt hierzu die Hausenblase (Cap. 2, Nr. 55), dessen Bereitung in Cap. 3, §. 6. sub b nachzusehen ist, und welches kalt, aber leicht und allenthalben gleichförmig, aufgetragen wird. Nach dem Trocknen folgt ein zweiter und nach Erforderniß ein dritter Anstrich, bevor die Lackirung unternommen wird. Der Lackfirniß wird nachher, wenn die mit Leim durchdrungenen Bogen gehörig trocken und mit dem Glättinstrumente polirt worden sind, in einem warmen, ganz staubfreien Zimmer, mit einem großen Fischpinsel, der keine Haare fahren läßt, in langen, raschen, gleichförmigen, dicht nebeneinander geführten Pinselzügen aufgetragen. Damit aber der Lack, der ziemlich flüssig seyn muß, nicht zusammenlaufe und dadurch an einem Orte dicker, wie an dem andern, werde, so trocknet man die lackirten Bogen auf den öfters schon erwähnten Rahmen (Cap. 1, Nr. 27), oder auf einem andern horizontalliegenden trockenen Gegenstande. Auch hier gilt die Regel, keinen neuen Auftrag zu unternehmen, bis der vorhergehende recht trocken ist. Was sich endlich für Lackfirnisse gut auf Papier schicken, wie sie aufgetragen und weiter behandelt werden, findet man nicht allein im ersten Theile unserer Buchbinderkunst 2c. vierte Auflage, und in unserer vollständigen Anleitung zur Lackirkunst 2c. 2c., fünfte Auflage, S. 471. 2c., sondern auch hier in einem besondern Capitel angegeben.

Auf eine dritte Art kann man auch gewöhnlich gefärbte Papiere, die nur nicht zu schwach sind,

mit einem gekochten hellen Leime oder Gummi mehrmals anstreichen oder lackiren und denselben alsdann entweder die ähnlichen Narben des Cassians geben, oder sie als Titelpapiere glatt bearbeiten.

Die Titelpapiere werden insonderheit von den Buchbindern zu den mit Schrift oder Fileten versehenen und verzierten Rückentiteln der Bücher, nächst dem auch von den Papparbeitern, angewendet und sie dürfen nicht allzustark lackirt seyn, weil sie sich nicht gut behandeln und vergolden lassen.

3) Die gepreßten und guillochirten Papiere

sind erst seit ungefähr 50 Jahren in Gang gekommen, und sie stehen in allen Stücken den Cassian- oder Maroquinpapieren am Nächsten. Man hat weiße, gefärbte, goldene, silberne, mit erhabenen und vertieften Figuren, Arabesken, Blumen und Sierrathen gepreßt, und benutzt sie zum Buchbinden, zu Papparbeiten, Visitenkarten, Bordüren und Verzierungen jeder Art. Guillochirte nennt man in's besondere die mit schlangenförmig eingepreßten Linien.

Auch hier wird das Muster auf Kupferplatten oder Walzen erhaben oder vertieft eingegraben und mittelst einer Kupferdruckerpresse dem zubereiteten Papiere eingepreßt, und die ganze Behandlung ist von der Fabrication der eigentlichen Cassian- und Maroquinpapiere nicht verschieden, weshalb wir, der Kürze wegen, und um Wiederholung zu vermeiden, auf Nr. 1 dieses Cap. verweisen.

Wenn aber Verzierungen von Gold oder Silber auf gepreßtem weißen, rothen, grünen, blauen oder anders gefärbten Grunde angebracht werden sollen, so ist die Proceedur wie bei den gemusterten oder figurirten Gold- und Silberpapieren. Man

nimmt, z. B., eine Form, in die das Muster erhaben geschnitten ist, bestreicht sie mit Gummivasser oder Eiweiß, in welchem etwas Kandiszucker aufgelöst worden ist, und läßt sie unter einer Kupferdruckerpresse auf dem zu vergoldenden farbigen und gepreßten Bogen hinweggehen. Auf die vom Gummivasser noch nassen Stellen wird das Gold oder Silber gelegt, mit Baumwolle fest gedrückt und getrocknet. Das überflüssige Gold wird ebenfalls mit Baumwolle nachher abgenommen. Auf eine andere Art kann man goldene Linien, Figuren u. dgl. auf gepreßtes Papier bringen, wenn man eine ausgeschnittene sogenannte Patrone auf den schon fertigen trockenen Bogen legt, die Stellen, welche durch den Ausschnitt hervorsehen, mit Gummivasser oder verdünntem Eiweiße überfährt, die Patrone hinwegnimmt und die Goldblättchen darüber austrägt. Hängen diese fest, so reibt man den Bogen mit Baumwolle ab, um das überflüssige Gold abzuwischen, und es bleiben die Figuren allein vergoldet. Vergl. Cap. 8: Die Fabrication der Gold- und Silberpapiere.

Eine neue Methode, die einfarbigen, gepreßten und guillochirten Papiere zu vergolden, ist folgende: Man überfahre das gefärbte Papier mittelst eines Pinsels zuerst mit recht dünnen Kleister, und wenn der Grund trocken geworden ist, die hellen Farben mit Eiweiß, die dunkeln aber mit dem Wasser von Ochsenblut, glätte sie und trage nun die Vergoldungspomade auf, welche folgendermaßen bereitet wird: Man nehme das Weiße von einem Ei, quirle es in einem Glase zu steifem Schaume, thue $\frac{1}{2}$ Pfd. durch gelinde Wärme fließend gemachtes Schweineschmalz, in welches man 1 Loth Rosenpomade gethan hat, hinzu und schütte, während man das Gemisch auf's Neue quirlt, nach und nach 18

bis 20 Tropfen Meerzwiebelssaft hinzu, und fahre mit dem Quirlen fort, bis das Ganze eine geschmeidige Salbe geworden ist. Ist nun die aufgetragene Vergoldungspommade mit dem Ballen der Hand so lange gerieben worden, bis von derselben auf der Oberfläche nichts mehr zu sehen ist, so geschieht die Vergoldung mit Stempeln, Fileten, Rollen u. s. w., die keine so große Hitze haben dürfen.

Siebentes Capitel.

Die Fabrication der gesprengten oder granit-, syenit- und porphyrartigen Papiere.

Der Granit, Porphyr und Syenit, wovon diese Papiere den Namen haben, sind gemengte Gebirgsarten, deren grob- oder feinkörnige Stoffe ohne bestimmte Ordnung mit- und untereinander verbunden sind. Wie bei diesen zusammengesetzten Steingattungen auf einer Grundmasse allerhand farbige Punkte eingesprengt sind, so erhalten auch die hiernach benannten Papiere auf ihrer farbigen Fläche verschiedentlich aufgesprengte Punkte.

Die Fabrication dieser Art Papiere, welche gleichsam den Uebergang zu den bunten Papieren machen, ist, nächst den einfarbigen Papieren, den wenigsten Schwierigkeiten, in Hinsicht der Behandlung und Bearbeitung, unterworfen; denn es ist nur nöthig, die Papierbogen mit irgend einer Grundfarbe anzustreichen, trocken werden zu lassen, und dann darauf andere beliebige Farben mit einem schicklichen Pinsel mehr oder weniger fein aufzusprengen.

Wie ein einfarbiges Papier fabrikmäßig hergestellt wird, ist im vierten Capitel ausführlich gelehrt worden; es ist also nur noch erforderlich, die Methode anzugeben, wie das Sprengen gehörig verrichtet wird.

Die Farben zum Sprengen werden wie zu den einfarbigen Papieren zubereitet und angewendet (Cap. 4, 1, b. c.), mit der Beachtung, daß, wenn die einfarbigen Papiere mit Mineral- oder Körperfarben angestrichen worden, auch zum Sprengen dergleichen Farben genommen werden müssen, und so umgekehrt mit den flüssigen Farben. Zu gemeinen Sprengungen werden gewöhnlich Mineralfarben, welche oben bei Fabrication der einfarbigen Papiere (Cap. 4, 1. a) angegeben worden sind, genommen, und sie können um so consistenter seyn, wenn die Papiere matt bleiben und nicht geglättet werden sollen; hingegen zu feinen Sprengungen, wo die Bogen geglättet werden, dürfen keine steifen Mineral- und Körperfarben, die sich unter der Glättmaschine leicht abreiben, angewendet werden, sondern man muß sogenannte flüssige Farben (Cap. 4, 1. B.) gebrauchen, welche mehr in das Papier eindringen und wenig oder keine fühlbare Substanz auf der Oberfläche zurücklassen.

Das Sprengen mit Farben, wodurch auf dem Papiere eine Menge kleiner Puncte, gleich einem feinen Regen, erzeugt werden sollen, geschieht auf folgende Art: Man breitet die einfarbigen Papierbogen auf eine lange Tafel dicht nebeneinander aus, giebt ihnen keine ganz horizontale, sondern eine etwas nach sich zu geneigte Lage, indem man der Tafel auf der entgegengesetzten Seite etwas unterlegt, doch nicht soviel, daß die Farben zu fließen im Stande sind, nimmt dann einen starken und steifen Borstenpinsel (Cap. 1, 18. b), welcher am

Besten von russischen oder wilden Schweinsborsten gemacht seyn und keinen großen Schwung haben muß, weshalb man ihn vorn abstutzt, taucht ihn in die beliebige Farbe, drückt ihn wieder gehörig aus, hält ihn, die Borsten auswärts gekehrt, mit der linken Hand über die zu besprengende Fläche und fährt mit dem Zeigefinger der rechten über die Spitzen der Borsten gegen sich zu, um die im Pinsel befindliche Farbe in feinen Tropfen aufzuspritzen. Dies wiederholt man so oft, bis das Papier ganz gleichförmig, dunkel oder hell, grob oder fein, geschlossen oder zerstreut, besprengt ist, und die ganze Kunst besteht darin, die Farben so ebenmäßig in Tropfen fallen zu lassen, daß sie die Fläche allenthalben gleich dick und dunkel bedecken.

Einige schnellen nicht mit dem Finger, sondern nehmen das Salzbein und streichen damit über den Pinsel, oder gebrauchen einen Hammer oder ein anderes Stück Holz und schlagen damit auf den Stiel des Pinsels, oder umgekehrt mit dem Schafte des Pinsels gegen das Holz, stark oder schwach, je nachdem die Tropfen stark oder schwach fallen sollen.

Ist diese erste Sprengung angetrocknet, welches nothwendig ist, damit die Farben nicht ineinander fließen, so wird mit einem andern reinen Pinsel und mit einer andern reinen Farbe auf gleiche Art gesprengt, und wenn man will, noch mit einer dritten. Hierbei gilt als Regel: daß auf einen dunkeln Grund lichte Farben kommen müssen und umgekehrt, und daß, wenn mehrere Sprengfarben angewendet werden, auch die hellern den dunklern vorangehen müssen, z. B., auf einen gelben oder blauen Grund setzt man zuerst ein Grün und dann ein Roth; auf einen schwarzen Grund zuerst ein Weiß und dann ein Gelb u. s. w. Man kann zur Grundfarbe jede beliebige Farbe nehmen und eine mannichfaltige Ab-

wechselung durch andere Sprengfarben zu Stande bringen. Man sehe aber vorzüglich darauf, daß die Tropfen so gleichförmig, wie möglich, fallen, welches bei einiger Übung, und wenn man den Pinsel nicht zu voll nimmt, auch vorher die groben Theile in die Farbeschüssel zurückspritzt, leicht geschehen wird. Sollten jedoch, ungeachtet dieser Vorsicht, die Tropfen nicht egal vom Pinsel fallen wollen, so gießt man 1 oder 2 Tropfen Baumöl in die hohle Hand, oder auf ein glattes Bretchen und reibt damit den Pinsel ein. Ist aber eine Stelle genugsam, das Uebrige hingegen noch nicht hinlänglich gesprengt, so schneidet man ein Stück Papier darnach aus und überdeckt damit die fertigen Orte, damit nicht zuviel Sprengung hinkomme und das schöne Verhältniß gestört werde.

Auf eine andere Art geschieht das Sprengen mittelst des Drahtgitters. Hierzu bezieht oder beslechtet man einen viereckigen Rahmen von Holzleisten mit starkem Eisendrahte, hält dann dieses Gitter in der linken Hand über die Papierbogen, welche besprengt werden sollen und reibt mit dem ausgeschlagenen Pinsel voll Farbe auf dem Drahtgitter in der Runde herum, gleichsam als ob man Farbe reiben wollte, wodurch ein ebener und dichter Regen, wie bei dem Anschlagen des Pinsels gegen den Schaft des Hammers, entsteht. Es muß aber dafür Sorge getragen werden, daß sich an das Gitter keine Farbe in großen Tropfen sammeln, auf das Papier fallen und große Flecke verursachen könne.

Allerhand Spiele von Sprengungen entstehen wenn man die Papierfläche mit Reis, oder Fein, oder Fein, oder zerschnittenen Stücken Zwirn u. s. bestreut, darüber hinsprengt und zuletzt diese fremden Körper wieder abschüttelt.

Einen guten Effect macht die Sprengung mit Gold, welche auf folgende Weise dargestellt wird: Man thut in einen Marmormörser eine Unze reinen Honig und 1 oder 2 Buch Blattgold, reibt Beides wohl untereinander, bis es recht fein ist, gießt ein Mösel Wasser dazu und mischt es wohl zusammen. Wenn das Wasser auswirft, gießt man es ab und anderes darauf, bis der Honig ganz herausgezogen ist und nichts als das Gold zurückbleibt. Hierauf mischt man 2 Gran ätzenden Sublimat in einen Theelöffel voll Weingeist und wenn derselbe aufgelöst ist, bringt man ihn sammt ein wenig Gummiswasser zu dem Golde und füllt Alles zum Gebrauche in eine Flasche. Das einfarbige Papier sprengt man zuerst mit Grün oder Blau, oder Purpur u. s. w., und endlich mit dem Golde in kleinern oder größern Punkten recht regelmäßig. Vor dem Gebrauche muß aber die Flasche mit dem geschmeidigen Golde umgeschüttelt werden.

Statt des Sprengens kann man auch mit einem Hasenfuße, oder einem großlöcherigen Schwämmchen, oder einem Pinsel, auch wohl mit einem zusammengedrückten Flanellläppchen tupfen, und so auf verschiedene Art, sowohl einfache als auch mehrfarbige Flecken über und nebeneinander hervorbringen. Es ist das Tupfen, im strengen Sinne, nichts weiter, als ein grobes Sprengen, welches aber nicht mit dem Sprengpinsel, sondern mit den zuerst genannten Werkzeugen, am Gewöhnlichsten und Schönsten mit einem Fischpinsel, gemacht wird.

Sehr gut läßt auch das Tupfen auf Art der Schildkrötenschale, wenn die Arbeit nicht fehlerhaft ausgeführt ist. Man wählt hierzu ein schönes braungefärbtes Papier und bereitet sich in verschiedenen Mäßen zwei andere Farben, z. B., Roth

und Schwarz, welche die SchildkrötenSchale nachbilden sollen. Nun streicht man das braungefärbte Papier zweimal mit einem starken, aber hellen Leimwasser von Hausenblase oder Pergamentspänen an, und unmittelbar nach dem zweiten Auftrage des Leims, wenn Alles noch naß ist, macht man mit der schwarzen Farbe in gehöriger Entfernung voneinander Flecke darauf, welche man auseinander bläst, damit sie besser auf dem Leime zerfließen und sich allmählig verlieren. Zwischen die schwarzen macht man in aller Geschwindigkeit, ehe noch der Leim gerinnt oder trocknet, kleinere Zinnoberflecke, welche sich ebenfalls verlieren müssen. Nach Verschiedenheit der Farben, die man wählt, kann man den Schildkrötengrund verschiedentlich abändern.

Endlich werden die gesprengten farbigen Bogen, wenn sie hinlänglich trocken sind, auf bekannte Art geglättet.

Achtes Capitel.

Die Fabrication der Gold- und Silberpapiere.

Unter Gold- und Silberpapier versteht man theils eine einfach vergoldete oder versilberte glatte, theils eine bunte, mit goldenen oder silbernen Figuren, Blumen u. s. w. bedruckte, oder eingepreßte, oder anders verzierte Papierart. Es gehört mithin, streng genommen, nicht zu den gefärbten Papieren und nur insofern dazu, als seine Oberfläche durch Kunst ebenfalls ein anderes Colorit erhält.

1) Die einfachen oder glatten Gold- und Silberpapiere

sind mit ächtem oder unächtem Blattgolde oder Blattsilber belegt, oder bloß damit überrieben.

Die Vereinigung des Goldes mit dem zu vergoldenden Papiere geschieht durch ein flüssiges Bindemittel, wozu man entweder Leim- oder Gummimwasser, oder Eiweiß, oder ein anderes Mittel gebraucht. Wird das aufgetragene Gold oder Silber polirt und, um es poliren zu können, vorher ein dazu dienlicher Grund, welcher Poliment heißt, aufgetragen und vorbereitet, so entsteht die Glanzvergoldung, oder, wenn es Silber ist, Glanzversilberung; fällt aber die Politur weg, und der Metallüberzug wird nicht weiter bearbeitet, so heißt die Arbeit alsdann Mattvergoldung oder Mattversilberung.

Instrumente zum Vergolden des Papiers.

Zum Vergolden des Papiers hat man folgenden Apparat nöthig:

a). Ein Goldkissen, worauf das Blattgold oder sonstige geschlagene Metall gelegt, zusammengehängt, oder nöthigenfalls zerschnitten wird. Man kann es sich selbst ohne Schwierigkeit auf folgende Art verfertigen: Ein Stück gutes Kalbleder, welches einen Fuß lang und über einen halben Fuß breit seyn kann, wird an drei von den vier schmalen Seiten eines Bretes von gewöhnlicher Stärke mit Nägeln vermittelst eines schmalen Riemens dergestalt befestigt, daß die raue Seite des Leders auswärts gekehrt ist. Das Bret muß wenigstens um 2 Zoll, sowohl in Rücksicht der Länge als Breite, kleiner, als das Leder, seyn. Durch die an der vierten Seite befindliche Deffnung stopft man nun den Raum

zwischen dem Brete und Leder mit Pferdehaaren gleichförmig aus. Zuletzt nagelt man auch die vierte Seite vorsichtig zu und reibt das Leder erst mit einem plattgeschliffenen Stücke Bimsstein und dann mit Kreide überall ab. In Ermangelung von Kalbleder kann man auch gutes Schafleder nehmen. Vergl. unsere Buchbinderkunst 2c. vierte Aufl., und Fig. 12.

b) Ein Goldmesser, womit das Blattgold auf das Goldkissen gelegt, zusammengestückt und erforderlichenfalls zerschnitten wird. Es muß zweischneidig, von ziemlicher Länge und Breite seyn, auch eine reine Schneide haben; denn die geringsten Scharfen können verursachen, daß das Gold unter dem Schneiden zerreißt. Vor dem Gebrauche reibt man es jedesmal mit Kreide an den Seiten ab, welches verhütet, daß sich das Gold nicht anhängen kann. Fig. 13 ist ein solches Goldmesser abgebildet.

c) Einen Anschießpinsel zum Auftrage der Goldblätter. Er hat nicht die Form, sondern nur die Haare mit den gewöhnlichen Pinseln gemein, und seine Bereitung geschieht auf folgende Art: Man nimmt den Schweiß eines Eichhorns, schneidet die längsten Haare davon ab, bestreicht ein Kartenblatt am Rande mit Leim, legt die Haare flach ausgebreitet so knapp darauf, daß sie nur einige Linien breit über den Rand hineinwärts auf der Kante zu liegen kommen; dann bestreicht man ein anderes Kartenblatt ebenfalls mit Leim, legt es dergestalt über das erstere, daß die Haarenden zwischen beiden Blättern dicht und gleichförmig eingeklemmt werden, und bringt den Pinsel, in ein Buch gelegt, so lange unter eine Presse, bis der Leim getrocknet ist. Endlich bürstet man die nicht festen Haare ab und beschneidet den Pinsel; doch darf man nicht zu viel wegschneiden, damit die Haare die gehörige Länge

behalten. — Statt des Anschießpinsel kann man sich auch, auf Manier der Buchbinder;

d) Eines Auftrage- oder Abziehbretes bedienen, welches ein dünnes, an der vordern Seite scharf auslaufendes, sehr glattes Bretchen ist, auf welches das Gold so gelegt wird, daß es vorn, eines Messerrückens breit, über dasselbe vorsteht, um dann, wenn es sich angehängt hat, schnell weggezogen werden zu können. Man kann auch ein mit Kalbspergament überzogenes Stück ebene Pappe oder einen Rahmen, mit glattem Krepppflor überzogen, dazu gebrauchen. Vergl. unsere Buchbinderkunst u. Vierte Aufl., Weimar, 1844.

e) Außerdem muß man einige feine Haarpinsel haben, um theils die ganz feinen Goldstücken damit bequem anfassen und auftragen, theils auch damit die bloßen Stellen noch einmal mit Leimwasser bestreichen und mit Gold bedecken zu können. Bei'm Gebrauche werden sie entweder im Munde sehr wenig befeuchtet, oder mit etwas Fett bestrichen, damit sich das Gold, wiewohl nur leicht, an sie anhängen könne.

f) Etwas zarte Baumwolle, um theils das Gold damit anzudrücken, theils um das überflüssige damit wegzuwischen. Sie muß zu diesem Zwecke gleichförmig und locker gekrempt, auch von allen Knoten frei seyn. Manche ziehen einen guten, weichen, eines Fingers dicken Dachs- oder Fischpinsel (Auftauchpinsel) vor, womit man das Gold äußerst sanft andrücken und das etwa überflüssige Gold auf solche kleine Stellen aufreiben kann, welche von Gold entblößt sind.

Vorbereitung des zu vergoldenden Papiers.

Das Papier, welches vergoldet werden soll, muß fein, rein, ohne alle Unebenheiten und gut geleimt seyn, auch überdies noch einigemal mit Leimwasser getränkt und bis zur feinen Pergamentoberfläche polirt werden. Dann schlämmt und reibt man gelben Ocher bis zum feinsten Staube, vermischt ihn mit dünnem Pergamentleimwasser zur gehörigen Consistenz der Wasserfarben und trägt ihn einigemal auf, wobei man eben die Regeln, welche oben (Cap. 3, §. 12.) beim Auftrage der Farben gegeben sind, zu beobachten hat. Nach dem letzten Auftrage, wenn er trocken ist, giebt man diesem Ocher- oder Goldgrunde durch Abreiben mit Schafthalm eine glatte Oberfläche, und die Arbeit ist bis zum Auftrage des Goldes fertig. Den Schafthalm schneidet man vor dem Gebrauche da, wo ein Knoten ist, in kurze Stücke, bindet solche an einem Ende fest und schneidet sie am andern Ende dergestalt ab, daß alle Knoten hinwegfallen, weil diese dem Abreiben schädlich sind. Diesen zusammengebundenen Schafthalm taucht man in warmes Wasser, drückt alles Wasser von selbigem wieder heraus und läßt ihn etwas abtrocknen, damit er die allzugroße Sprödigkeit verliere, geschmeidiger werde und nicht zu stark angreife; doch in dem Grade, daß er weder zu naß, noch zu trocken ist, denn im ersten Falle verursacht er ein Schmierren, im andern macht er Streifen. — Ein anderes Poliment zum Grundiren besteht aus Folgendem: Man nehme 2 Loth Galbanguumi und lasse es in einem Topfe mit verklebtem Deckel mit $\frac{1}{2}$ Rüssel Flußwasser eine Stunde lang kochen. In einen andern Topf thue man $\frac{1}{2}$ Loth pulverisirten Armeni-

schen Bolus, 2 Loth weißes Wachs u. $\frac{1}{2}$ Loth Venetianische Seife, rühre es über dem Feuer wohl zusammen, gieße dann durch ein Tuch den Gummi über die Verbindung von Bolus, Wachs und Seife und drücke die Flüssigkeit rein ab. Diese Masse wird zuletzt auf's Feinste gerieben, mit reinem Kornbranntwein und etwas Pergamentleim verdünnt und auf das Papier gestrichen.

Verschiedene Arten des Goldes und Silbers.

Außer dem ächten Dukatengolde, welches man in Form sehr dünngeschlagener Blätter buchweise kauft, und welches die schönsten und dauerhaftesten, aber auch kostbarsten Vergoldungen giebt, so fern es von gleicher Stärke, Farbe und nicht löcherig ist, hat man auch sogenanntes Zwischgold, das nur auf der einen Seite ächtes Gold, auf der andern hingegen Silber ist. Das unächte Gold, welches man auch Metallgold nennt, ist nichts Anderes, als dünngeschlagenes Messing. Vergl. über Beides unsere Buchbindekunst x., vierte Aufl. Sowohl das Zwischgold, als noch mehr das Metallgold, verliert sehr leicht durch den Einfluß der Luft seine Schönheit, läuft an, oder verrostet und verdirbt, wenn es keine schützende Bedeckung, welche ihm Dauer giebt, erhält; daher man es zu laciren pflegt. Außer dem Golde und Messinge bedient man sich auch oft zum Belegen des Papiers des geschlagenen oder Blattsilbers, welches nicht so kostbar, als das ächte Gold ist; auch kann man es als Surrogat des Goldes gebrauchen, wenn man mit einer gelben durchsichtigen Farbe darüber lasirt, oder es mit Goldlack überzieht. Durch eben dieses Mittel läßt sich ebenfalls das blasse Zwischgold zu einer schönen,

lebhaften Farbe erheben. In manchen Fällen wendet man ferner das geriebene oder feingepulverte Metall (Bronze) und das Musivgold oder Musivsilber an. Vergl. Cap. 2, Nr. 47.

Auftrag des Goldes und Silbers.

Es ist eben nicht leicht und erfordert Übung, die Goldblätter vollkommen gleich und ohne Runzeln auf ihren Grund zu legen und damit einen ganzen Bogen schön und gleichmäßig zu überziehen. Auch hat die Temperatur der Luft Einfluß auf die Vergoldung, und es darf das Zimmer, wenn es gelingen soll, nicht zu heiß seyn. Im Sommer bei großer Hitze wird man ebensowenig mit gutem Erfolge vergolden, als in einem feuchten, oder sonst mit schädlichen Ausdünstungen angefüllten Zimmer. Ueberhaupt ist bei dieser Arbeit die größte Reinlichkeit und Ruhe zu empfehlen; mit schmutzigen, von Leim klebrigen oder fettigen Händen wird man nicht viel Gutes zu Stande bringen, und wenn es in einer Werkstätte nicht ruhig zugeht, so ist der geringste Luftzug fähig, die äußerst leichten Goldblättchen von dem Rissen wegzuführen, oder auf demselben in Unordnung zu bringen.

Bei der Vergoldung selbst wird auf folgende Weise zu Werke gegangen: Man legt mit dem Goldmesser ein Goldblatt von ächtem Golde auf das Goldrissen, und um mehrere Goldblätter auf einmal auftragen und somit eine größere Fläche bedecken zu können, hängt man sie auf dem Rissen aneinander. Zu dem Ende legt man zwei oder mehrere Goldblätter aneinander, so daß sich jedes einige Linien breit faßt, drückt den Uberschlag mit der Schneide des Goldmessers sanft an, um das Zusammenhängen zu befördern, und bringt hierauf das Ganze auf das Auftragebret, indem man an einem Ende mit

der Breite des Goldmessers unter das Gold fährt und so die ganze Fläche gerade auf das Bret legt. Auf demselben läßt man das Gold, eines Messerrückens breit, von vorn über dasselbe vorhängen, nähert dieses dem mit Leimwasser oder reinem Kornbranntwein angefeuchteten Grunde, welcher den Ueberhang sogleich ergreifen und anziehen wird, und zieht dann das Auftragebret in gerader Richtung schnell darunter hinweg, wo es sich dann gleich zeigt, ob das Gold Risse und andere schadhafte Flecke bekommen hat, die alsbald mit Gold ausgebessert werden müssen, bevor der Leim austrocknet. Sollte dieß aber bereits geschehen seyn, so überfährt man die bloßen Stellen mittelst eines feinen Haarpinsels noch einmal mit Leimwasser und trägt das fehlende Gold nach. Auf diese Art fährt man fort, die nächstfolgenden Stellen mit Leimwasser dünn zu bestreichen und mit Gold zu belegen, bis der ganze zu vergoldende Papierbogen überzogen ist, wobei man, der Verbindung wegen, stets etwas Gold auf Gold über schlagen läßt. — Manche gebrauchen statt des Auftragebretes ein starkes, mit geglättetem Papiere überzogenes und am Rande abgeschärftes Stück Notenzpapier, oder einen mit Flor oder Tuch überspannten Rahmen. Damit das Gold an dem Flore oder Tuche hängen bleibe, fährt man mit demselben über die Haare des Kopfes, wodurch sich demselben einiges Fett mittheilt, drückt dann dasselbe auf das auf dem Rissen liegende Gold sanft auf und trägt es an seinen Ort.

Eine andere Art, das Papier zu vergolden, ist folgende: Man bereitet eine Mischung von Gummi Randiszucker und etwas Honig und läßt sie im Wasser zergehen, welches mit etwas Branntwein versetzt ist. Mit diesem Liqueur überzieht man das Papier mittelst eines Schwammes, trägt hernach ein

Poliment darüber, welches aus Armenischem Bolus und Salmiaksalz, das mit Seifenwasser abgerieben worden, besteht, und trägt, wenn es bald trocken ist, das Blattgold darauf. — Ein anderes Poliment ist folgendes: Man nimmt ein Stück feinen Bolus, guten Röthel, Drachenblut, Umbraun und gemahlenen Zinnober, von jedem etwas Weniges, reibt jedes besonders mit nachfolgendem Gummivasser und läßt es einzeln stehen, bis man es zum Gebrauche vermischt. Um das gedachte Gummivasser zu bereiten, thut man in einen glasuren Topf, der eine Kanne hält, Quittenkerne, Gummitrabant und Arabisches Gummi, setzt ein Stück Flandrischen Leim und ebensoviel Venetianische Seife zu und läßt Alles 12 Stunden lang in Wasser weichen. Wenn Alles zergangen ist, so filtrirt man die Auflösung durch Leinwand, ohne sie auszudrücken, und zerreibt das Zurückgebliebene mit dem Liquor. Ist dieses geschehen, so trägt man den Bolus hinein, zerreibt ihn hernach mit Eiweiß und setzt ein Wenig Pichtalg und eine kleine Kruste verbranntes Brod, welches mit dergleichen Talg abgerieben worden, zu. Endlich vermischt man Alles und zerreibt es anhaltend und stark, damit das Poliment desto zarter werde.

Das Zwischgold und Silber wird auf gleiche Weise, wie das ächte Gold, behandelt, nur mit dem Unterschiede, daß das Leim- oder Gummivasser noch einmal so stark seyn muß, weil sowohl das Zwischgold, als auch das Silber, nicht allein dicker, sondern auch spröder, als das ächte Gold, ist.

Bei der Vergoldung mit Metall wird das Papier zuerst einigemale mit Leimwasser getränkt; dann überfährt man die Fläche, wenn sie trocken ist, mit dem Wasser, welches sich auf dem geronnenen Ochsenblute zu sehen pflegt. Ist auch dieses Blut-

wasser trocken, so wiederholt man den Anstrich, trägt das Metall sofort auf und drückt es mit Baumwolle behutsam an. Als Handgriff ist zu merken, daß das Blutwasser nicht zu sparsam aufgetragen werden und das Metall auf die Papierfläche ohne Runzeln kommen muß, weil sich solche, wegen des stärkern Grundes und der größern Sprödigkeit des Metalls, nicht niederglätten lassen, ohne abzuspringen und kahle Flecken zu verursachen. Was das Blutwasser anbelangt, so läßt man Ochsenblut bei'm Schlachten in einen Topf laufen, dann ruhig stehen, und wenn sich das Wasser, nach Verlauf einiger Zeit, vom Blutkuchen abgesondert hat, gießt man es klar ab. Oder man macht in das, in einer Schale eben aufgefangene, noch warme, Blut einen Kreuzschnitt, thut in denselben etwas feingeschnittene Zwiebel nebst ein Wenig Salz, läßt es einige Stunden stehen und bewahrt das, in dem Einschnitte sich gesammelte Wasser in einer Flasche zum Gebrauche auf.

Das Glätten des mit Gold oder Silber belegten Papiere.

Nach dem Auftragen wird das Gold oder Silber, wenn es trocken geworden ist, geglättet. Man überwischt aber zuvor mit einem langhaarigen, weichen Pinsel die Goldfläche, um den Staub, der etwa darauf gefallen seyn könnte, wegzunehmen, legt dann ein glattes, sauberes, gewich'stes Papier auf und fährt über dieses mit dem Glättzähne überall herum, um das Gold anzuglätten, und wenn dies geschehen, wird das Papier hinweggenommen. Nun reibt man ein Wenig weißes Wachs auf ein feines leinenes Lappchen und überfährt mit diesem sanft das Gold; oder man fährt mit dem Ballen der

Hand über die Stirn, oder in die Haare, wo sich durch die Ausdünstung des Körpers etwas Fett abzusetzen pflegt; oder man nimmt eines Hirsenkorns groß reines Unschlitt oder Schöpfsett, überreibt damit den untern Theil des Armes und überdrückt damit die Vergoldung. Dieses Verfahren wird verhindern, daß der Glättzahn nicht stockt und das Gold beschädigt. Anfangs wird der Goldgrund mit dem Zahne oder Achatsteine nur langsam, sanft und behutsam, Strich an Strich, geglättet, und um das Glättinstrument besser in der Gewalt zu haben, daß es nicht auf die Seite ausfährt, hält man den linken Daumen darauf. Sobald man damit fertig ist, nimmt man ein reines, sanftes Lappchen und überreibt noch einmal die ganze Fläche, um zu erfahren, ob das Gold an allen Orten noch fest sitzt. Hat sich etwas losgezogen oder hinweggewischt, welches zu geschehen pflegt, wenn entweder vor dem Auftragen des Goldes bei warmem Wetter der Leim an einigen Stellen schon trocken, oder mit dem Auftragbrete hinweggewischt, oder der Grund an allen Orten nicht gehörig getroffen worden ist; oder wenn nach dem Auftragen durch das Niederdrücken mit Baumwolle nasse Flecken auf die Fläche gekommen, oder geschehene Risse nicht früh genug, oder nicht hinlänglich gut ausgebessert worden sind, so nehme man ein zartes Malerpinselchen, dessen Spitze fein zuläuft, überfahre die goldleeren oder verletzten Stellen mit etwas Leimwasser, lege nach Verhältniß sogleich Gold darauf, drücke es mit Baumwolle behutsam an und lasse es gehörig trocknen. Nach dieser ersten Glättung wird die Fläche in entgegengesetzter Richtung auch über die Quere (Kreuz), und zwar etwas stärker, als das erstemal, geglättet, nur stets mit gleichem Drucke, damit keine Vertiefungen oder Wellen entstehen; dann wird wieder von vorn

zu glätten angefangen, bis die ganze Fläche den höchsten Glanz angenommen hat. — Metall nimmt keine so gute Politur an, wie ächtes Gold, und darf auch nicht so hart, wie dieses, geglättet werden.

Auf eine andere Manier wird das Gold- und Silberpapier geglättet, wenn man die fertigen Bögen unter dem Hammer, wie der Buchbinder die Bücher, schlägt, wodurch es einen solchen Glanz erhält, als wenn es mit dem Polirstahle geglättet worden wäre. Damit aber das Papier beim Schlagen keinen Schaden leidet, so schlägt man immer 12 Stück zusammen und legt sie zwischen starke Pergamenttaseln. Vergl. über das Schlagen mit dem Schlaghammer unsere Buchbindekunst u., vierte Aufl. 1844.

Ein vorzüglich schönes Ansehen bekommen die Gold- und Silberpapiere, wenn solche lasirt und lackirt werden, welches auf folgende Art geschieht: Man reibe helle Farben so fein, als möglich, vermische sie mit Weingeist und ein Wenig Weingeistlack und streiche sie dann, besonders Körperfarben, recht dünn über das Gold- oder Silberpapier, damit diese Metalle durch die Farben gut durchschimmern, worauf diese Papiere nach dem Trocknen einigemal mit einem lichten Lackfirnisse überzogen werden. — Statt der Körperfarben wendet man mit größerem Vortheile Saft- oder Lasurfarben, z. B., Cochenille, Drachenblut, Curcumá, Quercitronrinde, Beerengelb, Saft- oder Beerengrün, Berlinerblau u. s. w., an, welche die Grundfläche durchscheinen lassen.

2) Die gemusterten Gold- und Silberpapiere

enthalten auf rothem, grünem, blauem oder anders gefärbtem Grunde, erhaben oder vertieft eingepresste

goldene und silberne Figuren, Blumen u. a. Bier-
rathen, und man verfertigt sie vornehmlich auf drei-
erlei Art: a) entweder mit Formen, oder b) mit
Stempeln, oder c) mit Patronen.

a) Der Abdruck mit kalten Formen

hat große Aehnlichkeit mit dem Kaltundrucke, und
bei guten Formen läßt sich der Abdruck und die
Vergoldung leicht, geschwind und sicher bewerkstelligen.
In die Holzform ist nämlich das Muster er-
haben geschnitten, und man bestreicht sie bloß mit
Gummivasser oder Goldfirniß, läßt sie entweder un-
ter einer Kupferdruckerpresse auf dem zu vergoldenden
farbigen Bogen hinweggehen, oder druckt sie aus
freier Hand auf, legt auf die noch nassen Stellen
die Gold- oder Silberblätter, drückt diese mit Baum-
wolle sanft an und wischt nach dem Trocknen das
überflüssige, nicht feststehende Gold hinweg. Vergl.
Cap. VI. sub Nr. 3. und Cap. X.: Die Fabrica-
tion der Kaltunpapiere.

b) Der Abdruck mit Stempel oder Fileten

geschieht wie bei den Buchbindern. Das Gold wird
auf dem Goldkissen nach der Größe des Stempels
oder der Filete zugeschnitten und entweder mit dem
Instrumente aufgenommen und auf das Papier
gedruckt, oder das Gold wird auf die Stellen des
Papiers, welche vergoldet werden sollen, aufgelegt
oder aufgetragen. Es ist sicherer, das Gold auf-
zutragen, als solches aufzunehmen; es kommt aber
hier darauf an, wie die Vergoldung werden soll.
Erhält der Bogen eine reiche Vergoldung, wo der
größte Theil der Fläche mit Stempeln oder Fileten
bedruckt wird, so ist es vortheilhafter, das Gold auf-
zutragen; wird hingegen nur eine geringe Vergoldung
angewendet, so daß der größte Theil des Bogens un-

vergoldet bleibt, so ist das Ausnehmen besser. Der Bogen wird für beide Fälle zuerst hinlänglich mit dünnem Feinwasser getränkt, dann gefärbt und für die Vergoldung mit hellem Gummivasser oder verdünntem Eiweiße mehrmals grundirt. Jeder Anstrich muß aber schnell und mit leichten, flüchtigen Strichen geschehen, damit sich der vorhergegangene Auftrag nicht wieder auflöse. Die Vergoldung geschieht dann, sobald der letzte Anstrich trocken ist, und wir verweisen deshalb auf unsere Buchbinderkunst zc., vierte Aufl., wo sich Alles so deutlich und genau beschrieben findet, daß nichts weiter hinzuzusetzen nöthig ist. Auf eine andere Art wird einsfarbiges Papier mit Metallblättchen belegt und mit warmen messingenen Formen bedruckt.

c) Die Vergoldung mittelst Patronen

ist jeder andern Methode vorzuziehen, wenn es auf Geschwindigkeit und Wohlfeilheit ankommt. Unter Patronen versteht man hier ein in Papper ausgeschchnittenes Muster, welches man auf die Papierfläche legt und die Oeffnungen entweder mit einer beliebigen Farbe, oder mit einem Gummivasser oder Goldlackstifte überstreicht und dann das Gold sogleich auf die nassen Stellen legt, mit Baumwolle sanft andrückt, und zuletzt das überflüssige Gold, wenn es gehörig trocken ist, wegwischt.

Die Franzosen mustern ihre Gold- und Silberpapiere mittelst Walzen, und sie haben es in dieser Kunst, welche wir in der Kürze beschreiben wollen, sehr weit gebracht. Nicht allein das Papier, welches hierbei angewendet wird, muß sehr fein und nicht zu stark, sondern auch das Gold und Silber von vorzüglicher Qualität seyn. Vor dem Vergolden wird das Papier nicht mit einer Auflösung von Arab. Gummi, sondern mit gutem Pergamentleim zweimal überstrichen. Sind die Leimüberzüge gehörig

rig trocken, so wird eine goldähnliche Firnißfarbe aufgetragen, welche man auf folgende Weise verfertigt: Man nimmt einen guten Leinölfirniß von ziemlich starker Consistenz und reibt denselben mit soviel türkischer Mennige und Schüttgelb ab, daß die Mischung das Ansehen einer Goldfarbe erhält. Damit werden die geleimten Papiere recht mager bestrichen, und man hat noch besonders darauf zu sehen, daß die Firnißfarbe nicht in das Papier eindringe. Ereignet sich dieser Fall, so müssen die Papiere nochmals und so lange geleimt (planirt) werden, bis kein Durchschlagen stattfindet. Nach dem Auftragen der Firnißfarbe werden die auf solche Weise zum Vergolden oder Versilbern vorbereiteten Papiere getrocknet, und wenn solche so weit abgetrocknet sind, daß der Firniß seine klebrige Beschaffenheit noch nicht ganz verloren hat, so wird nunmehr das Gold oder Silber auf bekannte Art aufgetragen. Sigt das Metall auf dem Papiere gehörig fest, daß man kein Losgehen zu befürchten hat, so wird es geglättet, zu dem Ende man einen gewich'ten Bogen Papier über den Grund breitet, und zuletzt gepreßt, anfangs locker, dann immer fester. Vergl. Lenormand, Manuel du Fabricant de papiers peints. Paris, 1830, Pag. 287.

In England macht man die Papiervergoldung anders. Man bereitet aus Gummi ein sehr starkes Leimwasser, nimmt dann ebensoviel dem Gewichte nach Honig und reibt dieses Gemisch mit fein gepulvertem römischen Gelb oder Ocher so innig, daß es eine zum Malen oder Schreiben taugliche Tinte giebt. Damit überstreicht man die Fläche, welche vergoldet werden soll. Will man Papier versilbern, so setzt man dem Gemische aus Gummi und Honig, statt des Gelbs, fein geriebenes Bleiweiß zu und belegt das Poliment mit Blattsilber.

3) Das versilberte Chineserpapier

verfertigt man entweder aus Talcstein (Talcum venetum), oder aus Fraueneis (Lapis specularis), welches man jedes vier Stunden lang kochen und einen Tag im Wasser stehen läßt. Dieses Fraueneis wird, ehe es in den Kochtopf kommt, sorgfältig abgewaschen, in einem leinenen Tuche mit einem Hammer klein geschlagen und dann auf einer Handmühle klar gemahlen. Zu 10 Pfd. Talcstein oder Fraueneis thut man 3 Pfd. gleichfalls klar gemachten Alaun, siebt dann das Ganze fein durch, wirft es in siedendes Wasser und läßt es langsam abdunsten. Ist der Bodensatz an der Sonne hart geworden, so wird er im Mörtel zu Pulver gestoßen und dieses zweimal durchgeseiht. Mit einem dicken Leimwasser bestreicht man jetzt einen Bogen Papier, siebt auf diesen das Pulver vom Talcstein oder Fraueneise, und wenn es trocken ist, reibt man ihn mit Baumwolle ab und glättet ihn. — Mit dieser Masse kann man auch gemustertes Silberpapier machen, wenn man durch eine in Mustern ausgeschnittene Patrone das Leimwasser aufträgt und darauf das Talcpulver siebt.

Der Verfasser hat auf diese Art keine Versuche angestellt, kann mithin auch den Erfolg nicht verbürgen. Uebrigens darf das Fraueneis nicht mit dem Frauen- oder Marienglas (Mica vitrum Moscoviticum), welches sich nicht, wie das Fraueneis, zerreiben und pulverisiren läßt, verwechselt werden.

Vergl. Bläsche, Sammlung neuer Muster von Papparbeiten etc., wo sich Seite 152 eine Anleitung zur Verfertigung des ächten Goldpapiers findet.

Neuntes Capitel.

Die Fabrication der marmorartigen Papiere.

Unter allen bunten Papieren sind die marmorartigen am Meisten beliebt und gesucht, und es wird fast überall, vorzüglich in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland, wo man sie sehr häufig fabrikmäßig verfertigt, großer Handel damit getrieben; ihre Bereitungsart ist aber auch weit größern Schwierigkeiten unterworfen, und es gehört allerdings viele Kunstfertigkeit dazu, einen schönen, gleichartigen Marmor darzustellen.

Den Namen haben diese Papiere von einer harten Steingattung, welche unter die Kalksteine gehört und Marmor (*Calcareus Marmor*) genannt wird.

Sowohl in Ansehung der Farbe, als auch der Zeichnung, giebt es sehr viele Arten von natürlichem Marmor.

Von Farbe hat man einfarbigen und vielfarbigen Marmor. Unter den einfarbigen gehört: der weiße, schwarze, grüne, gelbe, blaue, rothe und graue Marmor. Der gewöhnlichste ist grau und zwar: rauch-, gelblich-, bläulich-, perl-, röthlich-, grünlich- und aschgrau, nach mehreren Höhengraden schattirt. Nur zuweilen findet sich der Marmor grünlichweiß, fleischroth oder röthlichbraun und selten von einer graulichschwarzen, isabell- und ocker-gelben Farbe. Häufiger sind die bunten Marmorarten in unzähligen Abänderungen von zwei, drei u. vier Farben. Von zweifarbigem hat man schwarz und grün; schwarz und weiß; schwarz und gelb; fleischfarbig und gelb; roth und weiß; gelb und braun u. s. w.; von dreifarbigem: gelb, braun und weiß; gelb, grau und weiß; gelb, grau und

braun; gelb, weiß und roth; roth, braun und weiß; farmoisinroth, weiß und grau; grau, braun und gelb; weiß, grau und blau; braun, weiß und grau u. s. w.; von vierfarbigen: weiß, roth, gelb und grau u. s. w. Jede Farbe geht oft in einem Stücke durch verschiedene Stufen ihrer Höhe, und alle angegebenen Farben erscheinen sehr verschieden mit- und untereinander gemengt.

Was die Zeichnung betrifft, so ist das Spiel der Natur hier nicht minder wunderbar und abwechselnd, als bei den Farben. Es giebt gefleckten, gestreiften, geaderten und wolkigen Marmor. Einige Arten haben besondere Zeichnungen, welche kleinen Bäumen und Sträuchen u. a. Gewächsen ähneln (Dentritenmarmor); oder die Figuren stellen altes Gemäuer, verfallene Gebäude, Festungen und Ruinen vor (Bildermarmor); oder er enthält Muscheln, Schnecken und andere Versteinerungen, wie der Petrefacten-Marmor; mancher besitzt auch ein opalisirendes, in's Kupferrothe und Grüne fallendes Farbenspiel u. s. w.

Diesen natürlichen Marmor sucht man bei Fabrication der Marmorpapiere, sowohl in Betracht der Farben, als auch der Zeichnung, nachzuahmen, und es gehört keine kleine Kunst dazu, das so verschiedene Spiel der Natur in allen Stücken möglichst genau zu erreichen, daher auch lange Zeit die Verfertigung dieser Art Papiere als ein Geheimniß betrachtet worden ist. Die Zeit und gemeinnützigeren Gesinnungen, vereinigt mit den Forschungen der neuern Gelehrten im Fache der Technologie, haben zwar die Decke hinweggezogen, hinter der sich sonst Eigennuß und Mißgunst so gern verbarg; inzwischen ist doch, bei aller jetzt weit allgemeineren Kenntniß, die Bereitung, vorzüglich der sogenannten Türkischen Papiere, viel umständlicher, als bei den einfarbigen und übrigen bun-

ten Papieren, wie es denn auch gar verschiedene Methoden und damit in Verbindung stehende Handgriffe und Kunstvortheile giebt, die mehr oder weniger gut, schnell und sicher zum Ziele führen.

Von den vielerlei marmorartigen Papieren giebt es, wie bei dem natürlichen Marmor, 1) einfarbige und 2) mehrfarbige oder bunte, und da zwischen beiden in Ansehung der Verfertigung ein sehr großer Unterschied obwaltet, so ist es durchaus nothwendig, von beiden besonders zu handeln, zuerst von den einfarbigen, weil damit die geringsten Schwierigkeiten verbunden sind, und dann von den mehrfarbigen oder bunten, welche eine weit mühsamere und sorgfältigere Behandlung erfordern.

1) Die einfarbigen Marmorpapiere, welche auch Kleistermarmorpapiere oder Herrnhuterpapiere u. s. w. genannt werden, sind sehr leicht zu verfertigen; sie haben aber auch lange nicht das schöne, abwechselnde und marmorartige Ansehen, wie die bunten oder mehrfarbigen Marmorpapiere, werden daher nur zu geringen Arbeiten benützt und stehen in geringem Preise.

Man gebraucht hierzu fast jedes Papier, selbst starkes und festes Druckpapier, wenn es nur gut planirt (geleimt) ist; inzwischen nehmen sich die Farben auf einem feinen und weißen Papiere viel besser aus. Es wird, wie die einfarbigen Papiere, vorher gefeuchtet, wozu sich in Cap. 4, sub 1, a, die vollständige Beschreibung findet.

Von Farben schicken sich sowohl Mineral- und Körperfarben, als auch Gaste- oder flüssige Farben, wie solche Cap. 3, §. 3 und Cap. 4, sub 1, b, angegeben worden sind; doch werden, in der Regel, erstere mehr, wie letztere, in Anwendung gebracht, weil sie stets mehr Feuer und Schönheit, als letztere, be-

sigen. Insonderheit nimmt man zu Blau: Bremerblau, Mineralblau, Kobaltblau, Indigolack, Berlinerblau, mit Bleiweiß oder Kreide vermischt u. s. w.; zu Roth: Türkische Mennige, Englischroth, Carmoisinlack, Wienerlack, Kugellack, u. a. rothe Lackfarben; zu Grün: Schweinsfurtergrün, Neuwiedergrün, Englischgrün, Bremer- oder Berlinerblau, mit Gelb vermischt u. s. w.; zu Gelb: Chromgelb, Schüttgelb, Pailletlack u. s. w.; zu Braun: gebrannten Umbraun, braunen Ocher u. s. w.; zu Schwarz: ausgeglühten Kienrauch, Frankfurter Schwarz u. s. w.

Jede Farbe, welche man wählt, wird für sich mit etwas Wasser auf dem Reibsteine möglichst fein gerieben (Cap. 3, §. 7.), dann in besondere Farbensnäpfe gethan und mit einem geschmeidigen, völlig knollensfreien Buchbinderkleister (Cap. 3, §. 6. sub γ) gut zusammengerrührt (Capitel 3, §. 10.) und man mischt so viel Farbe darunter, bis die gewünschte Farbe erlangt ist. Die Farben müssen zwar eine ziemliche Consistenz besitzen, wie aus der Folge leicht zu entnehmen ist; tritt aber der Fall ein, daß sie zu stark sind oder werden, so verdünnt man sie mit hellem Gummiwasser (Cap. 3, §. 6. sub β).

Von besondern Geräthschaften sind zu Fabrication dieser Art Marmor erforderlich:

- a) Einige Breter, mit Wachstuch überzogen, zu solchen einfarbigen Marmorpapieren, die einen großaderigen Marmor erhalten sollen;
- b) einige Breter, mit feinem oder abgetragenen Tuche überzogen, zu solchen, die man kleinaderig marmoriren will;
- c) einige Breter ohne Ueberzug, auf welchen die Bogen, welche marmorirt werden sollen, mit angemachter Farbe bestrichen werden;
- d) einige Rämme von verschiedener Form, mit weiten und engen Zähnen;

e) ein Bretchen, das auf der Kante ausgezackt oder eingekerbt ist;

f) einige große Pinsel oder Bürsten zum Anstreichen der bereiteten Kleisterfarben.

U. a. m.

Um diese Art Marmor darzustellen, sind vorzüglich folgende Methoden bekannt:

Erste Methode.

Man nimmt ein mit Wachstuch überzogenes Bret, welches etwas größer, wie ein ausgebreiteter Bogen Papier, ist, setzt es sich zur rechten Hand auf den Werkstisch und streicht mit einem steifen großen Borstenpinsel, oder mit einer Farbebürste, aus dem Farbennapfe soviel mit Kleister angemachte Farbe darauf herum, daß alle Orte gut und gleich dick davon bedeckt sind. Auf ein zweites zur linken Hand daneben stehendes unbedecktes glattes Bret breitet man einen weißen, reinen Bogen Papier aus, der etwas geseuchtet worden und bestreicht auch diesen mit der Farbe. Nun faßt man den bestrichenen Bogen an seinen beiden äußern Enden mit den zwei Fingern der beiden Hände, hebt ihn in die Höhe und legt ihn auf das mit Wachstuch überspannte und mit Farbe angestrichene Bret dergestalt, daß beide bestrichene Flächen zusammenstoßen, drückt den Bogen mit einem trockenen Luche, oder einer weichen Bürste überall sanft an, zieht oder hebt ihn hierauf von dem Brete in die Höhe, legt ihn zum Abtrocknen auf eine lange horizontale Bank, oder auf einen mit Faden überspannten Rahmen, und hängt ihn nachher, nebst mehrern andern, mittelfst des Kreuzes zum völligen Trocknen auf die Schnüre. Zieht man den Bogen schief ab, so fällt der Marmor etwas anders aus, als wenn man ihn gerade in die Höhe hebt. — Diese Methode liefert einen

einfarbigen, großadrigen Marmor. Soll aber der Marmor kleinaderig ausfallen, so nimmt man, statt des mit Wachstuch überzogenen Brets, ein anderes, über welches man feines oder abgetragenes Tuch gespannt hat und verfährt auf gleiche Weise.

Es ist aber nicht nothwendig, bei jedem frischen Bogen Papier das auf die eine oder andere Art überzogene Bret mit Kleisterfarbe zu bestreichen; man kann mehrere überstrichene Bogen darauf abdrucken und braucht erst dann wieder neue Farbe zu geben, wenn das Wachs oder Wollentuch zu trocknen wird.

Zweite Methode.

Hierzu gebraucht man zwei glatte, unüberzogene Breter, auf welche man zwei gefeuchtete Bogen Papier, auf jedes einen, gehörig ausbreitet, beide Flächen mit der Kleisterfarbe bestreicht, beide dann auf einem glatten Tische mit ihren Anstrichseiten genau aufeinander legt, daß sie sich vollkommen decken, sie überall sanft zusammendrückt und sie sogleich wieder voneinander zieht. Die Adern fallen klein aus, wenn der gefärbte Kleister etwas consistent oder dicklich war; größer werden sie, wenn man die Farbe flüssiger hält. Oder man nehme zwei Streichbreter, lege auf jedes einen gefärbten oder auch weißen Bogen Papier, tupfe überall mit einem nicht zu großen Pinsel eine beliebige, mit Leim versetzte Farbe auf die Bogen, lege dieselben übereinander und ziehe sie von einer Ecke zur andern voneinander ab, wodurch man einen schönen Adermarmor erhält.

Dritte Methode.

Diese weicht von den vorigen darin ab, daß die Bogen zwar auch, wie oben beschrieben steht,

auf glatten Bretern mit Kleisterfarbe bestrichen, aber nicht aufeinander gelegt werden, sondern man bildet den Marmor mit einem, nach einem beliebigen Muster ausgezackten (eingekerbten) Bretchen, welches man in der aufgestrichenen nassen Farbe in beliebigen regulären Richtungen, entweder gerade oder wellenförmig u. s. w., über den Bogen hinzieht. Durch diese Operation wird die Farbe wieder weggenommen, und es entstehen gerade laufende oder schlangenförmige Linien, je nach der Art des Streichens. — Auf eine andere Art kann man mit einem Kämme in beliebiger Richtung geschlängelte oder wellenartige Linien, verschobene Vierecke u. a. Zeichnungen in die nasse Farbe ziehen, denn der Kamm nimmt die Farbe an einzelnen Stellen ebenfalls wieder hinweg, je nachdem man darüber hinfährt. So lassen sich auch muschelähnliche Stellen hervorbringen, wenn man einen weichen Pinsel irgendwo aufsetzt und ihn geschwind und schicklich herumdreht; oder Wolken, wenn man die Farbe mit einem nassen Schwamme hinwegnimmt; oder Maseren u. a. Veränderungen mit einem Hasenfuße, oder mit den Spitzen der Finger u. s. w. Hier kommt es vorzüglich darauf an, daß eine geschickte und geübte Hand das Instrument mit Sicherheit zu führen versteht.

Vierte Methode.

Man bestreicht einen Bogen Papier mit einer willkürlichen, nicht mit Stärke, sondern mit Leim versetzten Farbe, z. B., mit einer hellbraunen Farbe, taucht hierauf ein Lappchen von Flanell in eine dünne, schwache Farbe, drückt es wieder etwas aus, wickelt es leicht zusammen und rollt damit locker, von der untern Ecke zuerst an, über den gefärbten Bogen,

wenn solcher abgetrocknet ist, hin, wodurch ein schöner geflammter Marmor hervorgebracht wird.

Fünfte Methode.

Man feuchte auf der Rückseite einen gefärbten Bogen Papier, lege ihn glatt auf ein Bret, stelle es schief auf eine Ecke und spritze mit einem langen Sprengpinsel schwarze Farbe, die mit Rinds-galle und Leim gemischt ist, in nicht zu großen Tropfen, darauf, halte dann das Bret bald auf diese, bald auf jene Ecke, damit die aufgespritzte Farbe gut laufen könne, und man erhält auf diese Art einen sehr natürlichen und schönen Marmor.

Sechste Methode.

Ein anderer, eigenthümlicher, in den mannigfaltigsten Spielarten hervortretender Marmor entsteht, wenn zwei Bogen strichweise nebeneinander mit zwei verschiedenen, oder auch mehrern mit Leim versetzten Farben, auf Art der Trispapiere, bedeckt, aufeinander gelegt, gelinde angebrückt und sodann sogleich getrennt werden, indem man sie von einer Ecke zur andern abzieht. — Nimmt man fein gemahlene Gold- oder Silberbronce, versetzt solche mit Leim und spritzt sie mit einem Pinsel auf einfarbige Papiere, so erhält man einen schönen Gold- oder Silbermarmor, der sich besonders auf einem schwarzen, hellblauen und hellbraunen Grunde dem Auge sehr schön darstellt.

Siebente Methode.

Auf noch andere Art läßt sich der Marmor bilden, wenn man keine weiße, sondern gefärbte (einfarbige) Bogen nimmt, solche mit einer abstechenden Farbe bestreicht und sie dann, wie vorher gemeldet, behandelt.

Achte Methode.

Ein schöner Schildkrötenmarmor, den man auf vielfältige Art verändern kann, entsteht auf folgende Weise: Man überstreiche einen braungefärbten Bogen Papier mit Leim, mache mit einem Flanelllappchen auf solchem, wenn er noch naß ist, Tupfen mit türkischer Mennige oder Zinnober, so mit Leim und Rindsgalle versetzt ist, tupfe sodann zwischen diese rothe Flecke, so geschwind, als möglich, eine schwarze Farbe und blase diese Flecke auseinander, so daß sie sich verlaufen.

Wir könnten noch mehr Methoden mittheilen; allein der speculative und denkende Künstler findet in sich selbst ein weites Feld, und dem mechanischen Arbeiter werden unsere Angaben auch genügen.

2) Die mehrfarbigen oder bunten Marmorpapiere, auch Türkische Papiere u. s. w. genannt.

Ganz verschieden von den einfarbigen Marmorpapieren ist die Fabrication der mehrfarbigen oder bunten Marmorpapiere, die gewöhnlich Türkische Papiere genannt werden, welche diesen Namen aber nicht verdienen; denn diese Gattung von Papier ist eine Deutsche Erfindung, und diese Benennung mag sich wohl darauf gründen, daß die Türken ihren Fabricaten meistens ein sehr buntes und schädliches Ansehen geben, mit dem diese Art Papier, in Betracht ihres bunten Colorits, viele Aehnlichkeit hat.

Es ist aber auch die Fabrication der bunten oder mehrfarbigen Marmorpapiere weit mühsamer, umständlicher und schwieriger, als jede andere Art im Gebiete der Papierfärberei, und sie setzt so manche

Handgriffe und Kunstvortheile voraus, welche eine bloße Beschreibung kaum völlig klar und deutlich zu machen im Stande seyn dürfte; dessenungeachtet wollen wir den Versuch machen und Alles in gehöriger Ordnung, nach dem richtigen Gange des Geschäfts, so deutlich, als nur möglich ist, zu beschreiben suchen. Es kommt nächstdem sehr viel auf die nähere Kenntniß der Farben und deren Behandlung an, und Jeder, welcher Versuche, in Bereitung dieses Meisterstücks, einen bunten Marmor auf Papier darzustellen, unternehmen will, darf nicht versäumen, die Eigenschaften einer jeden Farbe, wozu sich im zweiten und dritten Capitel dieser Schrift eine gedrängte Anleitung findet, aus dem Grunde zu studiren, weil davon und von der Beschaffenheit des Marmorirwassers hauptsächlich das Gelingen der Arbeit abhängt. Auch wird es wohlgethan seyn, zuerst nur Proben mit zwei Farben zu Herstellung eines bunten Marmors im Kleinen anzustellen, bevor man mit drei oder mehrern Farben zu operiren wagt.

Ueberdies giebt es von dieser Papiersorte verschiedene Arten, unter denen der Unterschied vornehmlich darin besteht, auf welchen Grund die übrigen Farben getragen werden, und welche eigenthümliche Gestalt man dem Marmor geben will; denn bald erscheint die Zeichnung winkelförmig, bald wellenartig, bald in Schlangenlinien, bald in Flecken von kreisrunder oder ovaler Figur u. s. w. Will man daher gewisse natürliche Marmorarten genau nachmachen, so muß man sich mit ihren Adern und dem Grunde der vornehmsten Farben darin recht bekannt machen. Alsdann sucht man durch verschiedene, mit den Farben angestellte Proben ihre Aehnlichkeit herauszubringen, welches sehr leicht angeht, wenn man mehr oder weniger von gewissen Farben mit dem Pinsel auf das Marmorirwasser spritzt u. sie in derjenigen Ordnung

darauf bringt, welche der natürlichen Mischung des Marmors, welchen man zum Muster erwählt hat, am Gleichförmigsten ist. Das Hauptverfahren ist indessen bei jeder Art immer dasselbe, indem man das Papier, welches man marmoriren will, auf eine Auflösung von Tragantgummi legt, auf welcher die mit Schfengalle angemachten Farben verbreitet werden.

Schon hieraus ergibt sich das Schwierige und Mühsame, womit die Fabrication dieser Gattung bunter Papiere zu kämpfen hat, und worauf es eigentlich und hauptsächlich ankommt. Um daher einen Anfänger, der noch wenig Theorie und Erfahrung in der Kunst, Papiere marmorartig zu färben, besitzt, am Leichtesten über das Ganze der Arbeit in richtige Kenntniß zu setzen: so wollen wir die verschiedenen Gegenstände, wie sie aufeinander folgen, in möglichst klarer Kürze erörtern; zuerst die Geräthschaften auführen, welche man zu Fabrication der bunten Marmorpapiere nöthig hat; dann vom Papiere, dessen Wahl und Behandlung vor dem Marmoriren handeln; hierauf der Farben gedenken, die man bei Fabrication der bunten Marmorpapiere gewöhnlich anzuwenden pflegt; denselben die Bereitung des Marmorirwassers folgen lassen; nächstdem die beste Methode angeben, das Papier mit zwei und mehreren Farben auf verschiedene Weise zu marmoriren, und endlich mit der weitem Behandlung, dem Fixiren der Farben, dem Trocknen, Glätten, Pressen u. den Beschluß machen.

Geräthschaften, welche man zur Fabrication der bunten oder mehrfarbigen Marmorpapiere nöthig hat.

1) Einen Eimer von Eichenholz oder ein anderes weites Gefäß von gebrannter Erde, mit einem gut passenden Deckel zum Verschließen gegen Staub

u. a. Unrath versehen. — Sein Zweck ist, das Marmorirwasser darin zu bereiten, weshalb es die erforderliche Größe haben muß.

2) Einen wasserdichten viereckigen Kasten oder Kübel von Eichenholz, der Marmorirkasten genannt, einen Zoll in's Gevierte größer, als die zu marmorirenden Papierbogen und 4 bis 6 Zoll hoch oder tief. — Er dient dazu, das bereitete Marmorirwasser, welches die Farben tragen soll, daß sie nicht untersinken, aufzunehmen. Es ist zweckmäßig, wenigstens zwei solche Marmorirkasten zu haben; einen für gewöhnliches, und einen zweiten für großes Format.

3) Ein großes Seichtuch zum Durchseihen des Marmorirwassers; oder ein enges Sieb, von Pferdehaaren geflochten, zu demselben Behufe.

4) Mehrere große und kleine Pinsel (Marmorirpinsel), theils zum Aufspritzen der Farben, theils zum Aufspritzen des mit Ochsen-galle versetzten Wassers auf das Marmorirwasser. Sie sind von verschiedener Größe. Der größte ist an den Borsten, welche in ihrer vollen natürlichen Länge sind, wenigstens 6 Zoll im Durchmesser stark, mit einem 18 bis 20 Zoll langen Stiele versehen. Vergl. Cap. 1, Nr. 18. b.

5) Ein Marmorirknüttel, der in einem starken und dicken Holze besteht, wogegen man mit dem Stiele oder Schafte des Marmorirpinsels oder umgekehrt schlägt, damit aus demselben die Tropfen, in Gestalt eines Regens, auf das Marmorirwasser fallen.

6) Ein Wasserlehrer, welcher ein dünnes Stück Holz ist, 3 Finger breit, von der Länge des Marmorirkastens und auf der einen Seite zugeschärft.

7) Mehrere Kämme von verschiedener Größe u. Form, um damit den Farben, welche sich auf der

Oberfläche des Marmorirwassers befinden, verschiedene Richtungen geben zu können.

8) Mehrere Stäbe von Holz, deren eine Seite platt ist, und deren übrige Seiten abgerundet sind. — Man legt einen um den andern über den Marmorirkasten und hebt die marmorirten Bogen rückwärts darauf.

9) Ein wasserdichter Kasten, etwas breiter, wie die Papierbogen lang und etwas tiefer oder höher, als ein in der Mitte zusammengeschlagener Bogen breit, um die Stäbe, worauf die abgehobenen Bogen befindlich sind, darauf zum Abtropfen zu legen. Statt dessen kann man sich auch der Rahmen mit überspannten Faden bedienen. Vergl. Cap. 1, Nr. 27.

10) Ein wasserdichter Kasten von Eichenholz, mit hellem Gummiwasser gefüllt, worauf man die fertigen Papierbogen mit ihren Marmorflächen, einen nach dem andern, ausbreitet, um die Farben gehörig zu fixiren. Man läßt dann die mit Gummi überzogenen Bogen ebenfalls in den kurz vorher beschriebenen Kasten abtropfen.

Die übrigen nothwendigen Geräthschaften bestehen: in einem geräumigen und feststehenden Ausbreitetische; in hinlänglichen Farbennäpfen; in einem Reibsteine mit Läufer und Farbenzusammenkehrer; in mehreren Bürsten; in einem Aufhängekreuze; in einer Glättmaschine; u. s. w.

Vom Papiere, dessen Wahl und Behandlung vor dem Marmoriren.

Je feiner, weißer und schöner das Papier ist, welches man zum Marmoriren verwendet, desto lebhafter stehen die Farben gegen den Papiergrund ab. Am Besten schickt sich hierzu ein Belinpapier, oder ein

anderes recht feines, reines, ebenes und gut geleimtes Papier, z. B., Holländisches Postpapier. Aber leider stehen die Preise des Marmorpapiers so niedrig, daß ein Fabricant, der deshalb mit andern Werkstätten gleichen Schritt halten will, nicht die beste und geeignetste Papiersorte wählen kann, ohne Schaden zu haben, oder wenigstens in den Fall zu kommen, ohne Profit zu arbeiten, weshalb man nur zu oft ein geringeres und gewöhnliches Papier, sogar ein gut planirtes, starkes, weißes Druckpapier zu nehmen gezwungen ist. In solchen Fällen ist es gut, wenn man dem Papiere vorher irgend einen farbigen Grund giebt, es also wie einfarbiges Papier behandelt und sodann mit schicklichen Farben darauf marmorirt. Ja es nimmt sich auf einem dünnen, nur schwach geleimten Papiere, der Fluß des Marmors sogar schöner aus, als auf einem dicken, festen und stark geleimten Papiere, welches gewöhnlich ein graues Ansehen hat. Auch läßt sich ein graues Papier auf keinen Fall gebrauchen, wenn der Marmor weiße Flecken oder Adern erhalten soll und diese durch die eigenthümliche Farbe des Papiers dargestellt werden sollen.

Von der Beschaffenheit des Papiers hängt es ab, ob solches geseuchtet werden muß, oder nicht. Ein sehr dünnes, schwach geleimtes Papier bedarf keiner Feuchtung, weil es schnell die nassen Farben annimmt; hingegen ein starkes, festes und gut geleimtes Papier muß in jedem Falle geseuchtet werden, damit es gut und schnell auf dem Marmorirwasser sich auflege und die Farben tief genug einsauge. Wie ein Papier geseuchtet wird, findet sich ausführlich oben Cap. 4. sub 1. a, und es gilt hier die Regel, daß die Feuchtung um so stärker seyn muß, je dicker und fester die Papiere sind, und umgekehrt.

Vom Marmorirwasser, dessen Bereitung und Eigenschaften.

Das Marmorirwasser dient dazu, die verschiedenen Farben, welche den Marmor auf dem Papierbogen darstellen sollen, auf seiner Oberfläche schwimmend zu erhalten und zu verhindern, daß sie in demselben nicht niedersinken und zu Boden fallen.

Um ein solches Marmorirwasser gehörig herzustellen, nimmt man helles, klares, kaltes Fluß- oder Regenwasser (Cap. 3, §. 6. sub α .), thut solches in einen Eimer von Eichenholz, oder in ein anderes weites Gefäß, setzt $\frac{1}{2}$ Pfund, (nach Bedürfniß mehr) vom besten Tragantgummi (Cap. 2, Nr. 51. sub c. und Cap. 3, §. 6 sub β .) hinzu, läßt diesen Gummi ungefähr 4, 6 bis 8 Tage, nach Maßgabe seiner individuellen Lösbarkeit, darin weichen und rührt oder quirlt ihn, weil er sich, in der Regel, schwer auflöst, alle 12 Stunden wenigstens einmal tüchtig um. Das Gefäß muß einen Deckel haben, damit man es gegen Staub u. a. Unrath gehörig verwahren kann. Nach Verlauf dieser Zeit filtrirt man die Flüssigkeit durch ein dichtes Sieb oder durch ein doppelt zusammengelegtes feines, leinenes Tuch in den Marmorirkasten, schüttet auf den im Siebe oder auf dem Tuche zurückgebliebenen Gummisaß abermals reines, frisches Wasser, sucht, durch Umrühren mit einem Spatel, den Gummi vollends aufzulösen und gießt hernach auch diese Auflösung zu der vorher schon durchgeseihten Masse, auf gleiche Weise, wie das erstemal.

Es läßt sich weder die Quantität des Wassers noch des Tragantgummi's gegenseitig zueinander ganz genau bestimmen, weil beides nicht immer von einerlei Qualität angetroffen wird. Jenes, das Wasser, ist, dem Gewichte nach, bald schwerer bald

leichter, und dieser, der Gummi, löst sich bald mehr bald weniger gut und vollkommen auf; man wird daher bald etwas mehr, bald etwas weniger Gummi zur gehörigen Sättigung einer gewissen Menge Wassers nöthig haben, je nachdem beides in der Güte verschieden ist.

Ein richtiges Marmorirwasser, welches die Farben gehörig zu tragen im Stande ist, muß, wenn es in den Marmorirkasten gegossen wird, die Consistenz eines schlüpfrigen Schleims haben, etwa wie man des Gummivassers zur Versehung der Malerfarben bedarf; oder mit andern Worten: es muß die Consistenz einer dünnen Mehlsuppe oder eines dicken Baumöls besitzen.

Man hat mehrere Mittel, um in Erfahrung zu bringen, ob das richtige Verhältniß getroffen sey und das Wasser weder zu viel noch zu wenig Gummitheile in sich enthalte, und wir wollen die vorzüglichsten Proben hier angeben. Wenn das Wasser durch das Sieb oder Tuch gegangen und gehörig umgerührt worden ist, so erkennt man dessen Stärke oder Schwäche an der stärkern oder schwächern Bewegung des Schaums auf der Oberfläche, wenn man es im Zirkel umrührt. Wenn, z. B., der Schaum über 50mal, während der Dauer der einmal gegebenen Bewegung, im Kreise herumwirbelt, so ist dieß ein Beweis der Schwäche; je weniger es sich umkreist, desto stärker ist es. — Eine andere Probe des Wassers ist, wenn man den Ringelkamm, dessen Backen abwechselnd auf die eine und auf die andere Seite hinausstehen, und der, mit einer Kurbel umgedreht, die Farben im Kreise herumtreibt, ansetzt. Sind die Ringel nicht deutlich und bestimmt, so ist das Wasser zu schwach, fließen aber die Farben nicht, wie man wünscht, breiten sie sich nicht aus, sondern bilden sie Spitzen oder Schuppen, so ist es zu stark.

Eine dritte Probe besteht darin, daß man einen Borstenpinsel ein Wenig in die Farbe, welche aufgetragen werden soll, eintaucht, denselben gehörig austreibt und solchen alsdann über die Oberfläche des Wassers, gegen ein Holz geschlagen, ausschüttelt (ausspricht), sodaß nur wenig Farbetropfen auf dieselbe fallen, wobei man Acht haben muß, ob diese Tropfen unter sinken, oder obenauf schwimmen. Sinken die Farbetropfen zu Boden, so ist das Wasser noch viel zu schwach. Breiten sie sich aber dergestalt zu Augen oder Kreisen aus, daß sie, nach Verhältniß der Größe der aufgespritzten Tropfen, ungefähr den Umfang eines Achtgroschenstücks bis Preussischen Thalers haben, so findet man darin den Beweis, daß die Mischung getroffen ist und das Wasser genug Gummi in sich enthält. Stellen hingegen die aufgespritzten Tropfen nur ganz kleine Augen dar, so ist dies ein Zeichen, daß noch nicht genug Gummi im Wasser enthalten ist. Sollten sich aber, im entgegengesetzten Falle, die Farben gar zu sehr auf der Oberfläche des Wassers ausdehnen und gleichsam zerfließen, so kann man daraus den Schluß ziehen, daß das Wasser vom Gummi übersättigt ist. Beide Fälle, das zu Wenig und das zu Viel, lassen sich leicht abändern. Ein schwaches Wasser wird stärker, wenn man es noch einige Tage stehen läßt und oft umrührt, damit das überflüssige Wasser verdunste, oder wenn man noch mehr und soviel Gummi hinzuthut, bis sich die Farben auf der Oberfläche richtig ausdehnen. Ein zu starkes Wasser schwächt und verbessert man durch sovielen Zusatz reinen, frischen Wassers, als nöthig ist, die Augen bis auf das angegebene Maß zu beschränken, wobei man jedoch nicht vergessen darf, die ganze Masse gut umzurühren, damit das alte und neue Wasser sich gehörig miteinander vermische und die Flüssigkeit ganz gleichartig werde.

Ist das Marmorirwasser vorgeschriebenermaßen bereitet und besteht es die Probe; so enthält es genau so viel Gummi, als erfordert wird, die aufgespritzten mit Ochsen-galle vermischten Farben auf seiner Oberfläche zu tragen und gehörig auszudehnen, und sie werden, wie ein gutes Del, auf ordinärem Wasser schwimmen. Die Kunst giebt dann den Augen der Farben eine solche Gestalt und Richtung, daß sie eben so, wie die verschiedenen Arten des Marmors, auf der Oberfläche des aufgelegten und wieder abgenommenen Papiers erscheinen und von der Größe oder dem Umfange der Farbenaugen hängen die stärkern oder schwächern Adern des Marmors hauptsächlich ab.

Wieviel also von der rechten Consistenz des Marmorirwassers abhängt, ist ohne weite Erörterungen leicht einzusehen. Ein zu schwaches Wasser wird die Farben nicht zu tragen vermögen, welche daher unter-sinken und zu Boden fallen; und ein zu starkes verursacht, daß sich die Farben entweder gar nicht auf das Papier abziehen, sondern an dem Tragante hängen bleiben, oder wenn sie sich abziehen, so geschieht es mit soviel Gummi und mit so großen Adern, daß die Arbeit nicht zu gebrauchen ist. Man hat also auf die rechte Beschaffenheit des Marmorirwassers, da hiervon ein großer Theil der Schönheit des Marmors abhängt, allen Fleiß zu verwenden, und bei gehöriger Uebung und Sorgfalt wird man auch bald die richtige Consistenz desselben in Erfahrung bringen und zu treffen im Stande seyn; doch wird es immer besser seyn, das Tragantgummiwasser etwas zu stark, als zu schwach zu machen, weil man jenes leichter schwächer machen, als dieses verstärken kann.

Das Marmorirwasser läßt sich nach dem Gebrauche in einem wohl verschlossenen Gefäße an einem kühlen und ruhigen Orte eine lange Zeit aufbewahren; sollte es aber so alt seyn, daß man be-

fürchten müßte, es habe nicht mehr Kraft genug, die Farben zu tragen, so kann man es mit frischem Gummi und Flußwasser wieder auffrischen.

Noch ist zu bemerken, daß das Marmorirwasser keine Farben, welche Säuren enthalten, vertragen kann; es müssen daher solche Farben, welche man mit Säuren bereitet oder darin auflöst, wie, z. B., der Indig, der Grünspan u. f., vorher gut mit reinem Wasser auf bekannte Weise ausgefüßt werden.

Als Surrogat des theuern Tragantgummi's kann man sich auch des Leinsamens bedienen, und ein damit bereitetes Marmorirwasser hält sich länger, ohne zu säuern, als das von Tragantgummi. Es hat aber den Nachtheil, daß sich einige Farben, die sehr zart sind, darauf nicht so schön darstellen, wie auf dem Tragantwasser. — Ein anderes wohlfeiles Mittel ist der sogenannte Flóhsamen (Semen Psyllii), welcher, mit Wasser gekocht, eine große Menge Schleim von sich giebt, und den überhaupt die Fabricanten bunter Papiere gut gebrauchen können, um den Pigmenten und Farbebrühen den nöthigen Grad der Dichte und Klebrigkeit zu ertheilen. Dieser Schleim giebt zwar eine wohl zusammenhängende feste Masse, allein er trocknet langsam und hat den Fehler, daß er die Farben, welche durch saure Salze entwickelt werden, vermittelst seiner stark alkalischen Eigenschaft gern verändert und in ihnen ihre natürliche Farbe nicht läßt. (Vergl. Cap. 2, Nr. 37.) Ob sich der Malzertract hier anwenden läßt, hat der Verfasser noch nicht versucht.

Von den Farben, welche man bei Fabrication der bunten oder mehrfarbigen Marmorpapiere anwendet.

Zu den Farben können die meisten Mineral- und Körperfarben, ferner alle Lack- und einige

Vasurfarben genommen werden, welche oben (Cap. 4, sub b, a.) ic. verzeichnet stehen; nur ist dabei zu bemerken, daß man bei der Wahl derselben stets auf ihre specifische Schwere Rücksicht nehmen und zu einem Muster, soviel als möglich, Farben von ziemlich gleicher Schwere nehmen muß, damit, wenn die leichtern auf dem Marmorirwasser schwimmen, die schweren nicht untersinken. Wollte man, z. B., Roth und Gelb marmoriren und dazu ordinärs Chromgelb und Carmoisinlack anwenden, so würde jenes, wegen seiner Schwere, untersinken, während der letztere sich auf dem Marmorirwasser schwimmend erhält; ebenso, wenn man zu Roth und Gelb türkische Mennige und feines Chromgelb wählte, wo die weit schwerere Mennige unter sinkt, hingegen das leichtere Chromgelb vom Wasser getragen wird. Zwar kann man sich in Etwas helfen, wenn theils das Marmorirwasser consistenter bereitet, theils die schwerere Farbe mit mehr Ochsen-galle versetzt wird; inzwischen entstehen, wenn das Mißverhältniß zu groß ist und zuviel Ochsen-galle genommen werden müßte, um ein ziemlich gleiches Verhältniß herzustellen, dadurch dann andere Nachtheile für die übrigen leichtern Farben; daß es daher immer besser ist, wenn sämtliche Farben, in Rücksicht ihres eigenthümlichen Gewichts, einander möglichst gleich sind. Demzufolge bringe man stets entweder schwere Metallfarben, oder dergleichen leichtere, oder Erdfarben, oder Lackfarben u. s., ohne solche miteinander zu vermischen, bei einem Muster zusammen; und da es der Farben so viele giebt, daß man deshalb nicht in Verlegenheit kommen kann, so findet dieserhalb keine besondere Schwierigkeit statt.

Jede Farbe, welche man zur Verfertigung des bunten Marmorpapiers anwenden will, muß für sich auf einem Reibsteine so fein, als möglich ist, mit wenigem reinen Fluß- oder Regenwasser, oder star-

tem Brantwein zerrieben werden (Cap. 3, §. 7.), und je feiner die Farben gerieben sind, desto schöner fließen die Adern und desto mehr Feuer erhalten sie. Uebrigens müssen die Farben nach dem Reiben so dick, wie ein Syrup oder dünner Brei, seyn.

Nach dem Abreiben mit Wasser oder Brantwein vermischt man die Farben mit klarem hellen Fluß- oder Regenwasser, in das man vorher etwas Ochsen-galle (Cap. 2, Nr. 89.) gethan hat, und es versteht sich von selbst, daß zu jeder Farbe ein eignes Gefäß, sowie auch ein eignes Rührholz und ein eigner Pinsel erforderlich ist. — Einige reiben die Farben sogleich mit Brantwein ab, den man mit etwas Fischgalle versetzt hat.

Die Ochsen-galle ist zur Fabrication des mehrfarbigen Marmorpapiers unumgänglich nöthig, indem sie die Farben besser wie Del bindet, sie leichter macht und durch sie die Farbenmischung sich besser auf dem Marmorirwasser ausbreitet. Aber es muß auch hier eine gewisse Norm in der Quantität zwischen den Farben und der damit zu vermischenden Galle stattfinden; nur ist es ebenso schwer, ein Verhältniß als allgemeine Regel zu bestimmen, welches allein durch eigne Erfahrung gefunden werden kann, welche sich ein Anfänger in der Kunst zu marmoriren durch mehrfache Proben verschaffen muß. Die Quantität der Ochsen-galle muß nämlich genau hinreichend seyn, die Stellen der Farben, nachdem sie auf das Marmorirwasser getragen worden, miteinander zu verbinden, ohne daß sie sich vermischen und untereinander laufen. Der Anfänger wird daher wohl thun, wenn er auf einmal nicht zuviel Ochsen-galle unter die Farben mischt, sondern solche denselben nach und nach zusetzt, während er von Zeit zu Zeit die Farbe auf dem Marmorirwasser probirt, um zu sehen, was für eine Wirkung sie darauf her-

vorbringt. Findet man bei angestellter Probe, daß sich die Farbe nicht genug ausbreitet und keine hinlänglich große Kreise bildet, so fehlt der Mischung die gehörige Menge Ochsegalle und man muß davon verhältnißmäßig zusehen; zerfließen aber die Farben auf dem Marmorwasser gleichsam in lauter Wolken und Nebel, so ist zuviel Galle beigemischt, und dieses Mißverhältniß bewirkt zugleich den Nachtheil, daß die Farben, in Folge der zu großen Ausdehnung, bleich werden.

Von den vielen Farben, welche dem Papierfärber zu Fabrication der bunten Marmorpapiere zu Gebote stehen, wollen wir, um Wiederholungen zu vermeiden, in aller Kürze nur folgende anführen:

Zu Roth: Florentinerlack, Wienerlack, Kugellack, Berlinerroth, Sandarach, Mennige, Zinnober u. f.

Zu Blau: Indigo, Berlinerblau, Bergblau, Pariserblau, Mineralblau, Bremerblau u. f.

Zu Gelb: Schüttgelb, Auripigment, Gummi-gutt, gelben Ocher, Orleans, Safran, Königs-gelb, Casselergelb, Neapelgelb, feines und ordinäres Chromgelb u. f.

Zu Grün: Grünspan, Bremergrün, Braunschweiger Grün, Saftgrün u. f., oder eine Vermischung von Gelb und Blau in verschiedenen Verhältnissen.

Zu Braun: gebrannten Umbraun, braunen Ocher u. f., oder eine Vermischung von Roth und Schwarz.

Zu Weiß: Schieferweiß, Kremsferweiß, Spanischweiß, Spanische Kreide u. f.

Zu Schwarz: Kohlenschwarz, Nebenschwarz, schwarze Kreide, Compositions-schwarz, ausgeglühten Kienrauch u. f.

In Rücksicht der rothen Lackfarben ist zu bemerken, daß man sie, statt des bloßen Wassers,

mit Fernambukktinctur abreiben kann; desgleichen die blauen mit Kampecheholzinctur und die gelben mit einer Abkochung von Gelbholz oder Quercitronsrinde.

Von grünen Farben giebt der Grünspan keine rechte grüne Farbe; mischt man aber ein Wenig Rauschgelb darunter, so entsteht ein lebhaftes Grün, welches der Farbe des Smaragds beikommt.

Was die Herstellung der Neben- oder zusammen gesetzten Farben anbetrifft, um einen bestimmten Farbeton hervorzubringen, so giebt deshalb das Capitel 3, §. 4 und 5 ausführlichen Unterricht, daß daher nur wenig hinzuzusetzen nöthig ist.

Zu einem Dunkelgrün mischt man Indig mit Rauschgelb zu gleichen Theilen zusammen.

Durch die Vermischung einer kleinen Quantität Indigo mit Florentinerlack bekommt man ein sehr schönes Violett, und jemehr man Indig dazu nimmt, um desto dunkler wird die Farbe.

Wenn man Zinnober mit Wasser, welches man mit Fernambukholz gekocht hat, einrührt und auf dem Farbesteine abreibt, so giebt dies eine vollkommene Karmoisinfarbe u. f.

Alle diese und andere Farben können durch Spanische Kreide lichter gemacht werden.

Die Menge der zu gebrauchenden Farben dürfte ungefähr durch folgende Norm sich bestimmen lassen:

Ein Ries Papier bedarf zur Marmorirung:

22 Loth Rauschgelb;

4 — Schüttgelb;

4 — Auripigment;

6 Quentchen des besten Indigs, welcher in Vermischung mit dem vorgeschriebenen Auripigment die grüne Farbe giebt;

- 24 Loth guten Kugel- oder Wienerlack;
 24 — des besten Indigs zu Blau;
 24 — fein gebrannten Alabaster;
 1 Pfund Gummitragant und
 104 — reines Fluß- oder Regenwasser.
 Zu 5 Buch Papier nimmt man:
 4½ Loth Rauschgelb und
 1 — Schüttgelb, welches man mit dem Rausch-
 gelb vermischt;
 8½ Loth Auripigment und
 1½ Quentchen Indig, den man mit dem Auri-
 pigment, zur Darstellung der grünen Farbe, gehörig
 zusammenreibt;
 6 Loth Kugel- oder Wienerlack;
 5¾ — Kugelindeg zu Blau;
 6 — gebrannten Alabaster;
 8 — Gummitragant und
 26 Pfund reines Fluß- oder Regenwasser.
 Zu 3 Buch Papier gehören:
 2¾ Loth Rauschgelb und
 ¾ — Schüttgelb, welches man mit dem Rausch-
 gelb vermischt;
 1¾ Loth Auripigment und
 1½ Quentchen Kugelindeg, in Verbindung des
 Auripigments zu Grün;
 2 Loth Kugel- oder Wienerlack;
 2½ — Indig zu Blau;
 3 — Alabaster;
 4 — Gummitragant und
 13 Pfund Fluß- oder Regenwasser.

Beste Methode, das Papier mit zwei und
 mehrern Farben auf verschiedene Art
 zu marmoriren.

Wenn das Marmorirwasser richtig zubereitet und
 jede Farbe einzeln möglichst fein gerieben, mit Löffel-
 Schauplatz 25. Bd. 2. Aufl. 19

galle soviel, als erforderlich, vermischt und in Röpfe vertheilt worden, überhaupt Alles zum Marmoriren gehörig vorbereitet ist, so kann nunmehr die Fabrication der bunten oder mehrfarbigen Marmorpapiere auf folgende Art bewerkstelliget werden.

Man stellt den Marmorirkasten auf den Arbeitstisch und füllt ihn mit dem Marmorirwasser so weit an, das ungefähr noch ein Zoll vom obersten Rande leer bleibt. Der Tisch darf, der Bequemlichkeit wegen, nicht zu hoch seyn, muß hinlänglichen Platz darbieten und gehörig fest stehen, damit das Marmorirwasser ruhig bleibe, denn die geringste Bewegung ist im Stande, die Farben aus ihrem rechten Zusammenhange zu bringen und die Arbeit zu verderben.

Sobald das Marmorirwasser sich in vollkommener Ruhe befindet, so spritzt oder sprengt man mit dem Farbpinsel zuerst die Farbe, welche als Grund dienen soll, in großen Tropfen auf die Oberfläche des Wassers, und alsbald wird sich dieselbe darauf ausbreiten. Auf diesen Grund schnellt man sodann eine andere Farbe, z. B. Roth, welche sich nicht, wie die vorige, über die ganze Oberfläche ausdehnen, sondern bloß große Kreise, nach dem Verhältnisse der aufgespritzten Tropfen, bilden darf. Nach dieser wird das Gelb auf die eben angeführte Weise aufgetragen, und hierauf nach Belieben die andern Farben in folgender Ordnung: Grün, Dunkelblau und zuletzt Spanische Kreide. Soll der Marmor, z. B. aus zwei Farben bestehen, so sprengt man erst die eine Farbe, welche die Andern bilden soll, auf das Marmorirwasser, nimmt alsdann den Pinselstiel oder einen hölzernen Kamm, dessen Zähne ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll voneinander stehen, und zieht auf der Oberfläche desselben damit hin und her, wodurch die Augen oder runden Farbeflecken sich aderig bilden;

hierauf nimmt man die zweite Farbe, welche den sogenannten Boden darstellen soll und sprengt solche auf die vorige, so lange, bis man glaubt, daß es nun ein passender Marmor sey. Um der Farbe, welche den Boden beim Marmoriren bilden soll, zugleich ein buntes Ansehen zu geben, kann man derselben einige Tropfen Terpenthinöl zusetzen, wovon solche wie durchlöchert erscheint; oder man nimmt einen reinen Pinsel und wirft reines Wasser in großen Tropfen über die Farben hin, wodurch sich dieselben kunstlos und natürlich ineinander ziehen und Flüsse gestalten. Man hüte sich aber, zuviel Wasser aufzutragen, da dies sonst die Farben und das Marmorirwasser zu sehr schwächen würde. So wird auch mit mehrern Farben verfahren, wobei die Regel gilt, immer die hellen Farben zuerst und die dunkeln zuletzt aufzutragen; soll jedoch eine bestimmte Farbe hauptsächlich dominiren oder vorherrschen, so muß diese zuerst und am Reichlichsten aufgetragen werden. Gewöhnlich nimmt man zur Grundfarbe Blau, welches man aus 2 Löffel eingerührtem Spanischen Weiß, 3 Löffel Ochsegalle und 1 Löffel Indigo bereitet und mit einem Pinsel so austrägt, daß es sich in Adern und Zweigen über die ganze Oberfläche des Wassers verbreitet. Will man aber weiße Augen im Grunde haben, so spritzt man mit reinem Wasser ein, welches mit Ochsegalle vermischt worden, welche die Farben dergestalt trennt, daß die weißen Flecken im Papiere hervorsehen. Ueberhaupt ist ein mit Ochsegalle gehörig versetztes Wasser bei dem Marmoriren von großem Nutzen und gar nicht zu entbehren. Denn da sich die Farben, wie sie auf das Wasser gespritzt werden, nicht gehörig miteinander vermischen und von selbst genugsam in so kleine Theilchen zertheilen, daß ein möglichst ähnlicher Marmor daraus hervorgeht: so ist durchaus nothwendig, die Spitze eines reinen Pinsels zuweilen in ein sol-

ches Wasser einzutauchen und damit über alle in dem Marmorirkaften befindliche Farben zu sprengen, indem man mit einem Stabe oder Hammersstiele sanft auf den Schaft des Pinsels, oder umgekehrt diesen gegen den Marmorirknüttel, schlägt, damit die Flüssigkeit wie ein feiner Regen herunter fällt. Dadurch werden die Farben auf der Oberfläche des Wassers auf eine so seltsame Art zertheilt, daß sich durch bloßen Zufall allerhand Adern und andere Figuren bilden, ebenso, wie sie uns der natürliche Marmor zeigt. Es ist dabei jedoch darauf zu sehen, die Pinsel weder mit Farbe, noch mit Ochsegallenwasser zu voll zu machen, damit die Tropfen nicht zu dick fallen. Dadurch, daß man den eingetauchten Pinsel vorher gut ausdrückt, oder ihn über der Farbeschüssel gegen den Marmorirknüttel gehörig ausschlägt, kann man die Sprengung ganz in seiner Gewalt haben. Vergl. Cap. 7.: die Fabrication der gesprengten Papiere.

Ist die Marmorirung oder das Gemenge der Farben auf der Oberfläche des Wassers gut und nach Wunsch ausgefallen, so nimmt man einen Bogen weißes Papier an seiner Breitenseite zwischen die Fingerspitzen beider Hände, breitet ihn, doch ohne denselben hin und herzuschieben oder glitschen zu lassen und das Wasser im Geringsten zu erschüttern, über den Farbenteppich aus und drückt ihn mit der Hand, oder einem weichen trocknen Tuche oder sanften Borstenpinsel leicht auf, vorzüglich da, wo er die Farben nicht recht zu berühren scheint. Man darf nicht befürchten, daß sich das Papier im Wasser untertauchen werde, welches der Gummitragantschleim nicht zuläßt; ebensowenig läuft die Farbe, wegen der beigemischten Ochsegalle, auf dem Papiere mit dem Wasser durcheinander.

Sobald das Papier alle Farben mit ihren verschiedenen Richtungen und Gestalten, wie sie sich auf

dem Marmorirwasser befunden haben, an sich gezogen hat, so hebt man den Papierbogen auf eine geschickte Art geschwind davon ab, indem man ihn an den zwei Ecken mit beiden Händen anfaßt, ihn rückwärts in die Höhe hebt und ihn mit seiner Mitte auf einen Stab zieht, den man vorher quer über den Marmorirkasten gelegt hat. Den Bogen mit dem Stabe nimmt man nun weg und legt beides quer über den leeren Abtropfkasten, damit das daran hängende überflüssige Marmorirwasser ablaufen und sich in dem Kasten sammeln könne. Ist der leere Kasten mit marmorirten Papierbogen voll gehängt, so breitet man die andern Bogen über einen zweiten Kasten aus. Andere legen die marmorirten Bogen eine Viertelstunde lang zum Ablaufen auf kleine, von vier Latten zusammengeschlagene Rahmen (Cap. 1. Nr. 27.), die mit den Bogen von gleicher Größe und etwas schief gestellt sind, damit das überflüssige Wasser ablaufen könne, wobei sich die Richtung der Farben nicht verändert, denn diese bleiben an dem Papiere, vermöge der Ochsen-galle, welche sich fest mit demselben vereinigte, hängen. Hierauf bringt man die Bogen, um sie gehörig zu trocknen, auf die Schnüre, jedoch in den Schatten, weil manche Farben die Sonnenstrahlen nicht vertragen können, sondern durch dieselben gebleicht werden.

Dieselbe Operation wird bei jedem neuen zu marmorirenden Bogen vorgenommen, und man muß jedesmal die nämliche Ordnung und Menge bei Auftragung der Farben beobachten, damit sich alle Bogen, welche man nach einerlei Modell verfertigen will, gleichförmig ausfüllen, z. B. erst Blau zum Grunde, dann Roth, Gelb, Grün u. f.; denn sobald man nur im Geringsten etwas in Ansehung der Ordnung oder Menge der Farben verändert, so entsteht ein merklicher Unterschied im Muster, oder wohl gar ein ganz neues verschiedenes Muster.

Auf diese Art kann ein geschickter, fleißiger und gut eingerichteter Arbeiter, der das Marmorirwasser und die erforderlichen Farben in Ordnung hat, in einem Tage ein halbes Rieß liefern, und auch hier geht das Geschäft leichter von Statten, wenn sich zwei Arbeiter einander in die Hände arbeiten.

Der Marmor läßt sich auf sehr viele Art darstellen und verändern, und man hat Marmor in Baumgestalt, getäfelten Marmor, Korallenmarmor u. s.; auch unterscheidet man denselben nach der Farbe, welche dominirt, und es giebt rothen, grünen gelben, braunen u. s. w. Bei richtiger Befolgung unserer Methode sind solche Veränderungen leicht, vorzüglich, wenn man die Farben gut studirt, wozu das dritte Capitel eine kurze Anleitung giebt, und durch mehrere mit denselben angestellten Proben und Versuche die gewünschte Ähnlichkeit des Musters hervorzubringen bemüht ist. Um allerhand willkürliche Figuren und Zeichnungen zu bilden und die Muster voneinander abweichend zu machen, nimmt man einen kleinen Kamm oder Rechen von 4 bis 5 Zoll Breite (Tiefe), dessen Zähne einen halben Zoll lang sind und in gewisser Entfernung schachförmig voneinander abstehen, und der so lang, als das Papier breit ist, und fährt damit durch die Oberfläche des Marmorirwassers über die Farben hinweg. Hierdurch entsteht eine unendliche Mannichfaltigkeit und die feinsten Adern in der Marmorirung. — Auf eine andere Art wird verfahren, wenn man einen vierstäbigen Kamm nimmt, ihn an beiden Enden faßt und ihn gerade über den Marmorirkasten hält, so daß die Spitzen seiner Zacken die Oberfläche des Wassers berühren, und jede Spitze einen Ringel formirt. Hierauf wird der Kamm wieder in die Höhe gezogen, unter den ersten Ringeln eingesenkt, und so fort auf der ganzen Oberfläche herunter. Dann legt man

ganz leise einen Bogen Papier darauf, dessen Fläche die Farben auf dem Wasser annimmt, und alle unregelmäßigen Figuren, die der Kamm hervorbrachte, behält. — Statt eines Kammes kann man auch eine Bürste von Messingdraht, dergestalt gefertigt, daß die Drahtenden nicht zu dicht nebeneinander stehen, sondern mehr eine Art Kamm formiren, gebrauchen. Oder man nimmt einen Piniestiel, oder eine geschweifte Feder, oder die Spitzen eines Zirkels u. f., und zieht damit auf der Oberfläche des Marmorirwassers in Wirbel-, Wellen-, Schlangen-, Schneckenlinien hin und her. — Will man aber goldene Linien und dergleichen auf marmorirtes Papier bringen, so legt man eine ausgeschnittene Patrone auf den schon fertigen trockenen Bogen, übersfährt die Stellen, welche durch den Ausschnitt hervorsehen, mit Gummivasser und trägt dann das Gold darüber. Hängt es fest an, so reibt man den Bogen mit Baumwolle ab, um das überflüssige Gold abzuwischen, und es bleiben die Figuren allein vergoldet. — Um mosaische Arbeit, Blumen und sogar Landschaften darzustellen, hat man ausgeschnittene hölzerne Tafeln, worauf die Züge deutlich, stark und dick angegeben sind, und deren Grund ungefähr einen Zoll Tiefe hat. Sobald nun der Farbenteppich auf der Oberfläche des Wassers durch Aufspritzen der verschiedenen Farben gehörig gebildet ist, so legt man leise die Tafelform auf, deren hervorspringende Züge die Farben, welche sie berührt, annehmen werden, wodurch auf der Oberfläche des Marmorirwassers eine Farbenlehre nach dem Muster entsteht. Dann legt man den Bogen Papier darauf, welcher überall gefärbt wird, ausgenommen an den Stellen, wo die Tafel die Farbe weggenommen hat. So erhält der Bogen die Zeichnung des Musters.

Damit die Farben nach dem Marmoriren nicht abfärben, sondern fest auf dem Papiere stehen, so

legt man jeden marmorirten Bogen auf ein wie ein Dach abhängendes und vorher naß gemachtes Bret, und übergießt ihn mit schwachem Gummivasser (Cap. 3. §. 6. sub β), worauf sie wieder getrocknet und wie die einfarbigen Papiere geglättet werden; oder man füllt einen wasserdichten Kasten (Cap. 1. Nr. 19.) mit hellem Leim- oder Gummivasser, legt den Bogen mit seiner rechten Seite darauf, drückt ihn, wo es nöthig ist, gelind auf, damit die ganze Fläche des Bogens vom Leim- oder Gummivasser berührt werde, hebt ihn dann wieder ab, bringt ihn zuerst zum Ablaufen über Stäbe in einen andern leeren Kasten oder auf Rahmen, und hängt ihn zuletzt auf die Schnüre. (Vergl. Cap. 1, Nr. 29. und Cap. 4, sub c.)

Vorstehende Methode hat in jeder Hinsicht den Vorzug, und der Verfasser dieser Schrift kann die Versicherung geben, daß ein auf diese Art bereitetes Marmorpapier gerathen wird, wenn man in allen Stücken ganz genau nach der ertheilten Vorschrift verfährt und arbeitet. Eine leichtere, aber auch minder schöne und vollkommene Methode besteht darin, daß man auf ein mit flachen Leisten versehenes, glattes, ganz ebenes Bret einen starken Grund von Gummitrugantwasser streicht, sodann sogleich, bevor die Masse abtrocknet, verschiedene mit Wasser abgeriebene und mit Ochsen-galle vermischte Farben darauf herumgießt, mit einem Kamme allerlei Figuren in denselben bildet, oder die Farben durch verschiedene Biegung des Bretes zu verändern sucht, hernach einen geseuchten oder mit hellem Gummivasser benehten Bogen auflegt, solchen mit Baumwolle überall gelind andrückt, ihn endlich abhebt und trocknet.

Oder man kochte sich einen gewöhnlichen Kleister aus Stärke, mit etwas Alaun versetzt, thue davon, nach Verhältniß des Quantums der anzuwendenden

Farbe, in Mäpfe und rühre die gewählten Farben gut unter die Stärke, so erhält man die Farben zum Marmor. Hierauf bringe man mit einer Bürste oder mit einem Pinsel die beliebte Farbe entweder streichend oder spritzend, je nachdem man Flecke oder Adern haben will, auf eine Marmortafel, und gebe dann den Flecken oder Adern die gefällige Gestalt, Größe und Stärke. Auf diesen Marmor lege man nun eine starke gläserne Platte, etwas größer, als der Papierbogen ist, drücke sie gelind an, damit sie alle Farben genau berühre, hebe sie dann ganz behutsam ab, worauf sie nun alle die Flecken, Adern, Streifen u. f. der Farben erhalten wird. Hierauf lege man sie auf den Papierbogen und presse sie mit einiger Gewalt an, wodurch das Papier den Marmor gehörig annehmen wird.

Auch auf farbigen Grund läßt sich marmoriren, und man nimmt hierzu irgend ein einsfarbiges Papier. Solche Papiere werden Englisch marmorirte genannt, und man hat Tiger-, Stein-, Leder-, Fluß- und Teppichmarmor, auch gedruckten, der aber, wegen der minder mannichfaltig marmorirten Zeichnung, wenig geschätzt wird.

Die Verfertigung des sogenannten Französischen Marmors ist bereits in unserer Buchbinderkunst 1c. (Cap. 14, sub c. Nr. 8.), und des Lederpapiers (Cap. 15, 1c.) gelehrt worden und wird daher hier übergangen.

Was endlich den Gold- und Silbermarmor anbelangt, so wird solcher auf folgende Art verfertigt. Nachdem das Papier auf irgend eine Weise marmorirt worden ist, übergießt man es mit Summivasser und streut dann mit einem kleinen weichen Pinsel, oder mit dem Obertheile einer Schreibfeder hin und wieder, besonders an solchen Stellen, wo sich die mehrfarbigen Adern einander begegnen,

etwas von dem Kehrgolde oder Kehrsilber auf, welches beim Vergolden abfällt, gesammelt, und hier angewendet wird. Man darf aber nicht zuviel Gold oder Silber auftragen, weil sonst ein zu buntschädiges Ansehen entsteht. Man kann sich auch des Mulschels oder Malergoldes bedienen, dessen in der Buchbinderkunst und hier Cap. 2, Nr. 47 gedacht ist.

Bisweilen ist man genöthigt, ein weit kleineres Format, als der Marmorirkasten groß ist, auf die Farben anzulegen, in welchem Falle sie nicht alle von der Fläche des Papiers hinweggenommen werden, sondern einige hin und her, besonders am Rande, zerstreut zurückbleiben. Um diese Farben zusammen zu bringen und miteinander zu vereinigen, gieße man ein Wenig Wasser, welches mit Ochsen-galle vermischt ist, an das eine Ende des Marmorirkastens. Augenblicklich wird dieses Wasser die Farben alle nach einander an das andere Ende vor sich hin treiben und vereinigen, ohne jedoch die geringste Veränderung in dem Muster hervorgebracht zu haben; nur muß man darauf sehen, daß nicht mehr von diesem mit Ochsen-galle versetzten Wasser aufgegossen wird, als gerade zur Erreichung dieser Absicht erforderlich ist; denn gießt man zuviel hinzu, so hat man zu befürchten, daß entweder die Farben übereinander weglaufen, wodurch das Muster verändert werden würde; oder das Marmorirwasser wird so schwach, daß es die Farben zu tragen nicht mehr im Stande ist.

Vom Glätten und Pressen der marmorartigen Papiere.

Nachdem die Papierbogen marmorirt, die Farben gehörig fixirt und getrocknet sind, ist noch nöthig, dem Fabricate den höchsten Glanz zu geben. Hierzu dient der in Cap. 1, Nr. 3 angegebene Glättapparat, und das Glätten selbst wird nach Cap. 4, sub d verrichtet.

Die gewöhnlichen Papierfabricanten bereiben das Marmorpapier meistens mit einem Seifenlappen, damit der Glättstein nicht hafte, womit aber den Buchbindern eben kein Gefallen geschieht, denn die Seife ist ihnen zur fernern Politurgebung und Vergoldung hinderlich; besser ist die Cap. 4, sub d angegebene Wachseife. Zuletzt wird das geglättete Papier, um ihm seine eigenthümliche Gestalt wiederzugeben, zwischen glatten Preßbretern möglichst stark gepreßt und dann buchweise zusammengelegt.

Zehntes Capitel.

Die Fabrication der Kattunpapiere.

Die Fabrication der Kattunpapiere hat mit der Kunst, Kattun und Leinwand zu drucken, die größte Aehnlichkeit, denn auch hier werden die Farben mit Holzformen, wie bei dem Kattune, auf das angefeuchtete Papier gedruckt, und es müssen so viele Formen in- und übereinander passen, als man verschiedene Farben ausdrucken will, oder zu einem Muster gehören.

Die Kunst, baumwollene und leinene Gewebe zu drucken, ist sehr alt; sie scheint aus Aegypten nach Indien gekommen zu seyn, woher sie sich gegen das Ende des letzten Jahrhunderts in Europa verbreitet hat. Leicht fiel man auf den Gedanken, auch Papier auf diese Weise mit allerhand Farben zu bedrucken, und man wendete Anfangs die alten, abgesetzten Kattunformen dazu an, wie selbst jetzt noch hier und da, z. B. in Augsburg u. s. geschieht, wo die Arbeiter in den Kattunfabriken die Versfertigung der Kattunpapiere als eine Nebensache betreiben, weshalb auch solche von dorthier so äußerst wohlfeil zu beziehen sind.

Die Fabrication der Rattunpapiere ist weniger mit besondern Schwierigkeiten verbunden, als daß vielmehr die genaueste Achtsamkeit und Accurateſſe dazu gehört. Auch diesen Gegenstand wollen wir mit möglichster Ausführlichkeit und Genauigkeit behandeln; zuerst die beste Methode angeben, die Rattunpapiere zu fabriciren und dann auch von den Ausdrucksfarben in'sbesondere reden.

Beste Methode, die Rattunpapiere fabrikmäßig zu verfertigen.

Zum Bedrucken nimmt man gern gut geleimtes, nicht allzuschwaches, fehlerfreies und weißes Papier, weil der Grund oft weiß bleibt; aber auch ein farbiger Grund nimmt sich auf einem weißen Papiere besser aus, nicht zu gedenken, daß alle Ausdrucksfarben auf einem solchen weißen Papiere sich weit schärfer abdrucken und dem Auge besser darstellen. Bleibt der Grund weiß, so ist, außer dem Feuchten, keine weitere Vorrichtung nöthig; sollen aber die Farben des Dessins auf einen farbigen Grund gebracht werden, so giebt man dem Papiere, wie bei der Fabrication einfarbiger Papiere, einen Anstrich von flüssiger (vegetabilischer) Farbe und druckt auf diesen Grund die andern Farben, nach Maaßgabe des Musters. Ein solcher farbiger Grund muß aber eine lichte Beschaffenheit haben, weil sich auf einem dunkeln Grunde die nachfolgenden Farben nicht so gut ausnehmen.

Damit das Papier die Farben leichter und besser annehme, so wird es vor dem Bedrucken angefeuchtet, auf Art, wie es die Buchdrucker zu machen pflegen. Zu dem Ende werden sämtliche Bogen, welche man bedrucken will, ausgebreitet aufeinander gelegt, davon einige Bogen auf einmal schnell

durch eine mit reinem Wasser angefüllte Mulde gezogen und auf ein reines Bret gelegt, wobei man genau darauf sehen muß, daß keine Falten und Runzeln entstehen, sondern alles Papier eben und gleich bleibe. Hierauf kommen ebensovielen andere trockene Bogen zu liegen, und dann wieder einige nasse und wieder trockene und so weiter, bis der Stoß zu Ende ist. Das Ganze wird hierauf mit einem Brete bedeckt, mit einem starken Gewichte beschwert und so 12 bis 16 Stunden stehen gelassen. Eine Vorrichtung, wie sie der Buchbinder zum Planiren oder Leimen seiner Bücher hat, kann man zum Durchziehen der Bogen, die geseuchtet werden sollen, gut anwenden. (Vergl. Cap. 4, sub a.)

Hat das Papier den gehörigen Grad von Feuchtigkeit, so nimmt der Drucker den ganzen Stoß, welcher jetzt bedruckt werden soll, entweder vor oder neben sich zur linken Seite und legt davon den obersten Bogen auf einen ganz feststehenden, aus starken Bohlen gefertigten Tisch, der Drucktisch genannt, welcher von hartem festen Holze gearbeitet seyn und eine vollkommen glatte und horizontale Oberfläche haben muß; besser noch ist eine Tafel oder Platte von Marmor oder einem andern harten, gehörig abgeschliffenen Steine, weil eine solche Platte sich nicht wirft, wie eine hölzerne Tafel, die von Zeit zu Zeit wieder eben gehobelt werden muß.

Dieser Drucktisch, welcher in der Mitte steht, wenn der Stoß Papier auf der linken, der übrige Druckapparat auf der rechten Seite befindlich ist, muß mit einer doppelten Decke von Tuch oder Serge bedeckt und an den vier Ranten des Tisches so befestigt seyn, daß man sie abnehmen und durch eine andere ersetzen kann, wenn die Oberfläche von der Farbe besetzt worden ist; das abgenommene Tuch wird dann ausgewaschen, getrocknet und von

Neuem aufgezogen, wenn abermals ein Wechsel nothwendig ist. Damit jedoch das Tuch an den Ranten des Drucktisches mit kleinen Nägeln gut befestigt werden könne, so darf, wenn man eine Marmorplatte wählt, diese nicht die ganze Oberfläche des Drucktisches einnehmen, sondern muß etwas kleiner und gut eingelassen seyn.

Zum Drucken der Kattunpapiere gebraucht man, außer dem Drucktische und den Formen oder Modellen, ein Bacquet und zwei Chassis oder Rahmen.

Das Bacquet ist eine ovalrunde, wasserdicke Wanne von Eichenholz, mit einer 6 Zoll hohen Wand (Rand), oder ein dergleichen länglich viereckiger Kasten. Dieses Bacquet füllt man zur Hälfte, also 3 Zoll hoch, mit einer gallertartigen Auflösung von Gummi an, welche so consistent, wie ein Brei, ist; oder mit einem Gemische von 1 Theil Leinsamen und 2 Theilen Leinmehl, beides in Wasser zu einem Brei gekocht u. s. w. Man kann auch hierzu das Tragantgummivasser gebrauchen, welches zur Verfertigung der bunten Marmorpapiere oder sogenannten Türkischen Papiere (Cap. 9.) gedient hat. Es ist ganz einerlei, auf welche Art und Weise das Wasser im Bacquet dick oder widerstehend genug gemacht worden ist; denn es soll dadurch, wie bei der Fabrication der Papiertapeten (Cap. 11), nur bewirkt werden, daß beim Auflegen und Ausdrücken der Druckform auf das Chassis (Sieb) ein sanfter, gleichmäßiger, elastischer Gegendruck stattfindet.

Auf diese Masse im Bacquet, welche die blinde Farbe heißt, setzt man eins von den beiden Chassis, welches in dem Bacquet auf allen vier Seiten wenigstens 1 Zoll Spielraum haben muß, damit man es leicht herausnehmen könne. Der Seitenrand dieses ersten Chassis ist 3 Zoll hoch, oben ist es of-

fen, und sein Boden mit Wachstuch oder lackirtem (wasserdichtem) Leder überzogen, welches an dem Seitenrande, auswärts von Unten herauf, mit zusammengeschlagenen Ecken so hoch angenagelt ist, daß die im Bacquet befindliche Farbe nicht in das Innere dieses Chassis gelangen kann.

In dieses erste Chassis, welches man noch besonders das Etui nennt, setzt man ein zweites, dessen Seitenrand nur 2 bis 2½ Zoll hoch ist, und dessen obere Fläche aus einem Stücke feinem oder anderm abgetragenen Tuche besteht, welches ebenso, wie der Boden des erstern, befestigt ist. Es ist also das äußere Chassis unten zu und oben offen, und das innere unten offen und oben zu. Beide Chassis zusammen nennt man gewöhnlich das Sieb.

Hat man diese Vorrichtung, welche den eigentlichen Druckapparat ausmacht, getroffen, so breitet ein Gehülfe die fertige Aufdruckfarbe entweder mit einer Bürste oder mit einem geeigneten breiten Pinsel (Cap. 1, Nr. 18. a.) auf dem Tuche des Siebs überall gleichförmig; nicht zu dick und nicht zu dünn, aus. Die Pigmente, welche man hierzu anwendet, sind theils Erd- oder Metallfarben, theils flüssige oder vegetabilische, und man bereitet sovieler verschiedene Farben, als deren Dessin erfordert. Auch zu jeder Farbe muß man mit einem besondern Tuchrahmen versehen seyn.

Das gehörige Auftragen der Farbe auf das Chassis ist bei Fabrication der Rattun- und Tapetenpapiere die Seele eines guten Drucks, und es ist unmöglich, bei nachlässigem Auftragen einen gut bedruckten Bogen zu liefern. Der Gehülfe, welcher die Farbe austrägt, muß nämlich darauf sehen, daß die Fläche gleichstark mit Farbe getroffen werde, damit ein reiner und voller Abdruck geschehen könne. Um dies zu erreichen, muß sich der Gehülfe beim

Austragen der Farbe einen geraden und gleichmäßigen Gang, den er mit der Farbebürste über das Chassis nimmt, angewöhnen und sich wohl vorsehen, daß keine Stelle verfehlt oder übersprungen werde. Der richtige, regelmäßige Gang ist, wenn man mit der Bürste über die eine Hälfte des Tuches ganz hinauf, und über die andere Hälfte desselben herunter und wieder denselben Weg zurück, hinauf und herunterfährt, damit jede Stelle mit der Bürste, soweit die Druckform aufgesetzt wird, gleichgut getroffen werde.

Ist die bereitete Ausdrucksfarbe, wie man sie zu nehmen eben nöthig hat, vom Gehülfsen auf dem Siebe gehörig aufgestrichen, so faßt der Drucker mit der Hand die erste Form, welche die Vorform, auch wohl die Hauptform, heißt, die so groß, als ein Quartblatt oder der vierte Theil eines Bogens, ist, und bloß die Umrisse der Figuren mit Farbe macht, und legt sie leicht auf die Oberfläche des mit Tuch überzogenen und mit Farbe bestrichenen Siebs, indem er die Form zwei- bis viermal aufhebt und wieder sanft darauf setzt, bis die Züge des Dessins überall eine zureichende Quantität Farbe aufgenommen haben. Die gehörig volle Form setzt er nun zuerst auf die eine Ecke des Papierbogens auf und drückt oder schlägt, stärker oder schwächer, wie das Dessin es erfordert, darauf; dann nimmt er mit derselben Form wieder aus dem Siebe Farbe auf, bringt sie auf die zweite Ecke des Bogens, dicht an den ersten Abdruck und fährt so fort, Farbe auf die Form zu nehmen und aufzudrucken, bis alle vier Ecken oder der ganze Bogen mit dieser Form bedeckt sind. Vor dem Abnehmen der Farbe mit der Druckform muß jedoch der Gehülfe die Farbe jedesmal mittelst der Bürste oder des breiten Pinsels auf dem Farbetuche des Rahmens auf's Neue gut verbreiten und gleichmäßig vertheilen, sonst wird das Muster

leicht vollgeschmiert; auch so oft, als nöthig ist, frische Farbe aufzutragen. Wenn dieser erste Bogen auf solche Weise bedruckt ist, so ergreift der Drucker vom Stöße einen zweiten Papierbogen, legt ihn auf den Drucktisch, nimmt die Form, hebt Farbe auf, bedruckt ihn damit wieder auf seinen vier Ecken und fährt so lange fort, als man Rattunbogen machen will, oder Aufdruckfarbe in Vorrath hat.

Sowie das Auftragen der Farbe auf das Chassis, so erfordert auch das Aufnehmen und Aufdrucken derselben mit den Formen viele Vorsicht und Aufmerksamkeit, wenn die Arbeit mit derjenigen Genauigkeit, welche sie verlangt, ausgeführt werden soll. In Hinsicht des Farbenehmens muß sich der Drucker sowohl nach dem Papiere, als auch nach der Druckform richten. Ist das Papier grob und grau oder sehr hart, so verlangt es stärkere Feuchtigkeit und verträgt mehr Farbe, als ein feines, weißes und weiches Papier. Die Form selbst aber bestimmt vorzüglich das Maaß beim Farbenehmen. Ist die Form mit vielen Erhöhungen versehen, so ist mehr Farbe nöthig, als wenn eine Form wenig Muster hat. Ferner muß man Acht haben, ob die Form nicht hohl, krumm, oder schief sey, was verursacht, daß sie nicht durchgängig mit gleicher Stärke zeichnet und daher dadurch abgeändert werden muß, daß man die hohle Seite anfeuchtet und die andere an einem gelinden Feuer erwärmt; oder ob die metallenen Spitzen, welche auf der Seite des Dessins in die Form eingeschlagen sind und über die Oberfläche ein Wenig hervorragen, gut und richtig stehen, ohne welches das Dessin unmöglich genau zusammenpassen kann.

Soll das Rattunpapier mehrere Farben, z. B., Roth, Violett, Braun u. s. w., in Rücksicht des Musters erhalten, so müssen auch mehrere Farben

zwischen die Figuren der ersten Form aufgedruckt werden.

Das Auftragen der inwendigen Druckfarben geschieht mit Formen, welche man Paßform'en nennt, und welche jene Umriffe mit bestimmten Farben ausfüllen. Diese sind nach demselben Dessin, wie die Vorform, geschnitten, jedoch so, daß sie die neuen Ausdruckfarben nur auf diejenigen Stellen bringen, welche bei der vorhergegangenen Form sind leer gehalten worden. Man wird leicht einsehen, wie nothwendig es sey, daß alle diese Formen genau zueinander passen, ohne welches die Farben sich nicht in ihren bestimmten Schranken befinden würden. Damit aber eine jede Farbe auf dem Rattunbogen die Stelle einnehme, welche ihr in dem Dessin angewiesen ist, so bedient man sich der sogenannten Paßspitzen, um die Form mit der Farbe, welche nach der vorhergegangenen aufgedruckt werden soll, genau auf die Stelle des Dessins zu bringen, wohin sie stehen soll. Diese Paßspitzen werden auf die Ecken der Form gesetzt, und sie müssen von Form zu Form gehörig aufeinander passen, um eine richtige Lage zu erhalten.

Der Drucker nimmt also nach der ersten die zweite Form, welche in jenen ersten Abdruck gehörig hineinpaßt, läßt vom Gehülfsen eine zweite andere Farbe auf einen andern mit Tuch überzogenen Rahmen mit der Bürste oder dem breiten Pinsel streichen und vertheilen, setzt dann diese zweite Form, wie vorher, auf das farbige Sieb und bedruckt damit, nach und nach, die vier Ecken des ersten mit der Vorform bedruckten Bogens, hierauf den zweiten, dritten u. s. w., bis ebenfalls alle Bogen mit dieser zweiten Form und Farbe bedruckt sind.

Ist auch dies geschehen, so nimmt der Drucker, wenn das Muster es so verlangt, eine dritte Form, läßt vom Gehülfsen eine dritte Farbe

auf einen dritten Tuchrahmen auftragen und vertheilen und verfährt damit ebenso, wie mit der ersten und zweiten Form. Auf diese Art können noch mehrere Formen und Farben in Anwendung kommen; aber selten hat ein Rattunpapiermuster mehr als drei Formen und Farben nöthig, und die Arbeit wird auch immer schwieriger, je mehr es Formen sind.

Um Rattunpapiere zu drucken, deren Boden mit kleinen schwarzen oder andern farbigen Punkten bestreut seyn sollen, schlägt man in die Ausdruckform so viele kleine Spizen von Messingdraht ein, als sie Punkte zeichnen soll. Diese Spizen müssen ganz platt und glatt gefeilt seyn, auch in gleicher Höhe stehen, daß sie das Papier nicht zerstechen oder zertragen. — Ebenso verfährt man, um einen mit kleinen, weißen Punkten bestreuten Boden zu drucken, welcher von kleinen, dicht aneinander stehenden Oeffnungen gebildet wird.

Um einen schönen Druck mit goldenen Bouquets zu fertigen, löse man arab. Gummi auf, so daß die Solution nicht zu schwach ist, oder mache einen guten, steifen Kleister von feinem Stärkemehle, verdünne solchen mit Curcumäinctur zur rechten Farbe, streiche sie auf das Druckertuch, nehme sie hernach mit der Form auf und bedrucke damit den Bogen. Ist der Bogen vollgedruckt, so nimmt man Streugold oder gemahlenes Metallgold, thut dieses in ein feines Haarsieb und streut es, wie einen feinen Staub, auf die gedruckten Modelle. Wenn Alles trocken ist, kehrt man das überflüssige Gold, das nicht haftet, auf einen reinen Bogen Papier ab, und es werden sich nun die Blumen oder sonstigen Gestalten schön vergoldet darstellen. Zuletzt wird die Arbeit geglättet und, nach Belieben, mit einem Weingeistlackfirnisse überzogen.

So oft ein Bogen mit der Form ganz, d. h., auf seinen vier Ecken, bedruckt ist, hängt man ihn über ein Gestell, welches mit dem Kreuze der Buchbinder große Aehnlichkeit und die Gestalt eines T hat, legt den nächstfolgenden bedruckten Bogen ebenfalls darauf u. s. w., bis ungefähr 6, 8, 10 bis 15 Bogen aufeinander liegen, die man mit diesem Kreuze auf die aufgespannten Schnüre oder dünnen Stangen abhebt. Dieses mehrfache Aufeinanderlegen der bedruckten Bogen ist deshalb nöthig, damit sie ihre Festigkeit nicht verlieren, bevor die zweite und dritte Form auch darauf gedruckt ist. Deshalb ist es auch gut, wenn die Schnüre oder Stangen nicht zu hoch liegen, nicht zu weit voneinander abstehen und die Temperatur der Werkstätte nicht zu heiß, sondern gemäßigt ist. Hat das Papier eine kurze Zeit auf den Schnüren oder Stangen übereinander gehangen und ist die aufgedruckte Farbe so angezogen, daß sie nicht mehr abfärbt, so nimmt man es mit demselben Kreuze wieder herunter, blättert die Bogen voneinander, damit das, was etwa vermöge der Farbe zusammengeklebt ist, voneinander komme, legt sie dann alle ausgebreitet und gerade aufeinander, bedeckt sie mit einem überschüssigen Brete und beschwert solches, damit das Papier den gehörigen Grad von Feuchtigkeit, der zum Drucken nöthig ist, behalte. Wird fabrikmäßig gearbeitet und einen ganzen Tag hindurch mit einer Form schnell hintereinander gedruckt, wo also das Papier die nöthige Feuchtigkeit für den zweiten Tag zum Drucken mit der zweiten Form nicht behält, so hängt man die bedruckten Bogen sogleich mit dem Kreuze möglichst einzeln auf, trocknet sie und feuchtet sie für den folgenden Tag auf's Neue wieder an. Dieses Anfeuchten geschieht mit einem feinen Kehrbesen, oder einem zusammengebundenen Büschel Stroh, den man, wie einen

Pinself, gerade abschneidet und man läßt die Tropfen reines Wasser, wie einen Staubregen, auf die linke nicht bedruckte Seite fallen, legt auch jedesmal zwei Bogen mit diesen linken Seiten aufeinander u. s. w., bis alles Papier wieder auf einen Stoß zusammenliegt, den man mit einem Brete bedeckt und beschwert. Bei diesem Anfeuchten gilt noch folgender practische Handgriff: man theilt die trockenen Bogen in zwei gleiche Stöße oder Haufen, so daß alle Bogen mit ihrer linken Seite aufwärts und die bedruckten abwärts liegen, rückt die beiden Stöße dicht nebeneinander, besprengt die beiden obenauf liegenden Bogen, läßt sie dann von einem Gehülfsen abnehmen und mit ihren linken Seiten zusammenlegen, bespritzt die beiden folgenden, läßt sie wieder wegnehmen und mit ihren linken Seiten zusammengelegt auf die beiden ersten bringen und fährt so fort, bis man mit beiden Haufen fertig ist und alle Bogen, mit ihren linken Seiten zusammengebracht, auf einem Stoße liegen, den man bedeckt und beschwert. — Wie hier ein Gehülfe die Arbeit fördert, so rückt solche auch beim Drucken schneller vorwärts, wenn drei Personen einander in die Hände arbeiten; die eine streicht die Farbe mit der Bürste oder dem Pinsel auf; die andere nimmt mit der Form die Farbe auf und druckt; die dritte legt die leeren Bogen vor, nimmt die bedruckten weg und hängt sie auf. So geht Alles schnell und gut von Statten.

Ist man mit dem Drucken fertig und braucht die Formen nicht mehr, so muß man sie sogleich vorsichtig mit reinem Wasser, der Conservation wegen, abwaschen, damit die Farbe darauf nicht fest trockne und sauber mit einem Tuche abwischen, damit sie nicht verquelle. Bei dem Waschen kommt es vorzüglich auf die Beschaffenheit der Waschbürste an, welche aus guter guten und starken Borsten, die

etwa 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll lang aus dem Holze hervorragen, bestehen muß; denn wenn die Borsten in der Bürste zu kurz und stark sind und ganz dicht beieinander stehen, so ist es nicht möglich, die Form von aller Farbe rein zu waschen, weil die Bürsten in dem Falle nicht elastisch genug sind, sich bei ihrer Kürze und Stärke nicht genug biegen und in die Zwischenräume der eingeschnittenen Figuren eindringen können, nicht zu gedenken, daß die Formen mit solchen Bürsten leicht stumpf werden. Auch darf der Drucker mit der Bürste nicht zu stark auf das Modell drücken, damit es nicht hier oder dort auspringe.

Gewöhnlich bedient man sich zum Drucken der hölzernen Formen, die aus drei Schichten Holz bestehen, von welchen die zwei untern weiches, über Hirn zusammengeleimtes Holz sind, d. h. so, daß sich die Holzfasern durchkreuzen, um das Werfen zu verhindern. Die oberste Lage ist Birnbaum- oder Elsebeerbaumholz, in Ermangelung Ahornholz, und in dieses ist das Dessin eingeschnitten. Diese Stücken Holz müssen aber feijnährig, gleichaderig, zartgefasert, gesund, reif und völlig trocken seyn. Die nicht erhabenen, zum Dessin nicht gehörenden Theile der Form werden gewöhnlich mit Delfirnißfarbe angestrichen, um die Wirkung der Feuchtigkeit, da man mit Wasserfarben druckt, zu beseitigen; aber das Holz muß, wie gesagt, rein, gut und gehörig ausgetrocknet, am Besten präparirt, seyn, weil sonst die trockene, harte Delfirnißfarbe, welche die Poren völlig verschließt, mehr Schaden, als Nutzen, verursachen würde. Eichenholz würde in mancher Hinsicht zu haltbaren Formen vor andern Holzarten den Vorzug haben; da es aber in seiner Grundmischung stets Gallussäure und Gerbestoff enthält, so können diese

von den nassen Farben leicht ausgezogen und letztere dadurch wider Willen verändert werden.

In neuern Zeiten hat man, wie in den Kattunfabriken, auch angefangen, die Papierbogen mit einer Kupfernen, flachen Form, desgleichen mit einem Cylinder, worin das Dessin, wie ein Kupferstich, eingegraben ist, zu drucken, und ein solcher Druck vereinigt mit dem Vortheil der Geschwindigkeit den der Genauigkeit und Sauberkeit; aber was demselben entgegensteht, ist der weit größere Kostenaufwand, welcher damit verbunden ist, und der bei den Kattunpapieren, die, in der Regel, sehr wohlfeil sind, keinen Profit erlauben würde; und so läßt sich auch der Steindruck mit Vortheil anwenden, und dadurch das sogenannte lithographische Papier darstellen, wie wir weiter unten, in bündiger Kürze, angeben werden. Was den Cylinder betrifft, so ist solcher von Messing, etwas breiter, wie ein Papierbogen, im Durchmesser einige Zoll stark und auf seiner Oberfläche mit dem beliebigen Dessin versehen, welches eingegraben ist. Man gebraucht ihn besonders zum Drucken einfarbiger Dessins auf weißem Boden und er ist, als Maschine, so eingerichtet, daß er von selbst die verdickte Farbe aufnimmt und sich wieder vom Uebersflusse der Farbe, mittelst eines Blechs, oder einer stählernen Klinge, welche seine Oberfläche bestreicht, reinigt. Besteht das Dessin aus mehreren Farben, so sind natürlich auch mehrere Cylinder nöthig. — Die platte Form ist vom Cylinder nur darin unterschieden, daß das Dessin auf eine ebene Fläche eingestochen ist. Auch hier sind mehrere flache Formen von Kupfer nöthig, wenn das Dessin oder Muster mehrere Farben enthält.

Man vergleiche über die Verfertigung der Kattunpapiere das folgende Capitel: die Fabrication der Papiertapeten.

Von den Farben, welche bei der Fabrication der Rattunpapiere in Anwendung kommen.

Die Farben, welche bei Fabrication der Rattunpapiere angewendet werden, sind theils Erdo- oder Metallfarben, theils flüssige oder vegetabilische Farben; sogenannte Lackfarben werden selten gebraucht. Gewöhnlich nimmt man Körperfarben, und zwar zu Roth: Zinnober, türkische Mennige, Carmoisinlack, Rugellack, Neuroth, rothen Ocher, Abkochung von Fernambukholz, Krapp u. s. w.; zu Blau: helles Mineralblau, Berlinerblau, mit Bleiweiß oder Kreide vermischt, Bergblau, Kobaltblau, Indig u. s. w.; zu Grün: Schweinsfurtergrün, Englischgrün, Neuwiedergrün, Neugrün, Grünspan oder Mischungen von Blau und Gelb; zu Gelb: feines und ordinäres Chromgelb, Schüttgelb, Neugelb, Avoignonkörner, lichten, gelben Ocher, Abkochungen von Quercitronrinde, Wau u. s. w.; zu Violett: Carmoisinlack mit Berliner- oder Mineralblau, auch, nach Befinden, noch mit Kreide versetzt; zu Schwarz: Elfenbeinschwarz, Rußschwarz, ausgeglühten Kienrauch u. s. w.; zu Weiß: Schieferweiß, Bleiweiß, Kremsferweiß, Kreide u. s. w.

Die Farben werden am Besten mit Stärke verbunden, ohne welche Verbindung sich solche schlecht abdrucken würden, weil es ihnen sonst an der gehörigen Consistenz fehlt, besonders wenn man flüssige Farben anwendet. Beispiele von Farben zu Rattunpapieren sind folgende:

Rothe Aufdruckfarbe.

Man kocht 1 Pfund Fernambukholz in 2 Kannen Wasser 2 Stunden lang, gießt dann die klare Flüssigkeit davon ab und kocht sie bis auf 1 Kanne

ein. Die Verdickung geschieht mit $\frac{1}{2}$ Pfund Stärke. — Lieblicher wird die Farbe, wenn man zu der Flüssigkeit einige Tropfen Zinnauflösung, oder $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Loth gestoßenen Alaun hinzusetzt. — Soll aber das Roth in Purpur spielen, so vermischt man ein Wenig Pottaschenlauge damit.

Blaue Aufdruckfarbe.

Man schüttet in eine Schüssel von Steingut 4 Loth zart gepulvertes und durchgeseibtes schönes Berlinerblau, gießt nach und nach soviel Salzsäure darüber, daß das Gemisch, bis zur Dicke eines Syrops, verdünnt wird, rührt es einen Tag über stündlich einmal durcheinander und verdickt es dann mit 2 Kannen Gummiwasser.

Grüne Aufdruckfarbe.

Die Bereitung derselben besteht in einer Mischung der blauen und gelben Aufdruckfarbe, in welcher das Gelb mehr hervorsteht. Um den verlangten Schein zu erhalten, muß man dabei allmählig und mit Sorgfalt verfahren.

Gelbe Aufdruckfarbe.

Man kocht 1 Pfund Avignonkörner in 3 Kannen Wasser so lange, bis dieses zur Hälfte verdunstet ist, gießt dann das Klare davon ab und verdickt es zu Hellgelb mit Gummi, zu Dunkelgelb mit Stärke. — Oder man kocht in 4 Pfund Wasser 1 Pfund gepulverte Quercitronrinde so lange, bis die Flüssigkeit nur noch die Hälfte beträgt, gießt diese dann durch ein Sieb und verdickt sie mit 24 Loth Gummi.

Auroragelbe Aufdruckfarbe.

Man macht eine zureichende Quantität Orleansbrühe, setzt derselben etwas aufgelösten Alaun oder Pottasche bei und verdickt das Gemisch mit Gummi.

Es ist begreiflich, daß die Farbe an der Form, mit der man sie auf das Papier aufträgt, nicht haften kann, wenn sie nicht zureichend verdickt ist; und daß dieß gehörig geschehen ist, erkennt man daran, wenn die Farbe bei dem Drucke nicht mehr ausfließt, und die ausgeschnittenen Zeichnungen der Form sich richtig und gut darstellen, vorausgesetzt, daß letztere einen reinen Schnitt hat und nicht krumm ist. Gemeinlich verdickt man 1 Kanne, oder 2 Maas, oder 4 Pfd. Farbe zu hellen Farben mit 1 Pfd. arabischem Gummi; zu dunkeln Farben mit 16 Loth Weizen = Stärke, zu Kleister bereitet, der die gehörigen Eigenschaften haben und von allen Knollen frei seyn muß. Die Auflösung des Gummi muß jedesmal durch ein Sieb oder einen Filtrirsch gegossen werden. Auf eine andere Art kann man die Flüssigkeit verdicken, wenn man 1 Pfund trockenen Pfeisenthon zu Pulver stößt, ihn durch ein Sieb treibt, dann in 6 bis 8 Loth Wasser einrührt und mit diesem dicken Breie die Flüssigkeit vermischt. Ehe man jedoch diese Deckmasse anwendet, muß man sie wohl durcheinander reiben und sodann auf ein Chafis streichen, das mit einem ganz ebenen Leder bedeckt ist.

Es versteht sich übrigens von selbst und ist auch bereits erwähnt worden, daß man so vielerlei Farben zureichten muß, als verschiedene Formen zu dem gewählten Muster gehören.

Zu den kattunartigen oder mit Farben bedruckten Papieren, wie solche in diesem Capitel beschrieben worden sind, gehören auch:

die lithographirten Papiere,

welche der erfinderische Speculationsgeist in neuester Zeit in das Leben gerufen hat. — Wie man erzählt, ist das lithographirte Papier auf folgende Art, durch den Zwang der Noth, einen der gewaltigsten Hebel im menschlichen Leben, zum Daseyn gekommen. Ein Lithograph, welcher wenig zu thun hatte, und der daher oft ohne Beschäftigung war, kam auf den glücklichen Gedanken, einen Versuch zu machen, einfarbiges Papier mit einem Muster, nach Art der Rattunpapiere, durch den Steindruck, wenn auch nur mit schwarzer Farbe, darzustellen, und der Erfolg fiel glücklich aus und belohnte reichlich die darauf verwendete Mühe, denn in kurzer Zeit fanden diese Art Papiere sehr guten Abgang, wurden auch bald von andern Lithographen nachgeahmt, wodurch diese Gattung rattunartiger Papiere bald eine größere Ausbildung und weitere Verbreitung erhielt und die eigentlichen, mit Holzformen gedruckten Rattunpapiere fast ganz verdrängte, weil die lithographirten Papiere nicht allein weit schöner, sondern auch viel leichter darzustellen sind, und wenn gegenwärtig der Preis noch nicht damit übereinstimmt, indem sie theurer, als die Rattunpapiere, sind, so liegt der Grund allein in der Neuheit der Sache und daß ihre Verrfertigung bis jetzt weniger in den Papierfärbefabriken, als vielmehr in den lithographischen Anstalten betrieben wird; doch dürfte dieser höhere Preis nur kurze Zeit noch dauern, denn die Papierfärbereien werden gewiß ihre rattunartigen Papiere nicht mehr durch hölzerne Druckformen, sondern durch die Lithographie darstellen, und sobald mehr Concurrenz da ist, wird auch der Preis fallen.

Das Papier, welches zum Steindrucke angewendet wird, ist ein gutes, weißes, feines Schreib-

papier, dessen eine Seite, auf Art der einfarbigen oder sogenannten Sandpapiere (vergl. diese), eine beliebige, vorzüglich aber lichte, Färbung erhalten hat, denn auf einem lichten Grunde nimmt sich die darauf gesetzte schwarze Druckfarbe weit besser, schöner und lebhafter, wie auf einem dunkeln Grunde, aus. Papiere, welche keine gute Leimung besitzen, müssen vor der Färbung stark planirt werden (vergl. deshalb unsere Buchbinderkunst), und man thut überhaupt wohl, die einfarbigen Papiere nach der Färbung, zu größerer Befestigung der Pigmente, mit einem kalten Alaunleime zu überziehen, der auf folgende Weise bereitet wird. Man kocht $\frac{3}{4}$ Pfund guten, vorher in Wasser erweichten, Tischlerleim mit 10 Pfund Regenwasser, schlage die fertige Masse durch ein Haarsieb, und rühre nach und nach bis zu 2 Loth fein pulverisirten Alaun hinzu, und sobald der Leim einen weichen Schaum bei dem Einschütten des Alauns ansieht, so ist es gerade genug davon, und es kann dann das Bindemittel, nach der Erkaltung, angewendet werden. Aufgetragene und trockene Farben, dermaßen fixirt, werden bei der weitem Behandlung (Feuchten und Glätten) kein Abreiben besorgen lassen.

Als Farben zum Grunde werden, wie zu den eigentlichen Kattunpapieren, weiße Körperfarben genommen, wiewohl auch Saftfarben der Verarbeitung fähig sind, welche aber, besonders wenn sie mit Stärke versetzt sind, niemals ein so schönes und feuriges Colorit, wie die Körperfarben, annehmen. Die Grundfarbe muß folglich mit Tischlerleim, die Aufdruckfarbe mit Stärkekleister angemacht seyn. Doch haben die Lithographen auch ihre eigene Art, den Farben den nöthigen Grad von Consistenz zu geben.

Ist der Stein, welcher hier die Stelle der hölzernen Druckform vertritt, mit irgend einem beliebigen Muster, z. B., geraden oder krummen Linien,

die sich durchkreuzen, Arabesken u. s. w., entweder mit der Feder gezeichnet, oder gravirt, welche letztere Methode dauerhafter ist und eine größere Anzahl von Abdrücken zu machen erlaubt, so wird das einfarbige Papier geseuchtet, und man übersfährt zu dem Ende jeden einzelnen Bogen auf der Rückseite entweder mit einem mäßig feuchten Schwamme, legt die angeseuchten Bogen gerade aufeinander, daß sie einen Stoß bilden, beschwert und läßt sie so, eine Nacht lang aufgethürmt, stehen, oder man bringt die Papiere so lange in einen feuchten Keller, bis sie genug angezogen haben, und je nachdem der Keller mehr oder weniger feucht ist, wird der rechte Grad der Feuchtung später oder früher eintreten.

Wie der Stein zur Lithographie beschaffen und hergerichtet seyn muß, aus welchen Stoffen die lithographische Tinte, die Kreide und Schwärze bereitet und wie sie aufgetragen, wie der Druck mittelst einer Presse vorgenommen — mit einem Worte, je bei dem Steindruck operirt wird, um ein schönes lithographisches Papier darzustellen, das können wir hier, aus Mangel an Raum, nicht ausführlich angeben, doch wird der verständige Papiersärber aus diesen Andeutungen sich leicht den Weg ermitteln, der zum Ziele führt. Vergl. H. E. Pesched, das Ganze des Steindrucks zc. Weimar bei Voigt. 8. Zweite Auflage. 1843.

Nach dem Drucken wird das lithographirte Papier gut getrocknet und dann geglättet, und je länger es nach dem Drucke zum Trocknen hängen bleibt, desto weniger wird sich die Farbe beim Glätten verschieben.

Es haben sonach die lithographirten Papiere große Aehnlichkeit mit den Rattunpapieren, welche durch kupferne Platten bedruckt werden, und auch hier fällt der Abdruck durch eine Steinplatte weit

schöner aus, als durch hölzerne Formen, nur steht die Unvollkommenheit damit in Verbindung, daß man mit einer solchen Steinplatte nicht mehr als eine Farbe auftragen kann, indem hier keine feste Formen, wie bei den hölzernen Druckformen, angebracht werden können, daß daher die lithographirten Papiere bis jetzt nur aus zwei Farben: der Grundfarbe und der aufgedruckten Farbe, bestehen. Wir wollen zwar nicht in Abrede stellen, daß es möglich ist, durch die Steindruckerpresse einem Muster auch mehrere Farben zu geben; allein dieß wird immer mit Schwierigkeiten verbunden seyn, wenigstens die Sache kostspieliger machen.

Fünftes Capitel.

Die Fabrication der Papiertapeten*).

Seitdem in neuern Zeiten die Dekonomie die Papiertapeten, worunter man solche Wandbekleidungen versteht, die von Papier gemacht und auf verschiedene Art gefärbt, decorirt und verziert sind, wegen ihres gefälligen Ansehens und der mäßigen

*) Sprengel's Handwerke und Künste 2c., Sammlung XV. S. 5 — 19; Jacobson's Schauplatz der Zeugmanufacturen 2c. Bd. I.; Leuchs's Handbuch für Fabrikanten 2c. Bd. IX. 71; Annales de l'Industrie etc. October 1822. Aus diesen erschien in den polytechn. Jahrbüchern Bd. V. S. 422 eine Abhandlung von Herrn Prof. Karl Karmarsch, welche später in dem polytechnischen Journal, herausgegeben von Herrn Dr. Joh. Gottfr. Dingle r, Bd. XV. Heft I. S. 38. ebenfalls mitgetheilt und hier zum Grunde gelegt worden ist.

Preise, statt der seidenen, wollenen, baumwollenen und leinenen Zeuge, zur Bekleidung der Gemächer anwenden lehrte, hat sich die Verfertigung dieses Fabricats, vorzüglich in England und Frankreich, mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitet. Die Englischen Tapetenpapiere waren zwar vormals weniger beliebt, weil sie bloße Kattunmuster enthielten, aber in neuern Zeiten sind sie sehr verbessert und ein blühender Zweig des Englischen Kunstfleißes geworden. Die Französischen Manufacturen dieser Art zeichnen sich sowohl durch Farben, Muster und Geschmack, als auch durch verhältnißmäßig vortheilhafte Preise aus. Paris allein hat 56 Tapetenfabriken.

Die Kunst, Papiertapeten zu verfertigen, stammt aus China, wo seit undenklichen Zeiten sehr feine Zeichnungen auf Papier gemalt werden. Die ersten Muster dieses Erzeugnisses, welche Europa gesehen hat, kamen nach England, später erst, aber bald darauf, erhielt auch Frankreich dergleichen, und die Künstler dieses Landes suchten sie mit Glück nachzuahmen. Seitdem verbreitete sich diese Kunst auch auf andere Europäische Länder, und namentlich existiren in Deutschland an vielen Orten, besonders in Augsburg, Berlin, Cassel, Dresden, Frankenthal, Frankfurt a. M., Hannover, Karlsruhe, Langensalza, Leipzig, Mainz, Mannheim, München, Schweinfurt, Wien, Wolfenbüttel u. s. w. eine Menge Papiertapetenfabriken, welche es in ihrem Kunstfache außerordentlich weit gebracht haben. Eine der vorzüglichsten ist die der Herrn Spörlin und Rahn zu Wien; andere sehr beachtenswerthe Etablissements sind die von Wilh. Sattler zu Schweinfurt, wo gleich bei'm Entstehen die gelungensten Fabricate hervorgegangen sind, und die, was die Schönheit des Dessins anbelangt, den Französischen gleichkommen,

in Ansehung des Colorits und Farbenglanzes sie noch übertreffen*); von Ferd. Fried. Zoller in Augsburg; von J. Zuber und Comp. in Nirheim bei Mühlhausen; v. Seidau in Wien u. s. w. Sonst zeichnete sich auch die Breittkopf'sche Manufactur in Leipzig vortheilhaft aus, welche sehr schöne architektonische Tapeten lieferte, die Darstellungen der edlen Römischen und Griechischen Baukunst enthielten. Sie bestanden aus einzelnen Bogen, die hernach durch die Zusammenfügung auf der Wand sich zur Tapete bildeten.

Anfangs bediente man sich zu Verfertigung der Papiertapeten der sogenannten Patronen, wie man sie noch jetzt zum Ausmalen der Zimmer anwendet. Diese bestehen in Streifen von dünnem Leder, Kartenpapier, Pappe, Wachstuch u. s. w., in denen alle Stellen, welche Figuren bekommen und eine und dieselbe Farbe erhalten sollen, fein ausgeschnitten sind. Diese Patronen legt man flach auf das Papier, wel-

*) Die Preise derselben waren 1825 für die Rolle von 30 bair. Fuß (27 rhein. Fuß oder 12½ brab. Ellen) Länge und 20 bair. Zoll Breite in Gulden: 1) blau, grün, gelb, orange, Kornblau und Karmoisin alle Farben feine Tapeten und Lambris uni 2½ — 3½, mit Verzierungen in Velouté 3 — 4, in Farben 50 fr. bis 2 fl.; Borduren doppelt Velouté 5 — 7, einfach Velouté 4 — 6, in Farben 3½ — 8; 2) f. Lila, Rosa, f. Reseda, Mineralblau, Gelb, Karmoisin und Grün Tapeten und Lambris, uni 2 — 2½, mit Verzierungen in Velouté 2½ — 3½, in Farben 10 — 11, Borduren doppelt Velouté 5 — 7, einfach 3 — 6, in Farben 3 — 5; 3) Kaneel, orb. Rosa, Lila, Roth, Blau, olive, turturell Tapeten und Lambris, uni 1 — 1½, mit Verzierungen in Farben 2 — 2½, Borduren doppelt Velouté 5 — 6, einfach 3 — 6, in Farben 1 — 4; 4) Rankings, Grau-, Kasimir-, Bister-, Perse-, Chocolade- u. Tapeten und Lambris uni 2 — 1½, mit Verzierungen in Farben 26 — 30 fr. Borduren einfach Velouté 3 — 6 fl., in Farben 45 fr. bis 3 fl. u. s. w.

ches auf einem Tische ausgebreitet ist und fährt mit einem großen Pinsel, oder einer Bürste, oder einem Schwamme, der die Farbe enthält, darüber hin, wobei man aber darauf wohl zu sehen hat, daß der Aufträger nicht zu viel Farbe fasse, damit solche unter der Patrone nicht ausfließe. Auf diese Art wird das Papier an den Stellen, wo die Patronen ausgeschnitten sind, ebenso gefärbt, als durch den Druck. Diese mühsame, langwierige und kostspielige Arbeit, deren ausführliche Beschreibung hier von wenig Nutzen seyn würde, erfüllte keineswegs ganz ihren Zweck, indem sich dadurch nur einzeln stehende große Partien, aber keineswegs sehr zusammengesezte, feine und vielfarbige Dessins mit fortlaufenden Linien oder andern ineinander gehenden Zeichnungen darstellen lassen. Die Papiertapetensfabrication konnte erst dann zur Vollkommenheit gelangen, als man den erwähnten Patronen die noch gegenwärtig üblichen Holzformen, die kupfernen flachen Formen und die Cylinder, auf welchen die Figuren und Zeichnungen erhaben gebildet sind, substituirt hatte. Man ist gegenwärtig im Stande, auf Papier nicht bloß alle Verschiedenheiten von Marmor, Porphyr u. a. Steinarten so genau nachzubilden, daß, wenn die Wände eines Zimmers geschickt damit bekleidet sind, selbst Kenner getäuscht werden können; sondern die Kunst hat sich sogar auch dahin ausgedehnt, daß man Laubwerk, Blumen, Medaillons, Landschaften und andere Gruppen, selbst ganze historische Stücke herzustellen vermag, zumal wenn man den Pinsel mit zu Hülfe nimmt, um den Umrissen der Zeichnung den höchsten Gehalt und Ausdruck zu geben.

Wenn hier von der Verfertigung der Papiertapeten die Rede ist, so kann man solche füglich in zwei Hauptclassen unterscheiden.

Schauplatz 25 Ab. 1. und 2.

21

a) in glatte oder fattunartig gedruckte, die entweder einfarbige oder mehrfarbige Muster, mit keinem oder vielem Glanze, darstellen und auf verschiedene Weise mit Vasen, Arabesken, Blumen, Medaillons, Schlangenlinien, Gemälden, Landschaften u. a. Zeichnungen verschönert sind;

b) in erhabene oder velutirte (bestäubte), deren Dessins irgend einen aufgetragenen, fremden Stoff, z. B., Scheerwolle, Glasglanz, Muschelgold u. s. w., enthalten.

Hierzu lassen sich auch die Metallmoortapeten, welche mit Zinnblech oder Staniol überzogen, dann moirirt und überfirnißt (lackirt) sind; ferner die von Seidau in Wien gefertigten gepreßten Tapeten, welche die polytechnischen Jahrbücher Bd. IV. S. 155 erwähnen, die sogenannten Fristapeten, oft mit Gold und Silber oder auf andere Art verschönert, die sogenannten Decorationstapeten, welche ganze Landschaften darstellen u. c., rechnen.

a) Die Fabrication der glatten oder fattunartig gedruckten Papiertapeten.

Um mit Farbe bedruckt zu werden, ist im Grunde jede Papiergattung, selbst eine graue, tauglich, vorausgesetzt, daß sie stark, fest und gut geleimt sey; indessen muß man doch ein desto schöneres Papier dazu wählen, je feiner und kostbarer das auszudruckende Dessin ist. Es wäre zu wünschen, daß alle Tapetenpapiere aus ungefaulter Masse bereitet und schon beim Pressen in der Fabrik durch wiederholtes Austauschen hinreichend dicht und fest gemacht würden. Auf solchem Papiere würden nicht nur die Umrisse der Zeichnungen scharfer und lebhafter ausfallen, sondern die Tapeten selbst besäßen eine größere Festigkeit, welche ihnen sowohl bei der Verfertigung

als beim Gebrauche höchst nöthig ist. In der Regel nimmt man zur Tapetenfabrication als Grundlage bloß Belinpapier, da sich dieses wegen seiner glatten und gleichförmigen Oberfläche besonders dazu eignet, oder ein anderes gut geleimtes und gepreßtes Royalpapier. Die Oesterreichischen Tapetenfabricanten beziehen das bessere Papier dieser Art noch immer aus Frankreich und aus der Schweiz; doch haben auch seit einigen Jahren die Gebrüder Salvini in Vordenone, in der Provinz Udine (Friaul) des Lombardisch-Venetianischen Königreichs, sehr brauchbares Tapetenpapier geliefert. Auch Wien liefert jetzt sehr schöne, gepreßte Papiere; desgleichen im Preussischen: Düren, Malmédy, Heinsberg &c. Vor allen ist jedoch das Basler Papier wegen seiner Stärke, Gleichheit, Feinheit und Glätte zu Tapetapeten geschätzt.

Die erste Operation, welche mit dem zur Tapetenfabrication bestimmten Papiere vorgenommen wird, ist das Beschneiden desselben. Das Papier muß nämlich an allen vier Ranten ganz gerade und unter rechten Winkeln beschnitten seyn, damit die durch das Zusammenkleben desselben entstehenden Rollen oder langen Streifen an ihren Seiten vollkommen gerade und durchaus gleichbreit ausfallen können. Man bedient sich zum Beschneiden ganz derselben Mittel, welche der Buchbinder anwendet, als: einer starken Beschneidpresse und des Beschneidhobels. Vergl. unsere Buchbinderkunst &c., dritte Auflage. Cap. XIII. Der Arbeiter nimmt, z. B., ein Rieß Papier, legt es auf ein überflüssig großes Bret und bedeckt es mit einem andern, welches genau rechtwinklig und nicht größer ist, als die Bogen nach dem Beschneiden bleiben sollen. Mit diesen zwei Bretern legt man das Ganze so zwischen die Pressbalken, daß die eine Kante des Kleinern oder

obern Bretes mit ihnen gleichhoch stehe, und nachdem man die Schrauben gehörig angezogen hat, nimmt man mit dem Beschneidhobel das von dem Papiere Vorstehende weg. Nach dem Beschneiden einer Kante öffnet man die Presse nur so weit, als nöthig ist, um den ganzen Stoß umkehren und auf eine andere Seite wenden zu können; dann schließt man sie wieder und beschneidet von Neuem. Auf diese Art werden alle vier Kanten der Papierbogen beschnitten, indem man jedesmal den Schnitt so weit hinaus zu rücken sucht, als es angeht, um den Abfall möglichst zu vermindern.

Die Tapeten werden bekanntlich in langen Streifen, oder sogenannten Rollen verkauft; welche die Breite eines einzelnen Papierbogens, gewöhnlich aber eine Länge von 30 bis 32 Fuß besitzen. Um diese Länge zu erhalten, werden 24 einzelne Bogen in einer Reihe mit der breiten Seite aneinander geklebt, wozu man sich des Stärkeklisters (vergl. Cap. II. sub Nr. 120. und Cap. III. §. 6. sub b.) als Bindemittel bedient. Das Verfahren dabei ist folgendes: Die mit dem Zusammenkleben beschäftigte Person legt das Papier flach auf das Ende eines langen Tisches, nimmt davon 12 Bogen und bringt sie in eine solche Lage, daß regelmäßig jeder Bogen über den andern um $\frac{1}{2}$ Zoll vorsteht und das Ganze die Gestalt einer Treppe (Terrasse) bekommt. Diese Verrichtung geht mit vieler Leichtigkeit vor sich. Der Arbeiter legt die Papierbogen so vor sich auf den Tisch, daß sie genau gleich liegen und nicht übereinander vorstehen; er giebt ihnen dann mit einem kleinen flachen Holzstücke einen leichten Stoß, die Blätter gleiten parallel unter sich fort und befinden sich durch diesen einfachen Handgriff in der gewünschten Lage. Jene 12 zur linken Seite des Arbeiters liegende Bogen werden hierauf mit einem Steine beschwert, da-

mit sie nicht aus ihrer rechten Lage kommen. Zu seiner Rechten breitet der Arbeiter 12 andere Bogen auf die nämliche Art aus, jedoch so, daß dieselben nur ungefähr um zwei Linien übereinander hervorragen. Mit einem großen Pinsel wird nun der Kleister auf die vorstehenden Kanten der zur Rechten liegenden Bogen gestrichen, und man legt diese einzeln auf jene, die sich zur linken Hand befinden und 6 Linien weit übereinander vorstehen. Hierbei muß sorgfältig darauf geachtet werden, daß von keiner Stelle des Randes mehr als von der andern verdeckt werden darf, um die Seiten der Blätter immer in einer geraden Linie zu erhalten. Die vollkommen gerade gearbeitete Kante des Arbeitstisches dient hierbei zur Richtschnur. Die ganze Operation erfordert nur eine geringe Aufmerksamkeit, wenn die Bogen einmal in der gehörigen Lage sind. Nach dem Zusammenkleben der ersten 12 Bogen bedeckt man dieselben mit glatten Bretern und beschwert sie, um der Wirkung des Kleisters Zeit zu lassen. Man beginnt dann sogleich das Zusammenkleben der andern Bogen und fährt so fort, bis die ganzen Rollen fertig und beendigt sind.

Es wäre zu wünschen, daß man beliebig langes Papier zu den Tapeten allgemein anwenden könnte; denn dadurch ersparte man nicht nur die Arbeit des Zusammenklebens, sondern es würde auch ein Nachtheil vermieden werden, der leider nur zu oft eintritt. Wenn nämlich der Kleister sauer wird und zwischen den zusammengeklebten Bogen herausbringt, verdirbt er dort die später aufgetragenen Farben und schadet somit der Schönheit der Tapete, nicht zu gedenken, daß die Würmer dem Kleister gern nachgehen, wenn derselbe nicht durch Alaun und beigemischte bittere Extracte von Wermuth u. s. w. gesichert wird. Diesen Nachtheilen kann durch die

neuere Erfindung, Papier ohne Ende, d. h., beliebig langes und breites Papier, mittelst Walzenformen und einer eigenen Maschine, zu fabriciren, leicht begegnet werden; welches bereits Spörlin und Rahn in Wien anwenden und jetzt schon an mehreren Orten, z. B., in Oberzell bei Würzburg von den Mechanikern Bauer und König; in Heilbronn, von den Gebrüdern Rauch u. s. w., fabricirt wird. Vergl. Leuchs's Darstellung der neuesten Verbesserungen in der Verfertigung des Papiers, enthaltend insbesondere die Beschreibung und Abbildung der Maschine zur Verfertigung des Papiers ohne Ende, zum Glätten und Schneiden desselben 2c. Nürnberg 1821. 8. (Preis 1 fl. 48 kr.)

Sind die Papierbogen mittelst eines guten Kleisters zu Rollen zusammengeklebt, welches nur dann nöthig ist, wenn man sich keines Papiers ohne Ende bedienen kann, so werden diese nunmehr grundirt, d. h., mit der Grundfarbe bestrichen, welche entweder weiß, oder blau, gelb, grün, braun u. s. w. ist. Die Pigmente, welche man hierzu anwendet, sind theils Erdfarben oder Metallfarben, theils Saftfarben (vegetabilische Farben). Jene sind undurchsichtige, meist mineralische Pulver, welche im fein geriebenen Zustande mit Leimwasser, Gummiwasser oder flüssigem Kleister versetzt werden, um sie zum Anstreichen geschickt zu machen; diese hingegen sind farbige Tincturen, welche man durch Abscheidung vegetabilischer Substanzen erhält.

Das Papier bedarf nicht der mindesten Vorbereitung, um mit Erdfarben oder Metallfarben bestrichen zu werden; aber es muß jedesmal einen eigenen Grund erhalten, wenn man vegetabilische oder flüssige Farben darauf anbringen will. Dieser Grund besteht aus feinem Tischlerleime (Flandrischem Leime),

welcher, in Wasser aufgelöst, lauwarm aufgetragen wird. Der damit beschäftigte Arbeiter hält in jeder Hand eine große, runde, langhaarige Bürste, die er eintaucht, und womit er schnell über das Papier hinfährt. In derselben Zeit breitet ein hinter dem Arbeiter hergehender Gehülfe das Leimwasser mit einer andern Bürste, welche die Gestalt und Größe eines gewöhnlichen Rehrbesens hat, gleichförmig über die Rolle aus. Ein fleißiger Arbeiter kann auf diese Art mit einem oder zwei Gehülfen des Tages 300 Rollen leimen. Zum Ausstreichen der Grundfarbe bedient man sich derselben Werkzeuge und Handgriffe. Um zu trocknen, werden die geleimten oder mit Grundfarbe versehenen Rollen auf Stangen gehängt. Es wird gut seyn, hier das Verfahren beim Aufhängen derselben zu beschreiben, da diese Operation im Verfolge der Arbeit öfter vorkommt und jedesmal auf die nämliche Art wiederholt wird. Zwei hölzerne Leisten oder Latten sind in horizontaler Lage parallel miteinander und wenige Zoll von der Decke der Werkstätte entfernt, befestigt. Der Abstand zwischen ihnen beträgt 18 bis 20 Zoll, überhaupt etwas mehr, als die Breite der Papierrollen. Man besigt in jeder Werkstätte mehrere gerade, runde, glatte Stangen aus leichtem Holze und außerdem noch ein T förmiges Holzstück (Kreuz), welches auf seiner obern Querleiste rinnenförmig ausgehöhlt ist, um eine der erwähnten Stangen aufzunehmen. Eine jede Rolle wird gewöhnlich auf vier Theile zusammengebogen, um sie aufzuhängen. Man verfährt dabei folgendermaßen: Sobald eine das Trocknen nothwendig machende Operation beendigt ist, faßt der Arbeiter die Rolle und hängt sie, ungefähr in dem vierten Theile ihrer Länge — vom äußersten Ende angefangen — über eine der Stangen; dasselbe thut sein Gehülfe

am andern Ende, und mittelst des erwähnten Tjörmigen Holzes werden die Stangen in die Höhe gehoben und quer auf die zwei in der Nähe der Zimmerdecke befindlichen Leisten so gelegt, daß die herabhängenden Blätter des Papiers einander möglichst nahe sind, ohne sich jedoch zu berühren. Das Heraabnehmen nach dem Trocknen geschieht mit Hülfe des nämlichen Werkzeugs. In Ermangelung der Leisten oder Latten können auch Reinen von Koffhaaren dieselben Dienste leisten.

Die entweder unmittelbar oder auf dem Leimanstriche mit der Grundfarbe versehenen und getrockneten Tapeten (Rollten) bringt man nun in ein anderes Local, wo sie geglättet werden. Hier kann die Bemerkung Platz finden, daß die Tapeten jedesmal, wenn man dieselben aus einer Werkstätte in die andere transportirt, um sie einer neuen Behandlung zu unterwerfen, zusammengerollt werden, weil sie in jeder andern Gestalt unbequem zu tragen seyn würden, und auch leicht durch Brüche u. s. w. Schaden nehmen könnten.

Das Glätten geschieht auf der nicht angestrichenen Seite des Papiers, da der Grund bei den gewöhnlichen Tapeten matt bleibt. Eine fast horizontal an der Zimmerdecke befestigte hölzerne Stange, welche einigermassen nach Art einer Feder zu wirken im Stande ist, trägt an ihrem freien Ende mittelst eines Gewindes eine andere senkrecht herabgehende Stange, welche unten eine Gabel bildet und hier die Zapfen einer polirten messingenen Walze aufnimmt, die in verschiedenen Richtungen über das auf dem Werkische liegende Papier hingeführt wird. Diese Walze ist 5 Zoll lang, 10 Linien dick, an ihren Enden etwas dünner, als in der Mitte, und an den Ranten, aus einer leicht begreiflichen Ursache, abgerundet, um nämlich nicht in das Papier ein-

schneiden zu können. Durch die sich federnde Stange, von der oben die Rede war, und welche man noch besser mit einem Gewichte beschwert, wird die Walze an das mit der weißen Seite nach Oben gekehrte Papier gedrückt und verrichtet so das Glätten, indem der Arbeiter sie durch Anfassen der senkrechten Stange in Bewegung setzt. Diese Vorrichtung gleicht somit ziemlich genau derjenigen, welche allgemein zum Glätten des Kattuns und der Leinwand, des Papiers und der Spielkarten angewendet wird. Statt der erwähnten Walze kann man sich auch, mit mehr Vortheil, eines sehr glatten, 4 — 6 Zoll langen, und fast eben so dicken Cylinders aus gegossenem Eisen, der an zwei Handgriffen geführt wird, bedienen. (Vergl. Cap. I. Nr. 3, Cap. IV. sub d.)

Es bleibt also, wie schon gesagt, bei dem Glätten der farbige Grund der Tapete ohne allen Glanz; will man aber auch die Farbenseite glänzend haben, so kann dieses nicht durch bloßes Glätten geschehen, sondern, um einen dauerhaften Glanz zu erhalten, satinirt man die Tapeten. Auf diesen Umstand: ob die Tapete matt bleiben oder satinirt werden soll, muß jedoch schon bei dem Auftragen der Grundfarbe Rücksicht genommen werden; man versetzt nämlich diese Farbe, wenn die Tapete matt bleiben soll, mit Bleiweiß, um sie heller zu machen; hingegen mit sehr feinem Gyps zu demselben Behufe, wenn sie in der Folge satinirt werden soll, und reibt überdies noch die Farben gut mit Wachsseife ab. Man bedient sich zum Satiniren eines ähnlichen Apparats, wie zu der vorhin beschriebenen Operation des Glättens; nur ist hier, statt der metallenen Walze, eine aus kurzen, steifen Bürsten bestehende Bürste angebracht, und die senkrechte Stange ist mit einem knieartigen Gelenke versehen, damit die Bürste immer flach auf dem Tische bleiben, die Tapete überall ge-

börrig treffen und über eine ziemlich Fläche bequem hinweggehen könne. Die nun mit der farbigen Seite aufwärts gefehrte Tapete wird mit fein gepulverter Briançonner Kreide — welche die Arbeiter venetianischen Talk nennen — bestreut und durch das Reiben mit der Bürste mit einem dauerhaften atlasartigen Glanze versehen. Man kann auch den Talk schon mit der Farbe vermischt austragen und dann durch Bürsten den Glanz hervorbringen. Vergl. Cap. IV. sub 2. Um einen noch höhern und stärkern Glanz darzustellen, kann man auch hier die Farben ohne Wachsseife gut reiben, nach dem Abtrocknen die Tapete mit Pergamentleim überziehen und zuletzt noch einen Hauptüberzug von Wachsseife austragen, zu welchem Behufe dieselbe zu einer Art Milch verdünnt seyn muß. Hierdurch wird die Tapete, wenn sie mit dem venetianischen Talksteine bestreut und scharf gebürstet worden, den schönsten spiegelnden, zugleich bleibenden, Glanz erhalten, der jenen noch übertrifft.

Die wichtigste Arbeit der ganzen Tapetenfabrication ist das nunmehr folgende Drucken, oder das Austragen der Dessins, welche die Verzierung der Tapete ausmachen. Es geschieht mit Formen, welche, sowohl was ihre Einrichtung als ihren Gebrauch betrifft, mit den Formen zum Bedrucken des Katuns im Allgemeinen übereinstimmen. Zur Hervorbringung und gänzlichen Ausführung irgend einer Zeichnung werden ebensoviele Formen erfordert, als Farben und Farbennüancen vorhanden sind. Um, z. B., eine Rose darzustellen, setzt man dreierlei Roth und zuletzt noch Weiß auf; dieses für die höchsten Lichter. Die ersten Formen, mit denen man druckt, sind die sogenannten Klatschformen, welche große Flächen, z. B., den Grund eines Blattes, einer Blume u. s. w. enthalten; die Lichter wer-

den zuletzt aufgedruckt. Unter Klatsch- oder Pfaltsch-
formen versteht man den Deckmodel zu einem Bo-
den (Uni-Grund); auch heißt dieser Model noch
Deck, wenn aus der Grundform die Stellen, wo-
hin das Dessin kommt, geschnitten sind. Uebri-
gens braucht kaum erinnert zu werden, daß der Ar-
beiter hier, sowie bei dem Drucken des Rattuns und
Rattunpapiers, ein Kennzeichen haben muß, nach
welchem er sich bei'm Aufsetzen der Formen richten
kann, um denselben jedesmal ihre rechte Stelle anzu-
weisen. Diese Zusammenstimmung der einzelnen For-
men, oder der sogenannte Rapport, wird hier
ebenfalls durch ein Paar auf jeder Form befindliche
Drabstifte bezweckt, welche sich mit abdrucken und
bei'm nächsten Aufsetzen der Form genau die Stelle
bezeichnen, auf welche dieselbe kommen muß. Ein
etwas geschickter Formschneider weiß leicht es dahin
zu bringen, daß, nach der Vollendung des Musters,
die durch das Abdrucken der Stifte entstandenen
Puncte von Farben bedeckt erscheinen und daher die
Einheit der Zeichnung nicht stören; man bemerkt in
diesem Falle höchstens zwei solche Puncte, denjenigen
nämlich, der am Anfange der Rolle steht, und jenen,
der sie beschließt. Eine weitere Auseinandersetzung
dieses Gegenstandes dürfte hier wohl überflüssig seyn,
indem die ganze Sache genau so, wie bei'm Rattun-
drucke, beschaffen ist. Vergl. Cap. IX., die Fabrica-
tion der Rattunpapiere.

Die Vorrichtung, mittelst welcher die Farbe auf
die Druckformen gebracht wird, befindet sich zur Rech-
ten des Arbeiters. Sie besteht in einem 9 bis 10
Zoll tiefen hölzernen Kasten, von welchem jede
Seite um 3 Zoll länger ist, als die größte Form,
welche vorkommt. Man füllt diesen Kasten bis auf
6 Zoll Höhe mit Wasser, in welches man Abschnitzel von
Papier mischt und legt darüber einen mit Kalbleder

bespannten Rahmen, so, daß das Leder mit der Oberfläch des Wassers in Berührung kommt. Der Rahmen liegt in gleicher Höhe mit dem Rande des Kastens; der Raum zwischen beiden wird wohl ausgefüllt und verstopft, um das Herausdringen des Wassers zu vermeiden. Auf das Leder wird ein viereckiges Stück Tuch gelegt, welches man mit Farbe bestreicht, oder noch besser ein kleinerer Rahmen, der mit Tuch überzogen ist. Dann hat man für jede Farbe einen abgesonderten Rahmen und der Arbeiter ist nicht gezwungen, das Tuch zu waschen, wenn er eine andere Farbe auftragen will; er begnügt sich damit, es abzuschaben, wenn er sich desselben nicht mehr bedient. Der Nutzen des in dem Kasten befindlichen Wassers ist wesentlich. Es dient nämlich nicht nur, um das Leder, mit dem es in Berührung steht, immerfort geschmeidig zu erhalten, sondern giebt demselben eine weiche und elastische Unterlage. Wenn daher irgend eine abzubrückende Form, um sie mit Farbe zu versehen, umgekehrt (mit dem Dessin nach Unten) auf das Tuch gelegt und etwas dagegen niedergedrückt wird, so nimmt sie sehr leicht und gleichförmig die Farben an allen Stellen an. Das Drucken geschieht auf einem starken, mehrfach mit Tuch bekleideten Tische von 5 bis 6 Fuß Länge, 24 Zoll Breite und 4 Zoll Dicke, der von starken, durch Querriegel verbundenen Füßen getragen wird. Der Arbeiter manipulirt stehend vor einer der längern Seiten des Tisches; ihm gegenüber, d. h., an der andern langen Seite, ist mittelst starker Stützen eine horizontal mit dem Tische parallel laufende hölzerne Stange befestigt, welche etwas höher steht, als die Fläche des Tisches selbst. Ein dicker, 6 bis 8 Fuß langer, quer über den Tisch liegender Hebel, der das Hilfsmittel zum Abdrucken der Formen bietet, wird mit seinem Ende unter jene

Stange gesteckt und läßt sich, da die Stange frei liegt, beliebig über alle Stellen des Arbeitstisches bringen.

Die Operation des Druckens geht auf nachfolgende Art vor sich. Nachdem ein dem Arbeiter beigegebener Gehülfe mittelst eines großen Pinsels die Farbe auf das in dem oben erwähnten Kasten liegende Tuch möglichst gleichförmig aufgestrichen hat, legt der Drucker seine Form darauf und drückt sie sanft nieder, um das Anheften der Farbe zu befördern; er setzt sie nun vorsichtig auf jene Stelle der Tapete, wohin sie gehört. Hierauf bedeckt er die Form mit einem kleinen, aber dicken Brete und läßt auf dieses den erwähnten Hebel wirken, welchen er, nebst seinem Gehülfen am vordern Ende ergreift und mit Gewalt niederdrückt. Während hierauf der Arbeiter den Hebel beseitigt und die Form abhebt, trägt sein Gehülfe neue Farbe auf das Tuch, oder vertheilt die noch darauf befindliche möglichst gleichförmig, so, daß in kurzer Zeit die ganze Operation von Neuem angefangen werden kann.

Ganz große Formen haben oben einen ledernen Riemen, in welchen der Arbeiter die Hand steckt. Sie werden abgedruckt, indem man bloß mit der Hand oder Faust darauf schlägt. Dieses kann aber nur dann der Fall seyn, wenn wenige oder feine Züge auf der Form sich befinden. Dort, wo man sehr großen Druck anwenden muß — namentlich beim Abdrucken des später zu erwähnenden zähen Firnisses zum Velutiren oder Vergolden und Versilbern, auch wenn große Flächen bedruckt werden sollen — bedienen sich die Herrn Spörli n u. Rahn in Wien eines Drucktisches mit doppeltem Hebel, wo der erste quer über den Tisch liegende Hebel nicht unmittelbar von der Hand des Arbeiters, sondern mittelbar durch einen zweiten einarmigen Hebel, mit

dem er zusammenhängt, niedergezogen wird. Diese Vorrichtung strengt die Arbeiter weniger, als die gewöhnliche, an und ist doch von solcher Art, daß sie bequem und schnell gehandhabt werden kann. — Eine neue Maschine zum Drucken der Tapeten ist im polytechnischen Journale Bd. XIII., S. 196 beschrieben und auf Taf. IV daselbst abgebildet: noch eine andere findet sich in dem Jahrbuche der neuesten und wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen 2c., zweiter Jahrgang, Ilmenau 1825, S. 566 angegeben.

An der dem Arbeiter zur Rechten befindlichen Seite des Drucktisches sind zwei senkrechte Stützen aufgerichtet, und diese tragen in horizontaler Lage eine runde Eisenstange, um welche die ganze Tapete zu Anfang der Arbeit aufgewickelt ist, und von welcher sie sich, während des Druckens, nach und nach abrollt.

Es wird vorerst ein über die ganze Länge des Tisches reichendes Stück Tapete ausgearbeitet; der Arbeiter bedruckt dasselbe durchaus mit einer und der nämlichen Form, indem er den Hebel jedesmal in die erforderliche Stelle bringt und rollt erst dann ein neues Stück wieder ab, wenn das erste vollendet ist. Um zu verhindern, daß die bedruckte Rolle auf der Erde schleife, leitet man sie über einen hölzernen Bock, oder über eine in der Nähe der Zimmerdecke befestigte horizontale Stange und hängt sie endlich zum Trocknen auf. Der Tapetenfabricant giebt seinem Arbeiter gewöhnlich so viele auf gleiche Art zu bedruckende Rollen, daß ihn einen ganzen Tag hindurch das Ausdrucken einer einzigen Form hinreichend beschäftigt. Erst den folgenden Tag, wenn die Farbe vollkommen getrocknet und nach dem Trocknen die Tapete geglättet ist, werden alle Rollen mit der nächsten Form, ohne Gefahr zu befürchten, bedruckt, wieder getrocknet und abermals geglättet. Dieses Glätten ge-

schiebt mit denselben Werkzeugen und mit den nämlichen Handgriffen, durch deren Hülfe das Glätten gleich nach dem Aufstreichen der Grundfarbe vorgenommen worden ist. Die natürliche Ursache davon liegt in der Bemerkung, daß durch die nassen Farben das Papier sich verzieht und Falten bekommt, welche nothwendiger Weise vor dem Anfange einer neuen Operation beseitigt werden müssen. Auch schreitet man, so oft die Rolle mit einer neuen Farbe versehen ist, zur Durchsicht derselben und bessert dabei jene Stellen, an welchen die Farbe zufällig ausgeblieben ist, mit dem Pinsel nach. Des Pinsels bedient man sich überhaupt zu allen feinern Arbeiten, nicht nur, um die Umrisse auszufüllen, welche die Tafel oder Form unbestimmt angegeben hat, sondern auch, um solche Farben damit aufzutragen, die sehr hoch im Preise stehen, wie, z. B., der Karmin, Ultramarin u. s. w., oder um der Zeichnung mehr Gehalt und Ausdruck zu geben.

Die Borduren haben nichts Besonderes; sie werden, nur auf schmalen Streifen, ganz auf die nämliche Art, mit Farben und nach Dessins, wie die Tapeten selbst, in Stücken, von 18 bis 20 Ellen lang, ausgeführt und dienen zu Einfassungen der Tapeten.

Wenn alle einem Muster zukommende Farben aufgedruckt und ausgebessert sind, ist die Tapete vollendet und kann nun in das Magazin zum Verkaufe abgegeben werden. Sowohl um Raum bei der Aufbewahrung zu gewinnen, als auch um die Farben vor der unzeitigen Einwirkung der Luft und des Lichts zu schützen, rollt man die Tapeten so fest zusammen, als es möglich ist.

Tapeten, auf diese Art, wie gewöhnlich, mit Tafeln oder Formen verfertigt, können immer nur eine unvollkommene, für das Ansehen in einer gewissen Entfernung berechnete, Nachahmung der eigent-

lichen Malerei seyn, indem vorzüglich Licht und Schatten auf eine ganz besondere, zu sanften Uebergängen fast gar nicht geeignete Art hervorgebracht werden. Der Tapetenfabricant muß, um sein Erzeugniß einem Gemälde einigermaßen zu nähern, eine für zusammengesetzte Muster höchst bedeutende Anzahl von Formen besitzen, welche, zweckmäßig verbunden, zwar einen großen Effect hervorzubringen vermögen, doch aber eine gewisse Härte im Colorit zugleich hinterlassen. Merkwürdig ist daher in dieser Rücksicht die Erfindung der sogenannten Decorationstapeten, welche ganze Landschaften vorstellen, und der sogenannten Frisstapeten (regenbogenfarbige), worauf Spörlin und Rahn in Wien patentirt sind. Hier ist die erwähnte Härte so sehr gemildert, daß die Farben an vielen Stellen ganz unmerklich ineinander verfließen und, z. B., ein helles Morgenroth ohne auffallende Abstufungen in Grasgrün übergeht. Offenbar ist diese überraschend angenehme Erscheinung nicht durch Anwendung zahlreicher Druckformen, sondern durch ein anderes sinnreiches Verfahren bewirkt. Laubwerk und dergleichen ist ebenfalls auf solche Art, fast ohne aufgedruckte Formen, mit Licht und Schatten versehen. Die Möglichkeit hiervon scheint schon durch das Auftragen der Grundfarbe bedingt zu werden; wenigstens scheint eine Ansicht solcher Tapeten diese Vermuthung aufzudringen. Ein späteres Patent haben Spörlin und Rahn auf den sogenannten Frisdruck erhalten, wobei durch einen einzigen Abdruck mehrere Farben zugleich aufgetragen werden. Dieser Frisdruck ist aber gleichfalls eine Französische Erfindung und macht nicht nur in der Tapetendruckerei, sondern auch in der Rattundruckerei bedeutende Epoche. Die Anordnung zum Drucke ist äußerst einfach und mit bedeutender Ersparung an Formen verbunden, weil

mit einer Form gleichzeitig die verschiedensten Farben für sich, oder in Uebergängen aufgedruckt werden können. — Von den sehr gelungenen Tapetenfabricaten des Herrn W. Sattler in Schweinfurt in diesem Genre findet sich Nachricht im polytechnischen Journal Bd. XIII. S. 151.

b) Die Fabrication der erhabenen oder velutirten, vergoldeten und versilberten Papiertapeten.

Die Anwendung der Papiertapeten hatte sich kaum etwas verbreitet, als man ihnen auch schon durch gänzliche oder theilweise Bedeckung mit verschiedenlich gefärbter Wolle das Ansehen der sammetartigen, gewebten Savonnerietapeten zu geben versuchte. Man bediente sich dazu, wie noch jetzt, der Scheer- oder Flockwolle, d. h., jener kurzen Wollfäden, welche beim Scheeren des Tuchs abfallen; aber man kannte kein anderes Mittel, sie auf dem Papiere zu befestigen, als mit Hülfe des Pinsels. Der Arbeiter malte nämlich die verlangten Züge oder Figuren mit einem firnißartigen Grunde vor und trug dann die Wolle, ebenfalls mittelst des Pinsels, auf. Solche Tapeten sind, unter der Benennung der velutirten oder bestäubten Tapeten, viel häufiger geworden, seitdem man ihre Verrfertigung erleichtert und die Mittel dazu vereinfacht hat.

Alle Operationen bei der Verrfertigung der velutirten Tapeten kommen mit den unter Lit. a) beschriebenen, welche bei der Fabrication der glatten oder gemeinen Tapeten angewendet werden, überein; es bleibt daher nur das Velutiren selbst, oder die Zubereitung und das Auftragen der Scheer- oder Flockwolle zu erörtern übrig.

Man wählt diese Wolle gern weiß, damit man sie beliebig färben könne und sucht sie überdieß durch Waschen und Bleichen zur Annahme schöner und heller Farben — welche auf Tapeten allein angewendet werden — noch geeigneter zu machen. Das Färben selbst wird mit den gewöhnlichen und allgemein bekannten Mitteln und Handgriffen vorgenommen: sollte aber irgend Jemand Belehrung deshalb nöthig haben und solche wünschen, der kann, außer einer großen Menge anderer Schriften über Färberei, in J. B. Vitalis Lehrbuch der gesammten Färberei auf Wolle 2c., Vierte Auflage, Weimar 1840. 8; Riffault, neues, vollständiges Handbuch der Färberei 2c. Weimar 1826, 8, hinlängliche Auskunft finden. Vorzügliche Sorgfalt muß hierbei auch auf das Trocknen der gefärbten Wolle verwendet werden, welches auf ausgespannter Leinwand, des Winters in geheizten Zimmern, des Sommers aber an einem sehr lustigen Orte vorgenommen und bis auf den höchstmöglichen Grad getrieben wird. Wenn die Austrocknung der Wolle vollendet ist, sucht man die Fasern derselben zu verkleinern und gleichsam in Staub zu verwandeln, weil sie im natürlichen Zustande noch viel zu lang seyn würden.

Die Vorrichtung, deren man sich hierzu bedient, gleicht der Tabacksmühle und besteht nämlich aus einem in Spirallinien geferbten Kegel, der sich in einer ähnlich gestalteten, mit schneidenden Klingen versehenen Hohlung dreht. Durch Hülfe einer Schraube nähert man den Kegel mehr oder weniger den erwähnten Schneiden und erhält so ein mehr oder weniger fein gemahlenes Product. Zur Seite der Mühle ist ein Beutelwerk angebracht, welches dem einer gemeinen Mahlmühle gleicht und zur Trennung des feinen Staubes von der noch nicht vollständig gemahlenen gröbern Wolle dient. Man wirft die fer-

tige Wolle in einen viereckigen hölzernen Kasten, der 7 bis 8 Fuß lang, 15 bis 18 Zoll tief, in der Nähe des Bodens 24, oben aber 36 Zoll breit ist und dort einen an Gewinden beweglichen Deckel besitzt. Der Boden dieses Kastens besteht aus stark angespanntem Kalbleder, wegen einer noch anzugebenden Ursache.

Erst wenn alle Farben auf die Tapeten aufgedruckt sind, schreitet man zum Belutiren derselben, welches wieder in das eigentliche Austragen der Wolle und in das folgende Ausdrucken der Schattentheile zerfällt. Um die Wolle auf dem Papiere zu befestigen, bedruckt man, ganz mit den früher beschriebenen Werkzeugen und Handgriffen, die erforderlichen Stellen mit einem aus einem trockenbaren Leinölfirnis und Bleiweiß zusammengeriebenen Grunde, dessen Zähigkeit es nöthig macht, daß man ihn mittelst eines Pinsels auf die Form vertheilt, bevor man diese zum Abdrucke auf die Tapete setzt. Man kann sich auch eines reinen Oelfirnisses, ohne Zusatz von Bleiweiß, bedienen, dann muß man ihm aber mit Leinwasser vordrucken, weil der Firnis auf dem rauhen Grunde der Tapeten sonst auseinander fließen würde. In demselben Maße, als dieses Drucken fortschreitet, legt der Gehülfe des damit beschäftigten Arbeiters den bedruckten Theil der Rolle in das Innere des oben erwähnten Kastens, der dicht an der linken Seite des Drucktisches sich befindet. Wenn der ganze Boden des Kastens mit der Tapete bedeckt ist, bestreut der Gehülfe diese letztere mit der feinen Scheerwolle, schließt den Deckel des Kastens und schlägt mit ein Paar Stäben, gleich den Trommelsielen, stark und anhaltend gegen den ledernen Boden desselben. Leicht kann man auch eine mechanische Vorrichtung anbringen, wodurch diese Arbeit erleichtert wird, indem etwa durch Umdrehung einer

Art Daumenwelle gewisse hölzerne Stäbchen mit Gewalt gegen das Leder geschneilt werden. Hierdurch wird die auf der Tapete liegende Wolle in die feinsten Fasern zertheilt, emporgeworfen und fällt als Staub wieder auf die Tapete nieder. Sie kommt hier auch auf die mit Firniß bedruckten Stellen zu liegen und klebt dort natürlicher Weise an. Am Schlusse dieser Operation wird die nicht angeklebte Wolle durch Klopfen auf die Rückseite der Tapete abgeschüttelt, oder mit einer weichen Bürste von Kamelhaaren abgekehrt. Auf eine andere Art wird die gehörig zubereitete und fein zerschnittene Wolle durch ein enges Haarsieb auf die mit Firniß bedruckten Stellen gesiebt. Das endliche Trocknen ist hier noch unentbehrlicher, als nach dem Ausdrucken der Farben bei allen übrigen Tapeten. Kaum zu erinnern wird es nöthig seyn, daß das Velutiren bei einer Tapete mehrmals wiederholt, und daß auf oder neben das Velutirte wieder mit andern Farben velutirt werden könne, wodurch sich sehr schöne Blumen und andere Figuren darstellen lassen. Wenn daher ein Theil der Blume oder einer andern Figur, so mit Firniß aufgedruckt, mit präparirter Scheerwolle von derjenigen Farbe, die sich zuerst schickt, bestäubt und trocken geworden ist, so druckt man auch die übrigen Theile, wie sie folgen und streut Wolle von anderer Farbe auf, bis die Zeichnung nach ihren verschiedenen Farben vollendet ist.

Durch dieses Verfahren, welches eben beschrieben worden ist, erhält man die velutirten Stellen sämmtlich von gleicher Farbe, ohne alle Abstufung und Nuancirung. In den meisten Fällen kann man jedoch damit nicht zufrieden seyn, wenn auch mehrere Farben wechseln, sondern es ist, damit die Zeichnung angenehm hervortrete, die Anbringung eines Schattens nöthig, wie, z. B., in den Falten des Gewan-

des einer Figur, oder auf Blättern und Blumen u. s. w., denen man durch Velutiren mehr Aehnlichkeit mit der Natur zu geben versuchen muß. In diesen Fällen hilft man sich durch Ausdrucken dunkler Farben mittelst passender Formen auf die schon velutirten Stellen, welche aber vorher ganz trocken geworden seyn müssen. Ebenso verfährt man zur Hervorbringung der höchsten Lichter auf dem Velutirten. Es kommen also hier Farben auf Farben.

Zuweilen werden einzelne Stellen der Papiertapeten auch vergoldet oder versilbert. Das Verfahren ist einfach und läßt sich mit wenigen Worten deutlich machen. Mit der dazu gehörigen Holzform druckt man auf die übrigens schon ganz vollendete Tapete einen dicken Leinölsirniß auf, den man fast ganz eintrocknen läßt. Erst wenn dieß geschehen ist, wird Blattgold oder Blattsilber in Streifen von der erforderlichen Größe auf Buchbindermanier zerschnitten, aufgelegt und mit Baumwolle oder einem Pinsel von Dachshaaren angedrückt. Durch Abreiben mit Baumwolle, oder einem feinen Leinentuche wird zulezt, nach dem vollständigen Eintrocknen des Firnisses, das überflüssige Gold oder Silber weggenommen. Man wirft aber weder die Baumwolle, noch das erwähnte Tuch weg, sondern sucht durch das Verbrennen derselben, und indem man die Asche von beiden amalgamirt, das darin enthaltene Gold wieder zu gewinnen.

Gold und Silber können aber auch durch ein anderes Verfahren aufgetragen werden, indem man sich der sogenannten Bronze (des durch Reiben in ein feines Pulver verwandelten Goldes oder Silbers), statt einer Farbe, bedient. (Vergl. Cap. 2, Nr. 47 und Cap. 8.) Das Gold behält in beiden Fällen seine Farbe sehr lange, aber das Silber wird sehr bald schwarz. Deswegen haben Spörlin und

Rahn zu Wien nicht ohne guten Erfolg versucht, das schon aufgelegte Silber noch mit einer Art Firniß aus Eiweiß und Leim zu überdrucken. Das auf diese Art vor dem Einflusse der Luft und der darin enthaltenen Dämpfe geschützte Silber bleibt viel längere Zeit hindurch glänzend, als außerdem. Auf dieselbe Art wird auch das Metallgold behandelt. Noch mehr Schutz gewährt ein Weingeistlackfirniß.

Erhabene Vergoldung und Versilberung der Tapeten kann man dadurch hervorbringen, daß man mit einer sehr dicken Farbe, welche nach dem Eintrocknen erhaben bleibt, vordruckt und auf diese die Gold- und Silberblätter befestigt. Vergl. Cap. 6, sub 3 und Cap. 8. die Fabrication der Gold- und Silberpapiere.

Statt des Goldes und Silbers giebt der sogenannte Glasglanz (Cap. 2, Nr. 45), der ein zu dünnen Blättchen oder zu Pulver gestoßenes gefärbtes Glas ist, ein herrliches Mittel, die Papiertapeten wohlfeil zu verschönern. Dieser Glasglanz wird ebenso, wie das Gold oder Silber, aufgetragen. Auch der metallisch glänzende Streuglanz (Cap. 2, Nr. 121), den man vorzüglich schön in allerhand Farben aus Nürnberg bezieht, läßt sich mit Vortheil hier anwenden, und der Glanz ist so stark und dauerhaft, daß er auch an den Wänden der Wohnzimmer unverändert bleibt. Statt dieses Streuglanzes gebraucht der Tapetenfabricant ferner die gold- und silberfarbigen Glimmerarten (Cap. 2, Nr. 46.), die unter dem Namen Raxengold und Raxensilber bekannt sind und in China einige Talkarten. Diese geben zwar keinen so starken metallischen Glanz, als der Glasglanz und Streuglanz, machen aber doch eine angenehme Wirkung auf einem weißgefärbten Grunde; auch behalten die leichten, feinen Blättchen oder Schuppen des Glimmers ihren Putz

und Schimmer bis zum gänzlichen Untergange der Tapete. Vergl. Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindung. Bd. 2, S. 583 u.

Die gepreßten Papiertapeten werden, wie die Cassian- oder Maroquinpapiere, verfertigt (Cap. 4.), und man bedient sich hierzu entweder der kupfernen Platten oder Tafeln, worauf die Vertiefungen gestochen sind, oder einer Walzmaschine, welche das eingegrabene Muster enthält.

Die übrigen oft willkührlichen Abänderungen, die als Phänomene der Mode schnell erscheinen und schnell wieder verschwinden, werden, der Kürze wegen, übergangen, und was das Lasiren und Lackiren anbetrifft, womit man die Papiertapeten theils verschönert, theils dauerhafter macht, so kommt beides, soviel, als nöthig ist, im folgenden Capitel vor.

c) Von den Farben, welche bei der Fabrication der Papiertapeten angewendet werden.

Die Farben, deren man sich zu Verfertigung der Papiertapeten bedient, sind theils Erd- und Metallfarben, theils flüssige Farben und zwar meistens deckend. Sie sind bereits aus den vorigen Capiteln hinlänglich bekannt, und da auch hier diejenigen mit Vortheil gebraucht werden können, welche man zu Fabrication der Rattunpapiere anwendet und solche im vorhergegangenen Capitel nachzusehen sind, so können wir uns jetzt um so kürzer fassen.

Die weiße Farbe gebraucht man, bald um eine andere, die damit vermischt wird, heller zu nuanciren, bald wieder um die höchsten beleuchteten Stellen damit anzudeuten, oder selbst den Grund einer weißen Blume u. s. w. zu bilden; denn man darf nicht vergessen, daß das Drucken auf einem

schon gefärbten Grunde geschieht und die weiß seyn sollenden Stellen also nicht durch Aussperren des Raums hervorgebracht werden können. Man bedient sich des Bleiweißes, und zwar entweder in reinem Zustande, oder mit Kreide gemengt (10 Theile der letztern auf 6 Theile Bleiweiß). Auch die Kreide wird für sich angewendet. Zu den Lichtern nimmt man gern Schieferweiß. Als Weiß, welches sich nicht in der Luft verändert, ist das schwefelsaure Blei am Geeignetesten; und auch das Weiß aus Wismuth (Wismuthweiß, Blanc d'Espagne und Magisterium Marcasitae) ist eine herrliche, blendend weiße Farbe, die Vorzüge vor dem aus Blei hat.

Zu den gelben Farben gehören: der helle und dunkle Ocher, das Casselergelb, Auripigment, Chromgelb und Neapelgelb, ferner das Schüttgelb, Wangelb, die Avignonkörner, die Persischen Kreuzbeeren u. s. w.

Von rothen Farben wendet man verschiedene Metalle, namentlich den gebrannten hellen und den gebrannten dunkeln Ocher, das Preussische Roth, ferner den Zinnober, die rothen Lacke, den rothen Carmin und vorzüglich die flüssigen Farben an, welche aus den verschiedenen Sorten des Brasilienholzes, die unter den Benennungen Fernambuk, St. Martha, Siam u. s. w. bekannt sind, bereitet werden. — Die Cochenille, aus welcher der rothe Carmin gemacht wird, ist zwar das schönste rothe Farbmateriale; aber es ist zu kostbar, um oft angewendet zu werden.

Die blauen Farben werden aus Berlinerblau, Bergblau, Kobaltblau, Indig u. s. w. dargestellt. Aus dem Indigo wird übrigens noch eine andere sehr feine blaue Farbe, der sogenannte blaue Carmin oder blaue Indiglack, bereitet.

Die grünen Farben erhält man im natürlichen Zustande aus Grünspan, aus Berggrün, aus grünen Erden u. s. w.

Durch zweckmäßige Mischung der Hauptfarben, nämlich des Weiß, Gelb, Roth und Blau, lassen sich die meisten der erforderlichen Nuancen hervorbringen; doch zieht man es vor, die zusammengesetzten Farben schon im fertig gebildeten Zustande anzuwenden, wenn die Natur oder Kunst sie darbietet. Aus dieser Ursache bedienen sich die Fabricanten der Papiertapeten häufig:

Zu Violett: des Blau- oder Campecheholzes, mit Alaun behandelt;

Zu Braun: der Umbererde;

Zu Schwarz: des gebrannten Elfenbeins oder Beinschwarzes, für sich allein zu Schwarz, oder mit Bleiweiß mehr oder weniger gemischt zu verschiedenen grauen Farben;

Zu Braunroth: der gebrannten Terra di Siena, die ein sehr feuriges Braunroth giebt;

Zu Himmelblau: der blauen Asche, welche aber leider nicht beständig ist, denn sie zieht die Kohlensäure aus der Luft an und wird dann gar bald, besonders der Sonne ausgesetzt, grün;

Zu Grün: des Saft- oder Blasengrüns, des Berggrüns, des Fäulgrüns u. s. w.

Wie aber aus der Vermischung der Hauptfarben die Nebensfarben zu einem bestimmten Farbetone hervorzubringen sind, findet sich in Cap. 3, §. 5. umständlich erörtert.

d) Die Kunst, die gefertigten Papiertapeten auf die Wände der Zimmer gehörig aufzuziehen und dauerhaft zu befestigen.

Die Kunst des Tapezirens besteht darin, die Wand oder Decke eines Zimmers mit Tapeten

dauerhaft zu bekleiden, und man verfährt dabei auf verschiedene Weise.

Gewöhnlich leimt man die Tapete unmittelbar auf die Wand auf, und in diesem Falle ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Fläche ganz gerade sey, und daß man vorher die alte Farbe ganz abtragen lasse, weil sonst der Leim nicht haften und das Papier sich abblättern würde. Wenn man einige Ausgaben mehr nicht scheut, so thut man wohl, die Wand zuerst mit einer Lage von grauem oder weißem Packpapiere bekleiden zu lassen und erst auf dieses die Tapeten aufzuleimen. Diese Vorsicht bringt mehrere Vortheile; denn erstens nimmt das graue Papier den Leim leichter an und dient deshalb als gutes Verbindungsmittel zwischen der Wand und der Tapete; für's Zweite wird dadurch die Fläche mehr ausgeglichen, und drittens reißen die Tapeten weniger, als wenn sie unmittelbar auf die Wand aufgeklebt werden, nicht zu gedenken, daß man durch diese doppelte Bekleidung für den Winter wärmere und für den Sommer kühlere Zimmer erhalte.

Wenn die Wand, auf welche die Tapeten kommen sollen, nicht sehr ungleich und schadhast ist, so verbessert man die Fehler mit einer Masse, welche aus Kreide und Leim zu einem dicken Breie bereitet wird, welcher Kitt bald austrocknet, zumal, wenn das Zimmer gelind erwärmt wird; ist aber die Wand sehr ungleich und gestatten es die Umstände nicht, sie mit Mörtel auszugleichen, so muß man auf die tiefen Stellen passende Stücke Holz aufnageln und Leinwand, ebenfalls mit kleinen Nägeln, darüber spannen, damit man eine gleiche Fläche erhalte.

In den Fällen, wo die Wand der Feuchtigkeit sehr ausgesetzt ist, giebt es mehrere Methoden, die Tapeten gegen die Einwirkungen der Feuchtigkeit zu bewahren. Die erste besteht darin, daß man auf

die Wand vorstehende Leisten von Holz, in bestimmten Entfernungen, aufnagelt, sodann die ganze Wand mit Leinwand überzieht, welche ebenfalls auf die Leisten aufgenagelt wird, folglich nicht unmittelbar auf der Wand aufliegt und sodann auf diese Leinwand die Tapete aufleimt. Nach einer andern, in neuerer Zeit, aufgetommenen Methode, überzieht man die Wand mit Tabaksblei, oder noch besser mit Zinkfolie und klebt dann erst die Tapete auf.

Man hat sich ferner in Acht zu nehmen, die Tapeten nicht auf frisch getünchte, noch nicht ganz ausgetrocknete Wände zu kleben, indem sie auf diesen, namentlich im Winter, und besonders dann durchaus zu Grunde gehen, wenn das Gemach einiger Feuchtigkeit ausgesetzt ist. Eine künstliche Austrocknung, welche wohl mitunter durch Anhalten von Kohlenbecken, heißen Bügeleisen und dergleichen bewirkt wird, nimmt die Feuchtigkeit nicht in dem Grade weg, daß man dann die Tapeten aufkleben könne, denn es bleibt im Innern der Wand immer noch einige Feuchtigkeit zurück, welche später die ausgetrockneten Theile wieder durchdringt und die Tapete unabwendbar verdirbt.

Der Leim, dessen man sich zum Aufziehen der Tapete bedient, wird auf folgende Art bereitet: Man löst 1 Pfd., vorher gehörig erweichten, Eölnischen Leim in 8 Kannen Wasser auf, setzt 4 Loth Alaun hinzu und kocht das Ganze gar. Kochend wird dieses Leimwasser auf 2 Pfund eingeweichte und völlig aufgelöste weiße Stärke gegossen, welche man, während des Aufgießens, gut umrühren muß, damit keine Klumpen entstehen, vielmehr Alles ein recht dünner, gleichförmiger Brei werde. — Die Methode, den Kleister von Roggenmehl und Wasser zu bereiten, ist nicht zu billigen.

Bei dem Aufkleben der Tapete selbst verfährt man nun auf folgende Weise:

Neue Wände werden, nach Möglichkeit, gut und ganz flächengleich getüncht, wohl abgerieben und mit der Kelle geglättet, damit das Papier oder die Papiertapete sich glatt und eben aufziehen lassen.

Alte Wände, die schon geweißt, oder mit Farbe angestrichen sind, werden auf ihrer Oberfläche gereinigt und mit einem Sandsteine, der eine horizontale Bahn hat, gut, eben und glatt abgerieben, wobei alle schadhafte Flecke sorgfältig ausgetüncht werden müssen.

Ist dieß geschehen, so wird die Wand mit einer starken Auflösung von Alaun, welche man mit Wasser bereitet, angestrichen und wenn dieser Alaunüberzug durchaus trocken geworden ist, so wird starkes, heißes Leimwasser genommen, und damit die Wand ebenfalls zwei-, drei- und mehrmal überstrichen, bis sie fast glänzend geworden ist.

Will man nun vorerst eine Unterlage von andern Papiere geben, so nimmt man, wie schon gesagt, hierzu graues oder weißes Packpapier, auch wohl Maculatur, welches letztere jedoch weniger anzurathen ist. Die einzelnen Bogen werden ringsherum am Rande rechtwinklig beschnitten, dann auf der einen Seite, mittelst eines großen Borstenpinsels, mit dem Kleisterleime angestrichen und nun dergestalt auf die Wand aufgeklebt, daß die Ränder nicht übereinander, sondern dicht nebeneinander zu liegen kommen, wobei man zugleich sorgfältig darauf achtet, daß keine Luftblasen unter dem Papiere bleiben.

Wenn die erste Papierbekleidung trocken ist, so ist es noch nothwendig, unter dem Gesimse an der Decke weg, einen 1 Zoll breiten Streifen von Leinwand anzunageln, sowie am Boden über der Fußleiste weg,

oder, noch besser, hinter derselben, welche Streifen das Festhalten der Tapete außerordentlich befördern.

Das Aufleimen der Tapete wird sodann auf folgende Weise bewerkstelligt: Man mißt genau ab, wie lang die Bahn seyn muß, um von dem Gesimse bis zur Fußleiste, oder von einer Bordure zur andern zu reichen. Wenn man sie in dieser Länge abgeschnitten hat, welches genau nach dem Lineale geschehen muß, so legt man sie umgekehrt auf einen reinen, großen Tisch und bestreicht nun die hintere Seite gleichförmig, mittelst eines großen Borstenpinsels, mit dem obigen Leimkleister. Hierauf faßt man die Bahn an ihrem obern Ende an den beiden Ecken und läßt die beiden untern Ecken von einem Gehülfen halten. Man legt nun zuerst das obere Ende auf die Wand gleichförmig auf und läßt den übrigen Theil der Bahn leise anlegen. Wenn sie gehörig paßt, so drückt man sie mit einem Ballen aus reinem Linnen, erst in der Mitte und von da nach den Rändern zu, sorgfältig und fest an. Sollte sie an irgend einer Stelle nicht gerade liegen, oder Luftblasen haben, so zieht man die Bahn wieder sorgfältig ab und verbessert den Fehler, worauf sie dann erst fest angeedrückt wird.

Einige bestreichen nicht nur die Tapete, sondern auch die vorgerichtete Wand, nur diese mäßiger, und legen bei dem Anreiben der Tapete mit einem Luche, oder einem großen Falzbeine, reines Papier auf, damit nichts beschädigt werde. — Je stärker und steifer übrigens der aufzuziehende Stoff ist, desto stärker und bindender muß auch der Leimkleister seyn.

Da eine Rolle Tapeten, in der Regel, die Wiederholung einer und derselben Zeichnung darstellt, so würde man oft in den Fall kommen, gegen die Symmetrie zu verstoßen, wenn man die einzelnen Bahnen auf's Gerathewohl eine neben die andere leimen.

wollte, indem dann leicht an einer Seite eine Art Bruch entstehen könnte, durch welchen die Zeichnung unangenehm unterbrochen würde. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, thut man wohl, vorher die Länge der Zimmerwände auszumessen, mit der Breite der Tapetenbahnen gehörig zu vergleichen und zu berechnen, so daß allenfallsige Unterbrechungen des Musters entweder an die beiden Enden einer Wand, oder in die Ecken eines Gemachs, soviel, als möglich, gleichförmig vertheilt werden. Ein sorgfältiger Arbeiter geht darin so weit, daß er sich, um auf keinen Fall zu fehlen, vorher die ganze Wand mit Bleiliniën in Felder, von der Breite der Bahnen, eintheilt. Diese letztere Maaßregel ist besonders dann unumgänglich nothwendig, wenn die Zeichnungen der Tapeten entweder Säulen, oder andere senkrecht stehende Gegenstände, z. B., Architektur, darstellen. Man thut sodann wohl, wenn man nicht bloß die erste Bahn, sondern auch alle folgenden, nach dem Bleilothe aufklebt.

Bei dem Aufziehen läßt man die sorgfältig, doch nicht zu knapp beschnittenen und an dem Seitenrande etwas abgeschärften Bahnen ein Wenig übereinander treten, wobei man sich jedoch sehr in Acht nehmen muß, daß der Kleister nicht vortrete und Flecken verursache. Man vermeidet das Letztere am Besten, wenn man den Leimkleister erst ein Wenig anziehen läßt und sich bei'm Andrücken immer nur reiner Tücher bedient und das Andrücken nicht durch Hin- und Herstreichen, sondern durch sanftes, stellenweise fortrückendes, Tupsen bewerkstelligt.

Was die Borduren anlangt, so gehören zu einer Tapete gewöhnlich zwei, von welchen die eine zur Einfassung an der Decke, die andere zur Einfassung am Fußboden bestimmt ist. Bei beiden kommt es darauf an, sie völlig horizontal aufzukleben.

Um sich das Langweilige des Linienziehens zu diesem Behufe zu ersparen, reibt man eine Schnur, entweder mit schwarzer Kreide, oder mit einer andern dunkeln trocknen Farbe, an und läßt dieselbe mit beiden Händen straff auf die Wand aufhalten. Wenn man sie dann in der Mitte scharf von der Wand abzieht und wieder fahren läßt, so zeichnet sie die verlangte Linie auf die Wand.

Noch ist im Allgemeinen zu erwähnen, daß man immer erst ein Paar Bahnen mit Leimkleister bestreicht, bevor man solche aufzukleben anfängt; auch hat man Rücksicht auf die Farbe der Tapete zu nehmen, denn viele gefärbte Papiere, besonders die grünen, vertragen nicht wohl das Bestreichen mit Kleister.

Sollen die Papiertapeten nach dem Aufziehen lackirt werden, so muß man sie vorerst mit einem sehr hellen Leime überstreichen, der auf folgende Weise bereitet wird: Man nehme eine hinlängliche Quantität feine Hausenblase, oder gute Pergamentspäne, koche solche mit etwas Knoblauch und Wermuth, zu Abhaltung der Würmer, eine Stunde lang in reinem Wasser, seihe das Gefochte warm durch ein doppelt zusammengelegtes Tuch und vollführe hierauf den Anstrich warm, wobei das Zimmer mäßig geheizt wird. Ist der erste Anstrich trocken, so wird derselbe ein- bis zweimal wiederholt. Jetzt erst kann die Tapete lackirt werden. Zu einem dazu schicklichen Lackfirnisse nehme man:

- 1 Pfund Sandarach oder Mastix;
- 8 Loth Venetianischen Terpenthin;
- 12 Loth Terpenthinöl,

stoße den Sandarach oder Mastix klar, bringe ihn mit den übrigen Ingredienzien, nebst einem Zusage von gröblich zerstoßenem Glase, in eine angemessene Flasche, gieße genug Weingeist darüber und bewirke

die Auflösung in der Wärme, worauf Alles durch ein dichtes Tuch in eine andere Bouteille filtrirt wird. Oder man thue 8 Loth reinen, weißen, pulverisirten Kopal in einen gut glasurten Topf, stelle denselben in ein Sandbad, und sobald sich der Kopal, durch die Hitze des Feuers, aufzulösen anfängt, gebe man 8 Loth Mastix bei. Nachdem sich Beides aufgelöst hat, nehme man den Topf aus dem Sandbade heraus, schütte noch 8 Loth klaren Mastix hinzu, lasse es gegen 5 Minuten stehen, gieße alsdann 1 Pfund gebleichtes Leinöl und 2½ Pfund Terpenthinöl, unter beständigem Umrühren, hinzu, filtrire die ganze Masse durch reine Leinwand, und der Lackfirniß ist zum Gebrauche fertig.

Mehrere Lackfirnisse kommen im folgenden Capitel vor.

Zwölftes Capitel.

Kurze Anweisung, die einsfarbigen und bunten Papiere auch Kattun- und Tapetenpapiere zu größerer Dauer und Schönheit mit einem Lackfirnisse zu überziehen, oder auf andere Weise zu verzieren.

Wenn Papiere lackirt werden sollen, so hat man dabei weniger auf dauerhafte, als vielmehr auf starkglänzende Lackfirnisse zu sehen, denn die Papiere können, in Rücksicht ihrer Beschaffenheit, nicht sowohl auf lange Haltbarkeit, als besonders auf Eleganz und äußere Zierlichkeit Rechnung machen, und hierzu schicken sich die Weingeist- und Terpenthinöllaackfirnisse am Besten, welche nicht allein schnell trocknen, sondern auch sehr vielen Glanz hinterlassen.

Aber nicht alle farbigen Papiere können das Lackiren gleichgut vertragen; die sehr hellen und weichen Farben taugen hierzu weniger, als die dunkeln Farben. Allein auch die dunklern farbigen Papiersorten vertragen die Lackirung nicht immer, ohne fleckig zu werden, wenn man die Farben nicht durch ein Leimwasser vorher gleichsam fixirt und die Zwischenräume des Papiers gegen den eindringenden Lack verstopft hat. Das beste Leimwasser giebt hierzu die Hausenblase, welches oben, Cap. 3, §. 6. sub b., zu bereiten gelehrt worden ist; man kann aber auch den Pergamentleim anwenden. Um diesen zu bereiten, schneide man die Abgänge von Kalbs- oder Schafspergament in kleine Stücke, koche solche mit einer verhältnißmäßigen Quantität Wasser (auf $\frac{1}{2}$ Pfund Pergamentspäne etwa 2 Berliner Quart Wasser), bis sich solches zu einem starken Leimwasser geeignet hat, seihe es sodann durch ein feines Sieb, oder durch Leinwand, und lasse es abkühlen. Hat es die Consistenz einer Gallerte angenommen, so schlage man diese mit einem feinen Pinsel, um sie fließend zu machen und trage den Anstrich kalt, aber leicht und allenthalben gleichförmig, auf. Nach dem Trocknen folgt ein zweiter und, nach Erforderniß, ein dritter und vierter Anstrich. Jetzt erst kann der Lackfirniß in einem staubleeren und warmen Zimmer aufgetragen werden.

Statt eines Leimwassers kann man auch mit dünnem Kleister grundiren.

In unserer vollständigen Anleitung zur Lackirkunst u. s. fünfte Auflage, Weimar 1842, 8, sind eine Menge der besten Lackfirnisse aller Art auf alle nur mögliche Gegenstände angegeben, und wir heben nur einige Vorschriften davon aus, wiesern sich solche in'sbesondere auf Papier schicken. Man ver-

gleiche auch unsere Buchbindekunst II., vierte Auflage, Weimar 1844, 8.

Erste Vorschrift.

Man nehme 6 Loth Dammarharz und 2 Loth weißen Mastix, pülvere jedes mäßig fein, thue es hierauf mit einer Quantität gewaschenem Quarzsande in eine gläserne Flasche, gieße 1 Quart 90grädigen Alkohol darüber und bewirke die Auflösung in mäßiger Wärme, unter öfterm Umschütteln. Wenn man die Glasflasche nicht mit Papier verstopft, sondern mit nasser Thierblase verbindet, so steckt man eine Nadel ein. Nach der Auflösung wird der fertige Lackfirniß durch einen Spitzbeutel von reiner Leinwand in eine andere Glasflasche filtrirt und wohlverstopft zum Gebrauche aufbewahrt.

Zur Auflösung der Harze, vorzüglich des Kopal, muß der Alkohol durchaus 90 Grade halten. Statt des gewaschenen Quarzsandes kann man auch gestoßenes reines Glas, oder grobgestoßene Holzkohle, welche noch besser ist, beimischen; dadurch wird das Anlegen und Zusammenkleben der Harze verhindert. So oft die Flasche umgeschüttelt werden soll, nimmt man sie vom Feuer weg, zieht die Stednadel aus der Blase oder dem Kork heraus und verrichtet dieses Geschäft in der Entfernung vom Feuer.

Zweite Vorschrift.

Man reibe 3 Loth gereinigten Sandarach und 2 Loth feinen Mastix trocken auf einem Reibsteine sehr fein ab, vermische es hernach mit 4 Loth gereinigtem Venetianischen Terpenthin, bringe die Masse in ein Glas, gieße 24 Loth alkoholisirten

Weingeist nebst ein Gran Beendöl darauf, verbinde das Glas und löse das Ganze bei gelinder Ofenwärme auf.

Dritte Vorschrift.

Man nehme: Sandarach, 6 Unzen, Elemiharz, 4 Unzen; Animeharz, 1 Unze; Kampfer, $\frac{1}{2}$ Unze; gestampftes Glas, 4 Unzen und reinen Alkohol, 32 Unzen. Man bringe die Harze in verkleinertem Zustande, so trocken, wie möglich, mit dem Glase in eine geräumige, gläserne Flasche, gieße dann den Weingeist, der aber, mit Inbegriff der Ingredienzien, das Gefäß nur zu $\frac{3}{4}$ füllen darf, darüber, verbinde die Oeffnung des Gefäßes mit nasser Blase, in welche man eine starke Stednadel steckt, damit der sich ausdehnenden Luft ein Ausweg verschafft werden könne und bewirke die Lösung der harzigen Substanzen mittelst der Digestion, unter öfterm Umschütteln oder Umrühren, entweder im sogenannten Wasserbade, oder auf einem warmen Ofen. Nach geschehener Auflöfung läßt man die Mischung, damit sie sich gehörig setzen und reinigen könne, 48 Stunden in dem Gefäße zugebunden und ruhig stehen, um nicht durch mehrmaliges Filtriren zuviel Verlust zu haben und gießt dann die helle Flüssigkeit behutsam durch ein feines reines, Seih Tuch in eine andere starke gläserne Flasche mit eingeriebenem gläsernem Stöpsel.

Vierte Vorschrift.

Reiner, heller, weißer Kopal wird, in einem Mörser zu einem feinen Pulver zerstoßen, mit einer Quantität zerstampftem Glase in eine starke Flasche

gethan und mit 90 Grad starkem Alkohol so weit übergossen, daß solcher eine Hand hoch über demselben steht. Die Flasche setzt man nun 2 bis 3 Tage in die Sonne, oder in die Nähe eines gelinden Feuers, und schüttelt das Ganze alle halbe Stunden gut um. Nach der angegebenen Zeit füllt man einen Topf mit Rießsand, bringt solchen über ein Kohlenfeuer und setzt nun die Flasche in diesen Sand, in welchem man die in derselben befindliche Mischung so lange sehr gelinde sieden läßt, bis der Kopal gänzlich zerschmolzen ist. Die Flasche wird mit einem Kork, in den man eine Stecknadel steckt, versehen, und während des Siedens öfters tüchtig umgeschüttelt, zu welchem Behufe man die Flasche aus dem Sande herausnimmt und die Stecknadel aus dem Kork zieht, damit der in der Flasche durch die Hitze verdünnten und ausgedehnten Luft ein Ausgang verschafft und das Zerspringen verhindert werde. Befindet sich der Kopal in völlig flüssigem Zustande, so wird er durch ein Tuch geseiht und ist nunmehr brauchbar. Sollte aber der Fall eintreten, daß dieser Lackfirniß, beim Auftragen, dem Papiere noch keinen gehörigen Glanz ertheilte, so setzt man demselben noch etwas Sandarach zu und läßt ihn wieder ein Wenig sieden. — Dieser Lack ist auf Papier zu allen Farben zu gebrauchen.

Fünfte Vorschrift.

Man thue in einen Kolben 1 Quart ($2\frac{1}{2}$ Pfd.) Alkohol von 90 Grad Stärke, binde sodann in einen Beutel von leicht wollenem Zeuge $\frac{1}{2}$ Pfd. feinen, in Stücke einer Erbse groß zerschlagenen Kopal, hänge hierauf dieses Beutelchen in den Hals des Kolbens, und zwar so, daß zwischen ihm und

dem Weingeiste noch $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll Zwischenraum bleibt, worauf derselbe mit nasser Blase, in deren Mitte eine kleine Stecknadel steckt, verbunden und in heißen Sand gesetzt wird, der jedoch nur soviel Hitze besitzen darf, daß der Spiritus nicht zum Kochen komme, sondern sich nach und nach in Dämpfe verwandele. Diese durchdringen den Kopal und lösen ihn allmählig auf, daß er in den Bauch des Kolbens tropfen und einen schönen, wasserhellen Kopallack darstellen kann.

Ober, man stoße 8 Loth Kopal und 12 Loth Sandarach fein, wie Mehl, schütte beides mit einer Quantität gestoßenem Glase in eine starke Flasche, die aber 3 bis 4 Mal größer seyn muß, als die Harze sie füllen, gieße eine verhältnißmäßige Menge Alkohol von 90 Graden darüber und verfare, wie in der vierten Vorschrift angegeben worden ist.

Sechste Vorschrift.

Man nehme: Gummilack, 4 Loth; Mastixkörner, 3 Loth; ausgelaugten Sandarach, 2 Loth; Kopal, 2 Loth und Bernstein, 1 Loth. Sämmtliche Ingredienzien, die von der besten Qualität seyn müssen, werden pulverisirt und in ein starkes Glas geschüttet, worüber man 32 Loth Alkohol gießt. Nachdem die Mischung mehrere Tage auf einem warmen Ofen gestanden hat und täglich einmal umgerührt worden ist, setzt man der Masse noch 1 bis 2 Loth weiß gefotenen Venetianischen Terpenthin hinzu und bewirke die völlige Lösung im Wasserbade. Diesen Lackfirnis seihet man, während er noch warm ist, durch ein lockeres Tuch und nach dem Erkalten durch ein dichteres.

Siebente Vorschrift.

Man nimmt 1 Unze Sandarach, ebensoviel Mastixkörner, 2 Unzen reinen Gummilack und 16 Unzen Alkohol, thue Alles in eine Phiole, welche wenigstens $\frac{1}{2}$ leer bleibt und bringe solche in ein Sandbad. Sobald der Alkohol zu kochen anfängt, nimmt man einen Theil der Kohlen hinweg und läßt nur soviel Feuer, als nöthig, einen gleichen und mäßigen Grad Wärme zu erhalten. Wenn der Alkohol auf diese Weise 5 bis 6 Stunden langsam gekocht hat und die Harze aufgelöst sind, läßt man den fertigen Lack erkalten, gießt ihn dann durch ein seidenes Tuch in reine gläserne Flaschen und verstopfe diese gegen alle Verflüchtigung.

Achte Vorschrift.

Man nehme: Sandarach, 8 Loth; Schellack, 2 Loth; Colophonium, 4 Loth; Alkohol, 40 Loth. Wenn die Harze im Wasserbade völlig aufgelöst sind, setzt man 4 Loth Venetianischen Terpenthin hinzu.

Neunte Vorschrift.

Man nehme: ausgeläugten schönen Sandarach, 2 Loth; reine Mastixkörner, 2 Loth; Animehartz, 2 Loth; weißen Bernstein, 1 Loth; weißgefotenen Terpenthin, 3 Loth. Sämmtliche Ingredienzien, mit Ausnahme des Terpenthins, werden fein gepulvert, mit 4 Loth gestoßenem Glase wohl zusammen gemischt und mit 24 Loth rectificirtem Terpenthinöl in ein starkes Glas, oder in ei-

nen Kolben gethan, die Oeffnung mit nasser Blase, in welche man eine Stechnadel steckt, fest zugebunden, das Glas auf einen stark erwärmten Ofen, oder in ein Wasserbad, gestellt und öfters umgeschüttelt, damit die Lösung der Harze besser von Statten gehe. Wenn die Auflösung ziemlich geschehen ist, wird der Terpenthin, den man leicht hat schmelzen lassen, der Mischung zugesetzt. Haben sich die lösbaren Theile der Harze mit der Flüssigkeit gehörig gemischt, so läßt man den fertigen Lackfirniß erkalten und filtrirt die Masse am folgenden Tage auf bekannte Weise.

Zehnte Vorschrift.

Man stoße 3 Loth vorher geschmolzenen Bernstein, ferner 1 Loth Weihrauch und löse beides in Terpenthinöl auf dem warmen Ofen, oder in einem Bade, auf. Wenn dieses geschehen ist, setze man noch $1\frac{1}{2}$ Loth zergangenen Terpenthin und 1 Loth gebleichten Leinölfirniß hinzu, lasse das Ganze noch einige Tage in der Sonne stehen, filtrire nachher den Lackfirniß durch ein reines Tuch in trockne Flaschen und setze diese bis zum Gebrauche in die Sonne.

Wir könnten noch eine große Menge Vorschriften zu vortrefflichen Lackfirnissen auf Papier und Papparbeiten mittheilen; allein um den Umfang dieser Schrift, die ohnehin schon die gesteckten Gränzen überschritten hat, nicht noch mehr zu erweitern, müssen wir es bei diesen wenigen Formeln bewenden lassen, um so mehr, als wir glauben dürfen, daß unsere vollständige Anleitung zur Lackkunst in den Händen aller Künstler seyn wird, denen daran gelegen ist, ihren Fabricaten den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben. In derselben Schrift fin-

det man zugleich auch umständliche Anweisung, die Lackfirnisse aufzutragen, zu trocknen und zu poliren, so daß auch deßhalb hier nichts hinzuzusetzen nöthig seyn dürfte.

Wie die Lackirung an sich schon dazu beiträgt, den gefärbten Papieren mehr Schönheit und eine größere Dauer zu geben, so thut sie in vielen Fällen erst dann ihre volle Kraft und Wirkung, wenn sie mit der Kunst zu vergolden und zu versilbern, wie Bruder und Schwester, gleichsam Hand in Hand geht. Unter Vergoldung und Versilberung versteht man aber die Kunst, allerlei Körper mit Gold oder Silber, in verschiedener Gestalt, dauerhaft zu belegen, um solche dadurch auf eine glänzende und prächtige Weise zu verschönern.

Bei Papieren und damit belegten Körpern geschieht die Vergoldung und Versilberung theils in Form dünner Blättchen, theils als sogenannter Gold- oder Silberschaum, vermöge eines flüssigen Bindemittels, wozu man entweder Leimwasser, Gummiswasser, Eiweiß oder trockenbaren Delfirniß gebraucht. In manchen Fällen bedient man sich auch zur Vergoldung des Maler- oder Muschelgoldes und Silbers, welches, wie die Farben, mit feinen Pinseln aufgetragen wird. Wie und auf welche Weise aber die Vergoldung und Versilberung auf Papier geschieht, ist nicht allein in dieser Schrift an seinem Orte, sondern auch in unserer Buchbindekunst bereits genau und ausführlich beschrieben worden und es wird daher solches hier nicht wiederholt, sondern dahin verwiesen.

Es bleibt nur noch übrig, das Lasiren über Gold oder Silber zu erwähnen. Diese sehr angenehme Arbeit besteht darin, daß man mit durchsichtigen Farben über die vorher vergoldete oder versil-

berte Arbeit lackirt, so, daß das Gold oder Silber durch diese Farben schimmert, welches besonders bei'm Roth und Grün einen schönen Effect macht. Zu Lasurfarben dienen folgende: Roth giebt Florentinerlack, Carmin, Cochenille oder Drachenblut; Blau entweder Berlinerblau oder Mineralblau; Gelb entweder Gummigutt, Curcuma oder Safran; Grün entweder krystallisirter Grünspan oder eine Mischung von Gelb und Blau u. s. w. Der Florentinerlack wird so fein, als möglich, gerieben, mit Weingeistfirniß vermischt und aufgetragen; ebenso trägt man den Carmin und auf ähnliche Art die Cochenille auf, nur daß letztere nicht gerieben zu werden braucht, sondern man läßt sie einige Tage lang in Alkohol ausziehen und mischt den schön und stark gefärbten Weingeist unter den Lack, um damit zu lasiren. Das Gummigutt und die Curcuma kann man ebenso, wie die Cochenille, behandeln, und das Drachenblut wird gerieben, dann bei gelinder Wärme in Weingeist aufgelöst. Einige Farben, z. B. der krystallisirte Grünspan, dürfen nicht unmittelbar mit dem Weingeistlackfirniß vermischt werden, weil sie davon aufbrausen und ihre Durchsichtigkeit verlieren; diese reibt man mit schönem, hellem Oelfirniß, wozu man ebensoviel Terpenthinöl mischt, recht fein, trägt sie auf, und wenn sie trocken sind, streicht man einen schönen Weingeistlackfirniß darüber. Hauptregel, von der fast die ganze Schönheit der Arbeit abhängt, ist, daß man die Farbe so gleichförmig, als möglich, aufträgt, so daß sie an keinem Orte dicker, als an dem andern, zu liegen kommt. Nachdem man die Farbe heller oder dunkler verlangt, wird der Auftrag ein-, zwei- oder mehrmal wiederholt; jeder muß aber erst recht trocken seyn, bevor man zu dem folgenden schreitet. Noch

zeigt sich aber die lasirte Arbeit nicht sonderlich schön, sondern das Gold oder Silber scheint wie von einem Nebel bedeckt zu seyn; sobald man aber den hellen Weingeistlackfirniß aufträgt, ändert sich die Scene: der Nebel verschwindet und das Gold oder Silber scheint mit lebhaftem Glanze durch die auf einmal erheiterte Farbe hindurch. Die Lackaufträge werden so oft wiederholt, bis der Glanz, der sich Anfangs zum Theil wieder verliert, bleiben wird.

A n h a n g,

welcher einige Arten Papiere zu fertigen lehrt, die, streng genommen, zwar nicht zum Fache des eigentlichen Papierfärbers gehören, aber oft von ihm verlangt werden, nebst einigen andern wissenswerthen Dingen.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY
540 EAST 57TH STREET
CHICAGO, ILL. 60637
U.S.A.

Es gehören zwar die nachfolgenden Papiere keineswegs zu den bunten Papieren und daher auch nicht zum Fache des eigentlichen Papierfärbers; da jedoch dieselben gute Handelsartikel sind und häufig vom Papierfärber begehrt werden und die Fabrication derselben seine Nahrungsquelle zu vergrößern im Stande ist, so glauben wir solche nicht übergehen zu dürfen, und hoffen, dadurch Manchem einen angenehmen Dienst zu erweisen.

1) Verfertigung der Wachspapiere.

Man nehme gutes, reines Wachs, zerlasse es über Kohlen in einem irdenen, gut glasirten Gefäße und rühre, wenn solches völlig flüssig geworden ist, fein pulverisirten, gut destillirten Grünspan darunter, wodurch das Wachs eine herrliche grüne Farbe erhält. Da nun aber das Wachs, sowie es mit der Bürste oder dem Pinsel aus dem Gefäße genommen wird, sogleich erkaltet und sich in diesem Zustande nicht auf das Papier auftragen läßt, so nehme man, statt der gewöhnlichen Streichbreiter, ein Blech, etwas größer, als ein Bogen Papier, und lege es vor sich auf eine mit feurigen Kohlen angefüllte Kohlenpfanne, damit es ziemlich heiß werde, auf welchem Bleche man nun die Papiere nach Belieben streichen kann, worauf man sie zum Trocknen aufhängt. Ehe man

aber das Wachs aufträgt, müssen die Papiere vorher nochmals gut geleimt werden. — Soll das Wachspapier eine andere als grüne Farbe erhalten, so mischt man solche unter das Wachs. Es versteht sich übrigens von selbst, daß nach jedesmaliger Beendigung der Arbeit die Bürste oder der Pinsel mit Terpenthinöl stets wieder rein gemacht werden müsse.

2) Verfertigung der grünen Delpapiere.

Zu diesen Papieren, welche in vielen großen Städten, z. B., in Berlin, Dresden, Leipzig, Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien u. s. w., zu den sogenannten Christbäumen oder Christpyramiden häufig verlangt werden, wendet man ein ganz schwaches Schreibpapier an, welches die Farbe gehörig durchschlagen läßt, so daß das Papier mit einem Anstriche zugleich auf zwei Seiten gefärbt ist.

Zu Hellgrün nimmt man:

1 Pfd. gutes Terpenthinöl,

$\frac{1}{4}$ Pfd. feines Englischgrün

und verfährt auf folgende Weise:

Man lasse das Terpenthinöl auf einem geheizten Ofen, damit es nicht unmittelbar über Kohlen komme, warm werden, reibe mit etwas Terpenthinöl das Englischgrün auf einem guten, harten Reibsteine recht fein ab und rühre solches nachher in das erwärmte Del. Hierauf lege man den Bogen Papier auf ein Streichbret und trage die Farbe mit einer gewöhnlichen Bürste, oder einem großen Pinsel, auf einer Seite desselben auf, worauf das Papier sogleich auf beiden Seiten gefärbt seyn wird. Diese Papiere brauchen, um fertig zu seyn, nur noch gut getrocknet zu werden. — Auch hier müssen, nach Beendigung der Arbeit, die Bürsten und Pinsel jedesmal wieder in Terpenthinöl rein gemacht werden,

und man wendet solche Bürsten oder Pinsel, welche man zu Oelfarben gebraucht hat, zu keinen Wasserfarben an.

Ist wird ein Bläulichgrün verlangt, wozu folgende Ingredienzien genommen werden:

- 1 Pfd. gutes Terpenthinöl,
- $\frac{1}{4}$ — feines Englischgrün,
- 2 Loth feines Bremerblau.

Bläulichgrün auf andere Art:

- 1 Pfd. gutes Terpenthinöl,
- $\frac{1}{4}$ — feines Bremerblau,
- 2 Loth ordinäres helles Chromgelb.

Ober:

- 1 Pfd. gutes Terpenthinöl,
- $\frac{1}{2}$ — feinen destillirten Grünspan.

Diese Papiere, von den hier angegebenen Terpenthinölfarben gefertigt, haben das große Uebel an sich, daß solche, sowie sie ein Licht berühren, augenblicklich zünden und verbrennen, wodurch schon manches Unglück entstanden ist. Um einem solchen Uebelstande abzuhelpen, bestreiche man die Papiere auf beiden Seiten mit folgender, in Wasser abgeriebener und mit Leim versetzter Farbe, nämlich:

- 10 Pfd. feines Englischgrün,
- 4 Loth dergl. Bremerblau,
- 2 $\frac{1}{2}$ Pfd. Nördlinger Leim,
- 20 — Wasser

und glatte solche nachher auf einer Seite, auf die man zu diesem Behufe einen ungefärbten, aber gewichsten Bogen legt, damit der Glättstein die Farbe, welche keinen Glanz haben darf, nicht berühre. Ein aus solchem Papiere gefertigter Christbaum wird gewiß so leicht nicht zünden, oder Feuer fangen, wenn man auch mit einem brennenden Lichte zu nahe kommen sollte.

3) Fabrication der Rostpapiere.

Man gebraucht diese Art Papier häufig zum Poliren der Eisen- und Stahlwaaren, auch anderer Metallarbeiten, und es muß daher, soll es den Zweck erfüllen, nicht allein eine ziemliche Steifheit, sondern auch auf derjenigen Seite, womit man poliren will, eine gehörig rauhe Oberfläche besitzen. — Um ein solches Papier zu verfertigen, gehe man auf folgende Art zu Werke: Man nehme fein geriebenen und mit Wasser vorher geschlämmten Schmirgel, rühre solchen in einem Gefäße mit sovielem Leinölsirnisse, als es erforderlich ist, daraus einen dünnen, fließbaren Brei herzustellen, gut zusammen und bestreiche damit das gehörig starke und steife Papier mit einem Pinsel so gleichförmig, als möglich, während die Substanz mit einem Hölzchen öfters umgerührt wird. Um dem Papiere die erforderliche Steifheit zu geben, wird es vorher ein- bis zweimal mit Leim überzogen, der jedesmal gut abtrocknen muß. Ist nun der erste Auftrag des Schmirgels gehörig abgetrocknet, so giebt man dem Papiere einen zweiten, wohl auch einen dritten Auftrag. Zuletzt wird das Papier auf der Rückseite ganz leicht geglättet, oder man zieht es durch Walzen, um der Oberfläche eine möglichst ebene Beschaffenheit zu geben. — In diesem Zustande erscheint das sogenannte Rostpapier von grauer Farbe; wenn es aber eine andere Farbe darstellen soll, so setzt man eine beliebige Farbe hinzu. Braun; z. B., wird durch etwas Englischroth mit Kreide gemischt, Schwarz durch Kienrauch oder Kohlenschwarz, Gelb durch Schüttgelb oder gelben Ocher, Roth durch Mennige, Grün durch Neuwiedergrün, Blau durch Mineralblau u. s. w. dargestellt.

4) Fabrication des Glaspapiers.

Man nehme eine Quantität zerbrochenes Fensterglas, wovon dasjenige das beste ist, welches auf dem Bruche einen grünlichen Schimmer hat, zerleinere es in einem eisernen Mörser, schaffe sich 2 oder 3 Siebe von verschiedenen Graden der Feinheit an, nehme hierauf ein gutes, festes Papier — feines Karduspapier eignet sich am Besten — und nachdem man die Ungleichheiten auf den beiden Seiten, mittelst eines Bimssteins, weggenommen hat, so befestige man die vier Ecken desselben auf einem Brete, überstriche es alsdann leicht mit einem guten, hellen, flüssigen Leime und setze hierbei darauf, ihn mit dem Pinsel ganz gleichförmig aufzutragen, worauf nunmehr das zerstoßene Glas ganz dünn auf die mit Leim bestrichene Oberfläche, so daß kein Theil leer bleibt, gestreut wird. Sobald der Leim abgetrocknet ist, nimmt man das Papier vom Brete ab, schüttet das überflüssige Glas wieder in das Sieb und läßt das Papier im Schatten vollends trocknen. In zwei oder drei Tagen kann man es schon zum Schleifen benutzen.

5) Fabrication der englischen Steinpappe oder des schwarzen, englischen Schreibpergaments.

Bimsstein wird in Kohlensäure zc. glühend gemacht, dann in kaltem Wasser gelöst, nach dem Austrocknen in einem Mörser, oder auf einem Reibsteine, zu einem sehr feinen Pulver zerrieben und durch ein feines Sieb geschlagen. Das Pulver wird nunmehr, nebst einer erforderlichen Menge gebrannten oder ausgeglühten Kienrußes und eines gut trocknenden Leinölfirnisses, auf einem geräumigen harten Reibsteine zu einer gleichartigen Masse zu-

sammengerieben, die etwas consistenter, als dicker Syrup, ist. — Wie der Kienrauch gut ausgeglüht und ein schnell trocknender Leinölfirniß dargestellt werde, sehen wir zwar als bekannt voraus, verweisen aber deshalb dennoch auf unsere Lackirkunst 2c. fünfte Auflage. — Mit dieser Masse, die sich nach Gefallen durch zugesetzten Kienrauch verdicken und durch Leinölfirniß verdünnen läßt, streicht man starkes Notenpapier, oder feine geschlagene Pappe, mittelst eines steifen Borstenpinsels, so gleichförmig, als nur möglich ist, an, läßt diesen Anstrich ganz trocknen werden und verfährt nun auch auf der andern Seite ebenso. Dieses wechselseitige Anstreichen wird zwei- bis dreimal wiederholt, und wenn das Austrocknen erfolgt ist, so werden die Lagen scharf gepreßt und — das Steinpapier ist fertig. Bei dem Anstreichen muß aber sorgsam darauf gesehen werden, daß die Masse bei jedem Eintauchen des Pinsels vorher tüchtig umgerührt werde, damit sich der zu Boden gelagerte schwere Bimsstein mit ihr überall gleichgut vereinige.

6) Durchsichtiges oder Copirpapier zu verfertigen.

Man löse ein Stück feines weißes Wachs in reinem wesentlichen Terpenthinöl auf, nehme dann recht weißes, feines, dünnes Belinpapier, lege einen Bogen davon auf ein sauberes Streichbret und trage diese mit Wachs geschwängerte Flüssigkeit mit einem weichen Pinsel überall und recht gleichförmig auf; alsdann wende man den Bogen um, überfahre ihn ebenso auf der andern Seite und hänge ihn einige Zeit, an einem staubfreien Orte, zum Trocknen auf. — Statt des Wachses kann man auch Harz gebrauchen, oder dem Wachse eine kleine Portion Harz beisetzen.

7) Papier zum Malen zu bereiten.

Man nehme Kremserweiß, zwei Theile und Venetianische Seife, einen Theil, reibe das Kremserweiß gut mit hellem Leimwasser ab, setze dann die Seife zu und reibe Beides so lange miteinander, bis ein homogenes Ganze entstanden ist. Mit dieser Flüssigkeit überstreiche man das Papier, vermöge eines geeigneten Pinsels, recht gleichförmig und lasse es dann nach und nach trocknen.

8) Papiertapeten zu reinigen.

Man schneidet einen altbackenen Laib Brot in 8 Theile, bläst mit einem Blasebalge, oder kehrt mit einem reinen, weichen Borstenbesen, den Staub von der Tapete so gut, als möglich ist, ab und reibt sie dann von Oben herunter mit dem Brote. — Wenn man diese Operation mit der gehörigen Sorgfalt vornimmt, so werden alte beschmutzte Tapeten wieder rein, nur muß man sich in Acht nehmen, nicht zu hart aufzudrücken oder Querstriche zu thun, denn sie muß immer von Oben nach Unten, Strich vor Strich, abgewischt werden. — Wenn das Brot schmutzig ist, so wird es abgeschnitten, und so oft die Krume verbraucht ist, ein frisches Stückchen genommen. — Noch mehr, wie das Brot, wirken alte Semmeln, wobei die Vorsicht bei'm Reiben verdoppelt werden muß. Nimmt man Federharz zu Hülfe, so erreicht man den Zweck desto schöner.

Erklärung der Kupfer.

Figur 1. Apparat zum Glätten. a, der Glättstein an der Stange; b, das zu glättende Papier; c, der Glätttisch; d, die Decke des Zimmers; e, der Riemen, welcher die Stange hält; f, der Riemen, welcher die Stange niederdrückt.

Fig. 2. Der Glättstein. a, die Fassung; b, der Stein.

Fig. 3. Eine Buchbinderpresse. a, die beiden Pressbalken; b, die beiden Spindeln; c, die beiden Spindelöcher; d, die beiden Schraubenmuttern.

Fig. 4. Ein Pressbengel. a, die beiden Handgriffe; b, das Viereck; c, der Einschnitt; d, das Loch zur Schraubenspindel.

Fig. 5. Eine Mulde mit Gestell.

Fig. 6. Ein Leimsack.

Fig. 7. Ein Waschwamm mit Maschine. a, die Fassung; b, die Schrauben; c, der Schwamm.

Fig. 8. Ein Borstenpinsel mit Stiel.

Fig. 9. Apparat zum Drucken der Rattunpapiere. a, die Wanne; b, die Gummigallerte; c, das Chassis; d, das Tuch, auf dem die Farbe zum Drucken befindlich ist; e, innerer Boden des Chassis von Wachseleinwand.

Fig. 10. Aufhängeschnüre. a, b, c und d sind 4 gezogene Linien oder Schnüre; d und e sind zwei Fäden, welche in der Mitte f eine Verbindung erhalten sollen, daher solche etwas aufgedreht, hierauf mit- und ineinander verschlochten und sodann mit starker Seide oder Kameelgarn dicht und fest umwunden werden, wie solches bei g zu sehen ist.

Fig. 11. Das Aufhängekreuz.

Fig. 12. Das Goldkissen.

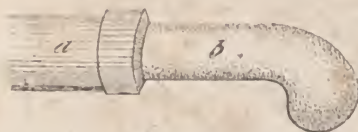
Fig. 13. Das Goldmesser.

Fig. 1.

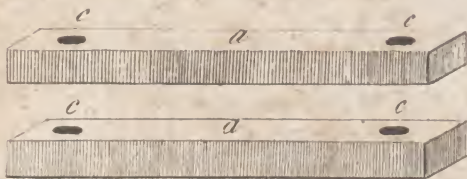
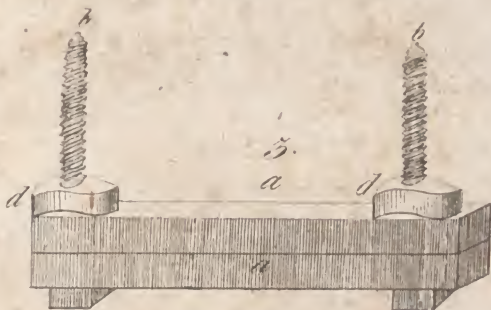


Zu Thons Papierlütchen

2.



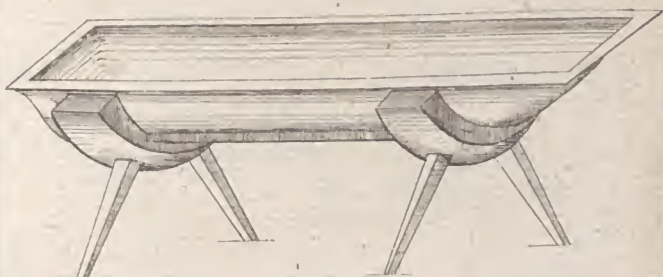
5.



4.



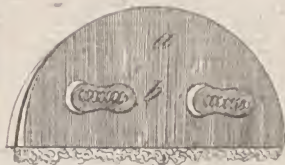
5.



6.



7.



8.



